

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



85. JAHRGANG, 157. BAND
DER NEUEN SERIE 57. BAND
ERSTES UND ZWEITES HEFT

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
VERLAG VON GEORG WESTERMANN

1930

Inhalt

157. Band, der neuen Serie 57. Band

1. und 2. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — 'Schluß der Redaktion' Ende Februar 1980

Abhandlungen

	Seite
Anton Dorrer, Die geistlichen Bûrgerspiele in Bruneck (Pastoral)	1
Paul Roggenhausen, Hauff-Studien. II	13
G. Schleich, Über die Entstehungszeit und den Verfasser der mittelhochdeutschen Bearbeitung von Susos Horologium	26
Julius Freund, Abstufungen des modern-englischen Satzakkzents.	35
O. Schultz-Gora, Kritische Betrachtungen über den 'Lai de l'ombre' (ed. J. Bédier)	47
A. Götze, Wieland und Frau von Staël im Briefwechsel	63

Kleinere Mitteilungen

Zu H. v. Kleist. Von C. Fries	69
Das Spiel vom Jungsten Geleitz in Meian 1570. Von Anton Dorrer	69
'Petofi dem Sonnengott'. Ein bisher unbekanntes Gedicht Bettina von Arnims. Von Otto Mallon	71
Ags. Survey von Bury St. Edmunds. Von Martin Weinbaum	77
Schlüsselblume, Maiglöckchen und Veilchen in der altfranzösischen Lyrik. Von O. Schultz-Gora	78
Zwei Parallelen (Entlehnung oder Zufall?) Von Franz Reuß	82
Klärung von Mißverständnissen. Von Theodor Kalepky	84
Genues. cucurata 'Küchenschabe'. Von R. Riegler	86

Beurteilungen

H. Bork, Chronologische Studien zu Otfrids Evangelienbuch. (L. Jutz)	88
Katalog der 'Alten Bibliothek' des Theaters an der Wien, auf Grund der Aufnahme von Friedrich Arnold Meyer ausgabh. u. erg. v. F. Trojan u. F. Hadamowsky. Kataloge der Lektorsammlung der Nationalbibliothek in Wien, hg. von der Generaldirektion der Nationalbibliothek. I Bd. (Moriz Enzinger)	89
L. F. Thompson, Kozeblac. A survey of his progress in France, and England preceded by a consideration of the critical attitude to him in Germany. (Albert Ludwig)	91
Hoxie Neale Fairchild, The Noble Savage. A Study in Romantic Naturalism. (Annulla von Klenze)	94
I. Handbuch der Englandkunde, Band I von M. Deutschheim, B. Fehr, W. Halbfäß, F. Knapp, R. Müller-Freienfels, H. Niewöhner, Fr. W. von Rauchhaupt, L. Rieß, E. Vowinkel; Band II von K. Ains, Ph. Aronstein, G. Becking, K. Bornhausen, K. Friebe, H. Levy, L. Mackensen, W. Scheidt, E. Wahl. — II. Karl Brunner. Großbritannien. — III. Paul Hartig und Adolph Krüper, England and the English. — IV. E. Bode und D. A. Paul, England und Amerika. Their Character and Culture. Ein Kulturlesebuch für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Kurzausgabe von 'Seeds and Fruits'. — V. Wilhelm Ellenberger, English Politics from 1912 to 1919. (W. Dübner)	98
Roger Bacon, The opus majus; a translation by R. Belle Burke. — The cipher of Roger Bacon, by W. R. Newbold, ed. with foreword and notes by R. G. Kent. (A. Brandl)	102
J. L. Hotson, Colloz versus Chauntecleer. (J. Koch)	104
Thomas Platten, des Jüngeren Englandfahrt im Jahre 1.99. Hg. v. H. Hecht (Karl Brunner)	110
A. von Zahn-Harnack, Die Frauenbewegung (Fritz Fiedler)	111
A. Bernhard, Englische Grammatik (Kurzausgabe) (Fritz Fiedler)	114
A. C. E. Veichtman-Veth, A Syntax of living English. (Fritz Fiedler)	115
Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. Tome cinquième. (Eugen Lerch)	116
Arthur Franz, Aus Victor Hugos Werkstatt. Auswertung der Manuskripte der Sammlung 'Les Contemplations'. I Teil. Die Methode der Auswertung. (Alfred Götze)	118
G. Oscar Russell, Ph. D., Director of Phonetic Laboratories, Ohio State University, The Vowel, Its Physiological Mechanism as Shown by X-Ray. (Elise Richter)	121
Emma Schill, Les Traductions françaises de l'Intermezzo de Henri Heine. Thèse pour le Doctorat de l'Université de Paris. (Alfred Götze)	124
Hans Leo Götzfried, Roman Rollands heroischer Idealismus. Ein Beitrag zum Verständnis der Welt- und Lebensanschauung des großen Menschenfreundes. (O. Schultz-Gora)	125
Sprach- und Sachasias Italiens und der Südschweiz von K. Jaberg und J. Jud. Die Mundartaufnahmen wurden durchgeführt von P. Schreuermeier, G. Rohlfis und M. L. Wagner. Bd. I: Familie—Menschlicher Körper. — K. Jaberg und J. Jud, Der Sprachatlas als Forschungsinstrument. Kritische Grundlegung und Einführung in den Sprach- und Sachasias Italiens und der Südschweiz. (Friedrich Schür) .	126

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlages.

Die geistlichen Bürgerspiele in Bruneck (Pustertal).

Von Anton Dörrer (Innsbruck).

Das Bild, das von den bürgerlichen Passionsspielen Alttirols im Verlaufe der letzten drei Jahrzehnte gelaufig wurde und in J. Naders Literaturgeschichte anschaulich und eindringlich vor aller Augen tritt, verdankt seine festen Grundlagen den Forschungen des Innsbrucker Philologen Jos. Ed. Wackernell. Dieser ging von jenem reichen, noch nicht erschöpften handschriftlichen Nachlaß Vigil Rabers († 1552), des rührigen Sterzinger Malers und umsichtigen Spielorganisations, aus, den seine Vaterstadt erworben und bis in die Gegenwart erhalten hat. Zu diesen Spieltexten besorgte Conrad Fischner eine gründliche Auswertung der dortigen Archivalien für die Spielgeschichte der Stadt. Für Bozen, den nächstwichtigen Spielort Südtirols, konnte damals eine solche nicht mit derselben Vollständigkeit erschlossen werden, weil erst um 1910 das Bozner Stadtarchiv durch den Innsbrucker Statthalterei-Archivdirektor Dr. Karl Klaar geordnet und in den 'Archivberichten aus Tirol' (IV, 410—32) beschrieben wurde. Diese Aufstellung bedarf noch der Heranziehung von Dokumenten anderer öffentlicher und privater Sammlungen, um mehrere Lücken des Stadtarchivs zu ergänzen. In diesem Umfange eröffnen die erhaltenen Beschlüsse und Rechnungen ein außerordentlich reichhaltiges Material für eine Geschichte der Bozner Spiele, vor allem nach der kulturhistorischen, volkswirtschaftlichen und nationalen Seite hin. In einer Skizze über altdeutsche Karwochen- und Fronleichnamsspiele Südtirols im Zeitalter des Barock und Rokoko¹ verwerte ich etliches daraus zur Darstellung des Bozner Fronleichnamsumgangs. Doch auch von Passionsaufführungen, die bisher unbekannt geblieben sind, geht in diesen Archivalien noch die Rede. Ähnlich verhält es sich in Brixen am Eisack. Der dortige Heimatforscher Hermann Mang, dem wir u. a. das ebenso gediegene wie gemeinverständliche Werk 'Unsere Weihnacht, Volksbrauch und Kunst in Tirol' (Innsbruck, Tyrolia, 1927) verdanken, erschloß mit dem Brixner Domesmerbuch von 1550² auch eine Kostümschilderung von den Hauptdarstellern eines unbeachtet gebliebenen Osterspiels, das damals am Karsamstag nach der Mette als ein Ausläufer aus der tirolischen Glanzzeit der deutschen Mysterienspiele üblich war. Die 1608 einsetzende Brixner Karfreitagsprozession stellt

¹ Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, hg. von Günther Müller, III (1928) und IV (1929), dazu: Tiroler Heimat, Neue Folge II 2. Heft (Innsbruck 1929)

² Zeitschrift für katholische Theologie, Innsbruck 1928, 546—47.

die Brücke dar zu den barocken Kirchenspielen, denen wir noch begegnen werden. Desgleichen tritt nun beispielsweise das Untertal Städtchen Rattenberg als Spielort mehrmals hervor¹. Endlich sprechen Urkunden davon, daß auch schon auf dem Lande abseits der Bergwerke im 16. und 17. Jahrhundert, und zwar auf dem Ritten oberhalb Bozens, der ältesten Sommerfrische des Deutschordens- und Weltklerus aus dem deutschen Südtirol, Fasten- und Weihnachtsspiele stattgefunden haben².

Für Bruneck, das bis zur Säkularisation von 1803 zum weltlichen Fürstentum der Brixner Bischöfe zählte, deutet Anton Zangerl³ auf Bemerkungen der dortigen Stadtturkunden über Aufführungen hin. Aber erst der Schriftsteller Paul Tschurtschenthaler, in seinen südtirolischen Schilderungen und Porträtskizzen ein Eigenwuchs aus den Pustertaler Bergen, eröffnet in seinem gehaltvollen 'Brunecker Heimatbuch' (Bozen, Vogelweider, 1928) Einblick in die geistlichen Spiele seiner Vaterstadt. Ihm verdanke ich nachfolgende Auszüge aus den Rechnungsbüchern der Brunecker Bürgermeister. Erst 1609 zur Pfarre erhoben, besitzt Bruneck aus früherer Zeit keine Kirchenraittungen.

Die geistlichen Brunecker Spiele, meist Passionsdarstellungen, sind um ihrer selbst willen wie auch in ihrer Abhängigkeit von Brixen, wo der Bischof als Fürst innerhalb der weltlichen Grafschaft Tirol mit seiner Regierung und Verwaltung wie ein Staat im Staate herrschte, und in ihrem Zusammenhang mit dem tirolisch-bayrischen Volksspielwesen beachtenswert; sie deuten uns das Bild solcher Veranstaltungen abseitiger Städtchen an; wohl alle Texte kamen aus Brixen, und dieses war auch für die Aufführung vorbildlich. Texte und Aufführung fügen sich in den Rahmen der tirolischen Spiele überhaupt. Bruneck wies nie ein reiches Bergwerksleben oder Handelsgetriebe oder große Verkehrsmöglichkeiten wie einstmal Schwaz, Hall, Sterzing oder Bozen auf; seine Stadteinnahmen waren bescheiden, und daher können sich seine Spiele nicht mit der Pracht und Ausdehnung obiger Städte vergleichen, sondern halten sich in engerem Zusammenhang mit dem Kirchenkult in geziemendem Abstand vom bischöflichen Brixen.

Im Jahre 1538 wird zum erstenmal eines Passionsspiels im Ratsprotokoll gedacht. Solche sind freilich erst von 1532 an erhalten. Der Stadtrat erlaubte damals die Aufführung, wofern die Bruderschaften (= Zünfte) für die Kosten aufkämen, wie es

¹ Literaturwissenschaftliches Jahrbuch III, 92.

² Freundliche Mitteilung des Pfarrers Bonifaz Kravogl O. T. in Lengmoos am Ritten. (Vgl. Der Schlern X 223, 232, Bozen 1929.)

³ Aus dem alten Bruneck, ortsgeschichtliche Mitteilungen, Beilage zum Pusterthaler Boten Jg. 1893 ff.

ja teilweise auch bei den Passions- und Fronleichnamsspielen von Bozen damals üblich war. Was für die messes stolze Handelsstadt an der Talfer der Musterplatz, war für das bischöfliche Rienzstädtchen der Platz vor der Rainkirche, die aus dem 14. Jahrhundert stammte und mit dem Schloß das Stadtbild beherrschte. Hier fanden die meisten geistlichen Spiele statt. Im Rechnungsbuch wird hievon vermerkt:

- 1542: auf pevelch eines Rats die pin auff den Rain zum spil auff Machen lassen und abrechen hat gehabt 8 tagwerk 1 tag 5 kr. 40 kr.
item darzue geben 400 sthuck Negl die hundert p. 7 kr. 28 kr.
item hat Hans obstler die flecken [Bretter, Balken, Stämme] wieder herabgeführt 19 kr.
dem Claus Maler geben so er verdient hat zu den spil auf dem Rain 2 fl.
- 1545: auß bevelch eines Radt hat der statmaister auff dem Rain die hütte zu spill auffmacht und wider abprochen, davon 5 tagwerk, ist Imb spittel gespeist worden ain tag 6 kr. macht 2 Pf. 6 kr., die knecht 10 tag werkh 1 tag 5 kr. thuet 4 Pf. 2 kr., 200 scharnegel einer 700 per 7 kr. macht 4 Pf. 1 kr. — Sume 1 M 8 kr.
- 1548: Am Hern Sunntag Im 49 Jar als etliche Burger und Inwoner das Spyl zu Ern aines Ersamen Ratt von dem Rathauss gehalten. Innen zu vertrinckhen geben 4 Pf.
den Zimmerleuten vor den pin aufzumachen geben zu vertrinckhen 1 Pf.
- 1549: adi am tag mathie (21. IX) den spilleiten so die figur des sterbenden Menschen vor dem Rhathaus gehalten, verert 5 Pf. P.
wein auf die pip, zimerman und andere zahlt 2 Pf.
zu den *Passion* dem stat zimerman die pin auf den Rhain aufzumachen und abzuprechen zohlt, auch daß er die gloggen auf den Rhain anderst gehängt hat 1 M 6 Pf.
dem Onofferus malar das grab und Creuz anzustreichen zahlt 7 Pf. P.
- 1559: Mer haben die Zimmerleuth pey mir vertzert als das spil ist gewest 20 kr.
mer zu den pien geben 250 scharnagl
- 1563: Als man das Spill mit dem Reichen man¹ gehalten bey beiden mittlern fhoren lassen huetten [= Wächter aufstellen] 8 kr.
- 1573: Mer wie man die Hüten zum spill hat aufgemacht, geben 500 negl; dem Jörg Widemann maller auss B. m. H. geben von wegen des spilles 5 fl.
Mer zalt ich dem Meister Albrecht Statzzimmerman so er gearbeitet hat Auf dem Rain zum Spil 3 fl. 14 kr.
- 1577: Item zalt ich dem Ofwaldt Schrottenegger so der Zimmermann zum Spil auf dem Rain praucht hat 200 schernagl
mer so hab ich zum Daperij [= Draperie] Auf zu nagln dem Amprosch Ratsdiener geben 125 schloß negl 8 kr.
Ittems des gewist zum *Passion* auf dem Rain Auf zu machen hat der meyster sambt den Knechten 24 tagwerch, thuet in Allen lon 2 fl. 30 kr.
- 1578: adi 14 dito (marci) die stämb von spill herabfieren lassen den Zimmerleuten 2 ma/ wein zalt, da sy geholffen in die Zeug hütten 8 kr.

¹ Damals hing noch mancher angesehene Bürger dem neuen Glauben an; so heißt es im Ratsprotokoll vom 4. III. 1562, daß 18 Bürger gen Brixen 'für die fürstlichen Statthalter und Rätthe umb willen und verantwortung den Teutschen gesang und Psalben geritten' seien. Von Druckschriften ist selten die Rede; 1550 und 1553 kaufte der Rat je einen Kalender um 2 kr., 1596 gab er dem Peter wiggarius aus Österreich für 12 Drucktätlen 1 fl. und bald darauf dem Peter Waldt von Wien für 12 Schriften 36 kr.

- 1583: It den Gaall khamerer [Gall, altes Brunecker Adelsgeschlecht] bezalt nach Art [?] eines nachzügl... umb negl so zum spill oder Jungsten gericht gebraucht geworden 3 fl. 30 kr.
 ...Saillern, umb schnur und spagatt 54 kr.
 Auch so die spillcut der Souj mit seiner *Compagnia* verzert haben 15 fl.
 Mer so wie mit den Souj und seinen *Compagnia* gedingt haben umb die besoldung, als Marx *Puel*, Wolfgang *Ruethart*, Ambrosi Löll und Christoff *Schrotenegger* Ist Inen zugesagt worden 6 fl. 30 kr.
 Mer das Regall oder regl durch 3 Mann aus Thaußers [= Taufers im benachbarten Seitental] herauss lassen tragen sambt den blas bolgen und bej zalt Inen des tag lon und 10 kr. pesserung, dan si sich beklagt haben das schwer tragen 46 kr.
 Mer gleich soul diesen 3 Manen das Regall hinein zu tragen gebn 46 kr.
 Mer so der Jorg schneider und der Jakob khnepsasser Rotgarber die tapecerei und *Braunegg* deckhen haben auss kert und gepessert In teglen geben 24¼ kr.
 wein und brot pesserung des stab halbvon 20 kr.
 Mer blab seide und fadn kauft die tapecerei zu pössern 3 kr.
 Mer so der Hansl *paal* guen Luenz [= Lienz] gefarn ist um die Tapecerei zalt ich Ime 5 fl. 6 kr.
 1592: den 10 July zalt mer dem Statzzimmermann wass Er und seine khnecht zu Aufmachung der Pün zum Spil gearbeitet hat für Speiss und Lon 4 fl. 42 kr.
 zum Spil den Sechs Torhietern geben 24 kr.
 1598: *adi* 25 November bezalt ich nach umbgmelden Personen von wegen Sannct Khatarinespyl vermeg Irer Supplication: Jacob schaffmal, schlosser in Oberdorf 2 fl. 16 kr.; Georg Mairhofer den Jungen 1 fl. 40; Jacob Hueber, Pezger 1 Pf. Pixenpuler 30 kr.; dem Niclas Sölln um dargebne Negl 1 fl.; dem Innes Thintl Appottegger umb Confect 46 kr.; dem Lucas Sölln um Zörung 1 fl. 12; Mer hab ich selbs zu bemelten Spyl hergeben Eysennegl und Anders 3 fl. 42 kr.
 1593: Spiel um Pffingsten; den Spielleuten aufgetragen, kein schimpf und sich verhalten, das man zufrieden ist.

Diese Rechnungen erwähnen nur Auslagen, welche die Stadt übernahm; was die Kirche, die Bruderschaften und Zünfte und einzelne Mitwirkende aufwandten und was wahrscheinlich wie andernorts freiwillige Spenden teilweise deckten, davon erfahren wir nichts. Die letzten Rechnungen beziehen sich nicht mehr auf die alten bürgerlichen Passionsspiele. Wie in den übrigen tirolischen Städten, waren sie auch in Bruneck damals schon aufgegeben worden. Ihre uns bekannten Brunecker Aufführungen fallen insgesamt in die Nachblüte, die im Ausgangspunkte Sterzing von 1533 bis 1580 gewährt hatte.

Von den anderen Spielen in Bruneck dürfte jenem vom Sterbenden Menschen die 1510 gedruckte Münchner Moralität (ed. Bolte, Leipzig 1927, Bibl. Literar. Ver. Stuttgart Bd. 269/70), dem Spiel vom Jüngsten Gericht das der Aufführungen in Hall (1507) und München (1510), dem Spiel vom Reichen Mann die Handschrift Vigil Rabers und dem Spiel von der hl. Katharina, der Patronin der Rainkirche, eine rheinische Dichtung zugrunde liegen. Damit träfe für das erstgenannte zu, was schon Traut-

mann (Jb. München Gesch. I 201/2) annahm, Hartmann und Creizenach jedoch bestritten, daß jene Moralität mit ihren Totentänzen als Bürgerspiel aufgeführt und verbreitet wurde. Spiele vom jüngsten Gericht sind gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Umhausen im Oetztal und Mitte des 18. Jahrhunderts in mehreren Dörfern des Innvals nachgewiesen. Die genannten Moralitäten stehen in Form (Prozeß) und Idee dem jüngeren Prosadrama Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (*Speculum vitae humanae*) nahe. Mit den aufblühenden Jesuitenspielen hat die Vorführung der hl. Katharina nichts zu tun, wenngleich eine solche schon 1576 und 1577 am Innsbrucker Hofe unter großem Gepränge stattgefunden hatte.

Vom Brunecker Passionsspiel erfahren wir erst auf dem Umwege der Tiroler Regierungsakte vom Jahre 1765 wieder etwas¹. Doch war das kirchliche Spiel in der Zwischenzeit nicht ausgestorben. Um 1610 war die katholische Restauration in Tirol so gut wie entschieden. Ein großer Anteil kommt hierbei dem Kapuzinerorden zu. Dieser führte u. a. Karfreitagsprozessionen ein, so in Brixen im Jahre 1608, in Bruneck 1610. Nach der Trauermette in der Kirche zogen Klerus und Laien, Geißler, Kreuzzieher und Ausgespannte, Darsteller des Leidens Christi und Träger von Figuren (Präfigurationen), aus. Die Verse, die hierbei gesprochen wurden, übernahmen die Figuranten vielfach

¹ Adalbert Sikora, Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol (Zeitschrift des Ferdinandeums III, 50, S. 371), erwähnt eine Brunecker Aufführung des Jahres 1765. Solche oft nur zufällige Erwähnungen der staatlichen Bevormundung und höheren Mesnerei in den Aktenakten besagen für die Geschichte der einzelnen Spiele meist nicht mehr, als daß um das Aufführungsrecht eingekommen oder trotz des Verbots doch gespielt wurde. Sie erwecken leicht den Anschein, als ob erst in diesem Zeitraum zahlreiche Aufführungen üblich gewesen wären. und lassen schließlich alle jene Teile des Landes außer acht, die dem Gubernium damals nicht unterstanden oder auf die sich die Einschränkungen noch nicht erstreckten. Gerade das fürstbischöfliche Bruneck dient als Beispiel, daß dieses Aktenmaterial, so reich es an Eingaben um Spielerlaubnisse und deren Erledigungen aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist, noch keinen Grundriß zur Geschichte des Tiroler Volksschauspiels bieten kann, bevor nicht auch die Archivalien der anderen Regierungen in Tirol, der einzelnen Spielorte und die auf uns gekommenen Spieltexte zu Rate gezogen werden. In den Theaterakten des Tiroler Staatsarchivs ist außer obiger Erwähnung laut Sikora von keiner weiteren Aufführung in Bruneck die Rede. Welch einseitiges Bild die bloße Ausnützung dieses Quellenmaterials erwecken kann, zeigt am besten Sikoras Darstellung der Fronleichnamsbräuche in Bozen (Zs. Ferdinandeum III 49), deren Entstehung er bald ins Jahr 1341 (ebenda 50, 372), bald in die Zeit Kaiser Maximilians I. (49, 312) verlegt und deren Ende er bald mit 1765, bald mit 1753 angibt (50, 372 u. 49, 334 ff.). Dies sei zu neuerlicher Vermeidung einer einseitigen Heranziehung dieser statistischen Exzerpte gesagt, ohne Sikoras besondere Verdienste um die Erforschung des tirolischen Volksspielwesens beeinträchtigen zu wollen.

aus dem alten Passionsspiel oder bildeten sie sich nach ihnen durch selbstverfaßte Knittelverse weiter. Die Brixner Prozession gewann bald durch Hunderte von Darstellern und Büßern und durch besondere Legate einen großartigen Umfang und eine figurenreiche Erweiterung nach dem Vorbild der *biblia pauperum*, jener volkstümlichen Schrifterklärung, die den Kapuzinern noch gute Dienste leistete. Diese Präfigurationen nahmen wesentlichen Einfluß auf die Neugestaltung der Passionsspiele. Die Einführung der Kapuziner wurde in Brixen dadurch begünstigt, daß dort schon im 15. Jahrhundert der Auszug der Kirchengemeinde am Palmsonntag sich in anschaulicher Dramatik und Symbolik abgespielt und die ersten deutschen Patres sich besonderer Beliebtheit und großen Einflusses erfreut hatten. Nach Angabe des vormärzlichen Brunecker Chronisten, des Goldschmieds J. Tinkhauser, stellte der Stadtrat von Bruneck seit 1611, nach den Aufzeichnungen der Bürgermeister seit 1617 jährlich 6 bis 12 kleine und große Windlichter für diese Prozession bei. Sie kosteten 4—10 fl. Der ehrsame Rat behielt sich vor, über die Abhaltung ein entscheidendes Wort zu reden. Das beweisen mehrfache Beschlüsse. So am 15. April 1621: 'Die Prozession Am Charfreitag vortgeen Zulassen Ist Ainem Ersamen Rath Auf diess Jar auch nit entgegen.' Am 14. März 1625: 'Auf des herrn Pater Predigers Anbringen Die Charfreitags Procession heur abermals wie vor zuverrichten unnd nit abgeen zulassen, soller zu befürderung derselben 12 ganze witlichter gefrimbt (= bestellt) unnd dazugegeben werden. Die 6 soll der Burgermaister und die 6 der KürchProbst In namen des Spitals zalen.' Von 1626 an besaß Bruneck sein eigenes Kapuzinerkloster. Die bischöfliche Stadt wurde ein Mittelpunkt der religiösen Erneuerung des Pustertals, das in den Wirren der kirchlichen und sozialen Reformation mehrmals der Herd umstürzlerischer Bestrebungen gewesen war. Nunmehr nahm auch hier die Ausgestaltung des nächtlichen Umgangs am Karfreitag und Karsamstag in ähnlicher Weise wie in Brixen zu, Fahnen und Tragbilder (*labra u. fercula*) wurden angeschafft, 1624 rückte schon der Hauptmann Radtschöller mit 'Fändrich' Khirschmair und 'füerer' Zächer samt der Bürgerwehr bei der Prozession aus, im Jahre 1646 werden $\frac{3}{4}$ Ellen Zendäl (= Seidenstoff), so zu den fandlen, welches die Reither am hl. Carfreytag brauchten', verrechnet. Seit 1624 treffen wir Ausgaben an, 'was zum hl. Pluetstag verzört' und daß in der Neukirchen 'zum umbgang geschossen' wurde. In besonders kalten Jahren mußte erst das Eis an den Toren oder vor der Kirche für die Prozessionsteilnehmer aufgehackt werden. Wächter in Teufelslarven hatten die zahlreich herbeiströmenden Zuschauer in Ordnung zu halten. Von 1746 an schweigen sich die

Bürgermeisterrechnungen über die Karfreitagsprozession aus. Mag sein, daß die Stadt die zunehmenden Auslagen infolge der Kriegslasten nicht mehr trug. 1751 wurden die Figuren und Büssergruppen solcher Prozessionen von der Landesbehörde, 1780 vom Bischof untersagt. Doch hielt das Volk an der Vorführung drei Jahrzehnte fest. Nach dem Brunecker Chronisten Franz Ettl kam die solenne Brunecker Karfreitagsprozession im Jahre 1774 ganz ab und trat dafür in der Kar- und Osterwoche wieder das Passions- und Osterspiel. Hierzu wurde nunmehr das städtische Theater am Rain aufgestellt, die Garderobe aber von der Fronleichnamsbruderschaft übernommen, die sie bei der Karfreitagsprozession verwendet hatte¹.

Das Rechnungsbuch des Bürgermeisters vermerkt nur gelegentlich außerordentliche Spielausgaben:

1606:	adi 2. January 1607 Ainen Schuellmaister auss Lüssen [Dorf bei Brixen am Eisack] so das weihnacht Spill der geburt <i>Christy</i> geholten, auss beuelch meinen Herrn geben.....	30 kr.
1688:	denen Studenten verehrt zu Irer Comedi	1 fl. 30 kr.
1773:	von vorgestelter <i>passion</i> und auferstehung Christi unsers Herrn: den 27. März [1774] ist bey dieser Vorstöllung Säckhl gelt Eingangen und mier eingehendigt worden.....	49 fl. 30 kr.
	den 30to Mer bey diser gehaltenen Vorstöllung Empfang	22 fl. 12 kr.
	den 4 april von gehaltener vorstöllung d. auferstehung Christi Empfang	34 fl. 35 kr.
	den 10. april Mer von gehalt. auferstehung Eingang ..	9 fl. 57 kr. 14
	den 14 May seindt mier von denen Hr. acter von der bewusten Cämedy Eingehendigt worden	22 fl.
	Summe dises Empfangs	138 fl. 15 kr. 14
	Aussgaben von Gehalt. Passion und auferstehung Christi	
	Bezieche mich auf von Herrn Franz <i>Xaveri Kiperer</i> [Beneficiat] gefierte Rechnung so betrifft	57 fl. 59 ½ kr.
	die von Eingangenen von denen Acteren bezochnen	30 fl.
	zur aussopferung den dargegeben 22 Fleggen à 5 kr.	1 fl. 50 kr.
	Bodenflöggen 5 zu 8 kr.	40 kr.
	Vor Viermahliges Haar Frisiren Einer hl. Frauen	30 kr.
	Hr. Balthasar Rayner vor Einem Memorial	45 kr.
1776:	(Extra Empfang) wegen gehaltenen Vorstellung des Leidens u. Auferstehung Christi Eingangen wie volgt: Am 23: Martj als Pallen Sontag so in Beysein des Anton Haberster und Jacob Prinstler gezölt worden hat sich befunden	41 fl. 48 kr.
	am 27do Mer bey vorgestöllten Leiden Cristi Eingangen	37 fl. 57 kr.
	Am 30 dto Bey Gehaltener Vorstöllung der auferstehung Christi	31 fl. 15 kr.
	Am 7. aprill aber bey obiger Vorstöllung Eingangen doch mit abzug 16 ½ kr. schlechter und nit aufbringlicher minz so in den almosen Pixen gelögt werden	14 fl. ½ kr.
	Summe	125 fl. ½ kr.

¹ Später mußte Militär den Prozessionen zur Zierde gereichen; so wird 1798 den Husaren für 'Auszeichnung der Fronleichnams-Procession am Donnerstag und Sonntag' 4 fl. 48 kr. gegeben, denen Soldaten so bey der Fronleichnams-Procession mitgegangen bezahlt ob 24 Mann a 12 und 2 Corporalen 21 kr.; den Schützen für 12 Gewöhr Richten auf Fronleichnamb 1 fl. 48 kr.

Ausgaben: vermög Beylang No. 51 nebst beiliegenden Kontelen habe	
Herrn Anton Habrester als Rechnungsfrierer bezalt	55 fl. 3 ½ kr.
Weiters bezahle Herrn Anton Habrester für Musicanten und andern	
dabey verdenten Regalien darunter auch mein Conto zusammen 23 fl.	
Dann habe denen Acteren zu Einer für Billich Erachtend Ergö-	
lichkeit hinaufgöben	25 fl. 26 ½ kr.
Weiters bezahle Hr. n. Johann Gasteiger [= Sonnenwirt] wögen den	
Garten, albo <i>Theatrum</i> aufgemacht und die Vorstöllung gehalten	
worden	5 fl.
1781: Bey der ersten Vorstöllung (<i>Passion</i> und auferstehung Christi) am	
Palmsonntag ist eingangen	18 fl. 52 kr.
Bey der zweyten Vorstöllung des Leidens Christi ist eingangen	
.....	43 fl. 30 kr.
Am Ostersonntag Bey gehaltener Vorstöllung der auferstehung	
Christi empfangen	15 fl. 3 ½ kr.
und am weißen Sonntag mehr von dieser Vorstöllung Empfangen	
.....	26 fl. 48 kr.
<hr/>	
Summe	104 fl. 13 ½ kr.

Ausgaben: dem wohlehrwürdigen Geistlichen Herrn von Gall als	
Direktor	6 fl. 15 kr.
dem geistlichen Herrn Santpichler für abschreibung der Arien und	
abrichtung der Persohnen in der Music, auch für Musicmachen,	
in allem	8 fl.
dem anton Haberster und seiner Frauen willen gehabte Mühe-	
waltung	4 fl. 12 kr.
für 4mahl wachstehen bezahle zween tagwerche, dann dem Bartlme	
Hellweger und dem Peter Hilber zusammen	4 fl. 37 ½ kr.
dem Zimmermeister laut Conto	32 fl. 49 ½ kr.
mehr demselben	4 fl. 11 ½ kr.
Alss das Holz zur Bühn auf den Rain geführt worden haben die	
Fuehrleut verzöhrt	1 fl. 46 kr.
für abbrechung der Bühn	1 fl. 53 ½ kr.
für das oster Lämpf samt weiters hingeebene Zöhrung	50 kr.
die Juden [= Darsteller der Juden] haben verzöhrt	1 fl. 30 kr.
dem Joseph Stifler bezahle	36 kr.
Bey zwei auferstehung vorstöllungen wurde verzöhrt	58 ½ kr.
Bei Heern Auracher erkaufte 400 Laaden und 400 Scharnögl 3 fl. 36 kr.	
denen zwey Genij [= Genien] einen Trunk gebn	29 kr.
<hr/>	
Summe der Ausgaben	84 fl. 48 kr.

Einzelrechnungen zum Passion 1781:

Beil. 38: Bey der Biene aufmachen auf den Rain In dem Uncösten	
Erlaffen: Tomas Salcher, Zimermeister, legt Rechnung über Tag-	
schichten (Meister 12 ¼ Schichten)	32 fl. 49 kr.
Beil. 39: der gleiche legt Rechnung auf den Tiatrum und mit Wacht-	
stehn	4 fl. 11 kr. 12
Beil. 40: Zu den Passions Vorstellung habe gemacht 11 bar apostl-	
schuech aussgebössert und 2 bar weiße Stifl geflickt, so in allen ver-	
dient Josef Stifler	36 kr.
Beil. 41: Zum Bassion hab ich gearbeith und dabei verdient 2 schlaf-	
röckh und 2 Brust aussgestickht, vor die Zen [= Szene] aufziehen,	
die weiße Christus khuden gewöst Sambt 2 leiblen vor die Joseph	
Brieder und ausgefleckht, mer 10 weiße leiblen geprömbt	36 kr.
4 Böschl gewandlen aussgeflickht und ain olten mandl vor Christus	
in der Verspodung gemacht	10 kr.
2 burpurfarbe Mändteln Sambt die 2 schuech aussgeflickht	
.....	11 kr.

mer 4 liecht blaue schürz Sambt die 4 mändl auch die Bedrus
[= Petrus] Khuden, mer 4 leinden Röckh aussgepöSSERT und gepögl
30 kr.

die 4 Hofheern röckh gerichted Sambt Edliche apostl gewänder. auch
die schene Christus khuden, 26 kr.

mer 4 dogwerch bei den geistlichen Herrn Gall 45 kr.

2 bar Stifl und die köstgeder zu den auferstehung usw. . . . 10 kr.

Ich Theresia Millerin.

Beil. 42: Zur Passion Vorstellung: 1 Buch fein Kranzle Papier 9 kr.

3 Ellen Sheter leinwand 6 kr.

an Seidenfaden und haftl 12 kr.

3 Ellen Seiden Band 9 kr.

3 „ blau Wohlen Damast a 48 kr. 2 fl. 24 kr.

½ „ leinwand und 2 kr. seiden 10 kr.

1 Bund glufen [= Nadeln] 6 kr.

3 fl. 16 kr.

Beil. 43 zum *passion* und auferstehung vorstellung hab ich das *fron-*
dispicium [= vordere Bühnenwand] Renuffiert wie auch fir dem
Christus das Kleit übermahlen und andre Kleinigkeiten gemacht
und damit verdient 2 fl. 48

Benedict Santer

1782: abermals *Passion* am 13. u. 17. april, dann auferstehung am 21. u.

24. April Einnahmen 84 fl. 29 kr.

Ausgaben: Erstlich bey aufmachung des *theatri* 100 Boden Nögl
hergeben 36 kr.

dann fier ein 4 klaftrige Boodenflöggen usw. 18 kr.

denen 6 Wächtern miteinander bezahlt 3 fl. 90 ¼ kr.

dem Rathsdienier für das Einsagen usw. 2 fl.

denen Juden wie gewöhnlich 1 fl. 30 kr.

Bey den abentmahl und genemb ausgeben in Wein, Brodt, Kizernes

Prätzl [= Kitzbraten] nebst ein Tirtl [= kleine Torte] und

Salath usw. 2 fl. 59 kr.

denen Herrn aceren und Musicanten, So in allen 60 Persohnen

waren ein Marendl [= Jause] geben 21 fl.

Mehr von die Knaben an Wein, Brodt und Prätzl 1 fl. 51 kr.

Dem Peter *Lintner* für die Christus Kuthen bezahlt 8 fl.

Aber dem Zimmermaister fir Erhöhung des Zauns, auch ab-

brechen ect. 9 fl. 53 ½ kr.

Einzelrechnungen: Beil. 75 ½: Peter *Linter* legt Rechnung was mich

die Christus Khuthen haben gekostet 6 gämbS fel [= Gamsfelle] das

Stuckh von 1 fl. 48 kr.

mer die Kuthen in leidten 5 Schaffel [Kutte für Leidensszenen, aus
5 Schaffellen]

von die Strimpf 36 kr.

vor die Sintellier [= Sandalen] 45 kr.

Beil. 74: Antoni Haberstro legt Rechnung zum *frontespitium* 2 neue

Zugseil à 24 kr.

dem Brixner Jagl zahle für die 4 *Passions*- et auferstehungs Biecher

sambt etwass geschmuck heribertragen ect.

½ Pf. matrazen Haar zu BädT [= Bett] auspessern

dem Anton Mair Satler fier Zitternadlen richten mit Trath 18 kr.

Dem Kofler Tischler für *Cupito* Pogen mit anstrich und 2 Urtil-

stab 10 ¼ kr.

Für die Juden 6 neue sail à 3 kr. usw.

Maria Zwischenpurgerin Witib fir 4 Tag anlegen den Jungfrauen

Theresia Gasteigerin und Anna Kunzanrin à 8 kr.

Jakob Prinster fir schweißstuech einnähen ect.
schmit Mërtl fir 4 eiserne Nögeln zu die gätterlen usw.

1785: da von dem Rain das *theatrum* herunterbringen lassen, bezahle ob
2 Tag Tagwercher...

1797—99: Einen Kornkasten [hat die Stadt 1731/32 erbaut], darinnen
man einiges Holz und *scenen* vom Theater aufbewahrt sind.

Mit den Szenerien wurden auch die geistlichen Volksspiele engültig beiseitegeschafft. Die aufgeklärte Staatsregierung hatte sie in den meisten Orten schließlich doch unterdrückt. Die bessere Gesellschaft des Städtchens erfreute sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an Singspielen, vorwiegend nach italienischem Muster, wie sie seit Beginn des 17. Jahrhunderts fast ausschließlich in welscher Sprache und Aufmachung an den habsburgischen Höfen üblich geworden und seit Verheiratung des bayrischen Kurfürsten Ferdinand Maria mit Adelaide von Savoyen neben ihren französischen Aufführungen an den Wittelsbacher Höfen Mode geblieben waren. Wir stehen schon im Zeitalter Mozarts. Der erste Text einer 'komischen Oper' wurde für Bruneck im Jahre 1795 gedruckt und trat unter dem an das deutsche Hausmärchen erinnernden Titel 'aus dem rothen Käppchen' auf; in Wirklichkeit enthält er ein Eifersuchtsdrama eines alten Ehemanns mit seiner jungen Frau. Solche Texthefte erhielten sich weit zahlreicher aus der noch immer angesehenen Handelsmetropole des Landes, Bozen, dessen Merkantiltheater unter dem Einfluß der italienischen Messeteilnehmer stand. Sie bildeten in der Stadt eine gesonderte gerichtseigene Körperschaft, ähnlich wie vordem unter den Fuggern die Deutschen zu Venedig. Diese Opern- und Operettenabende Bozens fanden in bescheidenem Umfang und geringer Zahl Anklang in Brixen und Bruneck. Das erste in Bozen gedruckte Textheft stammt aus dem Jahre 1779: 'Das Serail. Oder die unvermuthete Zusammenkunft in der Slavery zwischen Vater, Sohn und Tochter', Musik von Jos. v. Frieber, Kapellmeister des Kardinals von Passau (Joseph I. von Limberg). Ein weiteres, 'Der König Theodor in Venedig', ist unmittelbar aus dem Italienischen übertragen, einzelne Arienverse scheinen im Urtext gesungen worden zu sein. Das darf in jener Zeit nicht wundernehmen, vielmehr ist erstaunlich, daß sogar das Bozner Theaterleben von damals trotz der ansehnlichen Zahl der welschen Marktbesucher und trotz der entscheidenden Bedeutung der Märkte für das Wirtschaftsleben der Stadt fast ausnahmslos in deutscher Sprache sich abwickelte, im Gegensatz zu jenem vieler anderer deutscher Städte. Für die fremde Herkunft vieler Komödianten und Musikanten spricht ein gerade Tirol berührendes Beispiel: Josef Bellomo (Edler von Zambiasi), geboren am 16. März 1754 zu Tajo im Nonsberg (Welschtirol), übernahm als angesehener Schauspieler 1783 das Weimarer Hof-

theater und gab dort bis 1791 insgesamt 643 Abendvorstellungen, worauf Joh. Wolfg. Goethe die Leitung übernahm. Bellomo starb am 18. Oktober 1833 zu Graz, wo er sich gleichfalls wie in Weimar schöne Verdienste und Anerkennungen erworben hatte.

Noch ein Jahrzehnt später und darüber hinaus erfreute sich das gesellschaftliche Bruneck an Singspielen, und kein Geringerer als seine gefeierte 'Liedernachtigall' Hermann von Gilm erhob diese gefühlvollen Biedermeierabende durch eigene lyrisch-dramatische Gelegenheitsdichtungen und Festspiele zu künstlerischen Weihestunden des neuen Jugendzeitalters im literarischen Tirol.

Daß die Brunecker Rechnungsbücher, die selbst einzusehen mich die Ungunst der augenblicklichen Verhältnisse hinderte, keine vollständige Liste aller dortigen geistlichen Aufführungen enthalten dürfte, geht aus einem gedruckten Spielprogramm (Perriche) hervor, das sich erhalten hat. Es berichtet von dem moralischen Exempelstück: 'Triumph der göttlichen Liebe über die Undankbarkeit der menschlichen Seele, vorgestellt in Amorosus, einem königlichen Prinzen aus Engeland, und Argenis, einem (von Basilio, König in Engeland) an Kindesstatt angenommenen armen Mägdlein. Aufgeführt von einer bürgerlichen Gemeinde der Fürstl. Stadt Brunneck, im Jahre 1774. Mit Genehmigung der Obern. Brixen, gedruckt bey Thomas Weger, Fürstl. Hofbuchdrucker.' Gekleidet in den Streit der göttlichen Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe um die sündige Menschenseele, findet die durch die Kapuziner wiederbelebte mittelalterliche Litigatio sororum hier in musikalischen Zwischenszenen als der eigentliche Sinn auf das ganze 'historische' Stück Anwendung und durch die Hereinziehung des guten Hirten und Geliebten der Liebe eine barocke Erweiterung, die auch zu Schäferszenen Anlaß bietet. Der englische König Basilius ist nämlich kein anderer als der göttliche Vater und König der Engel; sein Sohn Amorosus und Bräutigam der Argenis vertritt den göttlichen Sohn und Erlöser der menschlichen Seele; Argenis, das an Kindesstatt angenommene arme Mägdlein, versinnbildlicht die aus nichts erschaffene menschliche Seele; der königliche Prinz Theophilus stellt die Unschuld oder göttliche Gnade dar; die Kammerfräulein der Prinzessin übernehmen die Aufgaben der fünf Sinne der Menschen, und die Hofherren des Königs Basiliscus die der höllischen Geister, die auf den Untergang der Seele lauern. Das Stück ist also eine deutsche Schulkomödie, wie deren manche am bischöflichen Hofe und Gymnasium zu Brixen nach dem Vorbilde jener der Jesuitengymnasien im Lande bald in lateinischer, bald in deutscher Sprache veranstaltet wurden. Ähnlich wie die großartigen Figuralprozessionen wanderten auch solche moralische Exempelstücke von den klösterlichen Kultur-

zentren in kleinere Städte, die im Besitze von besseren Schulen und musikalischen Kräften waren. Da solche Programme nur von wenigen Aufführungen in öffentlichen Bibliotheken vorzufinden sind, verdanken wir, wie im vorliegenden Falle, nur zufälliger anderweitiger Aufbewahrung eine Kunde von diesen für die Theatergeschichte ebenso wie für die Musikgeschichte beachtenswerten Veranstaltungen.

Die geistlichen Aufführungen des bischöflichen Bruneck sprechen für ein biederes Volksspielleben unter der Bürgerschaft der vergangenen Jahrhunderte. Daß diese fast jährlich wiederkehrenden Volksfeste als Sache der Gemeinde, ähnlich denen der übrigen Städte südlich des Brenners, in deutscher Art und mit tirolischem Gepräge abgehalten wurden, bezeugen die Rechnungsbücher. Das hervorzuheben hat freilich erst die gegenwärtige Not Südtirols gelehrt. Bruneck ist nur wenige Stunden von der nationalen Südgrenze entfernt. Sein ehrsamer Rat hat in der katholischen Restaurationszeit, aus der man solche Ausnahmentscheidungen vielleicht nicht erwartet, eine offensichtliche Reinhaltung seines Volkstums festgelegt, indem er von Italienern die doppelte Bürgertaxe verlangte. Da aber nur Maurer und Musikanten in Betracht kamen¹, war damit jedweder Gefahr vorgebeugt, daß das gemühtiefe, phantasiereiche deutsche Wesen der Stadt Michael Pachers auch nur im geringsten beeinträchtigt oder beirrt werden konnte. Sie hat denn auch den oben erwähnten Künstler Jakob Philipp Santer und den Bildner der deutschen Weihnacht Josef Bachlechner wie die Dichter und Schriftsteller Josef Seeber, Anton Müller (Br. Willram), Paul Tschurtschenthaler und Josef Neumair dem Lande Tirol geschenkt und damit bis in die Gegenwart ihr reiches kerntirolisches Wesen und ein deutsches Vorwalten jenes Darstellungsvermögens, jener Kunstsinigkeit und volkstümlichen Innigkeit bekundet, welche ihren alten geistlichen Spielen zu eigen waren.

¹ Die Fälle sind selten; so heißt es 1570: den wallischen maurern daselbst geben all tag ain mas Wein, ist 11 Tag. Italiener und auch Ladiner werden überall als Volksfremde angesehen; so heißt es in den Kastelruther Matrikeln von einer ledigen Mutter ancilla itala (= welsche Dirn); im Bozner Ratschlagbuch von 1542 (2. Juni) Beschluß, daß kein anderer als von 'Teutscher nation zu Burg- o. Inwohner aufgenommen und inskünftig darauf gehalten und niemandt verschont' werden soll. Dieser Beschluß wird i. J. 1524 zum erstenmal gefaßt und im Protokoll vom 30. III. 1543 ausführlich begründet.

Hauff-Studien.

Von Paul Roggenhausen (Danzig).

II. Novellen.

1. Othello.

Hauff steht im Banne von Stuttgarter Eindrücken. Weiterhin aber ist der Einfluß der Schicksalstragödie unbestreitbar (1809: Werner, 24. Februar; 1812: Muellner, 29. Februar; 1813: Muellner, Schuld). Das Hauptmotiv — ein Mann zwischen zwei Frauen — kann der Dichter unbewußt aus Lessings 'Miß Sara Sampson' und Goethes 'Stella' herübergenommen haben. Auffällige Parallelen ergeben sich, namentlich am Anfang und am Schluß, zu E. T. A. Hoffmanns 'Don Juan'. — Stark sind gerade in dieser Novelle die Anklänge an Clauren (diese frische Farbe, diese heitere Stirn, diese kindlich reinen milden Augen, dieser holde Mund usw., ganz wie in Claurens 'Christpüppchen'). Die Figur des tapferen Polen kann ebensogut von Clauren wie von E. T. A. Hoffmann herübergenommen sein, dessen 'Gelübde' z. B. in Polen spielt. Ganz Hoffmannisch sind die Figuren des Opernregisseurs (zum Vergleich: Monsieur Cochenille in 'Der Zusammenhang der Dinge') und der mystischen Federtante. — Der Traum der Prinzessin im 9. Kapitel erinnert an E. T. A. Hoffmanns 'Magnetiseur'. Dort träumt der Baron, der Major trete vor sein Bett, rede ihn an und fahre ihm mit einem spitzen Instrument durch das Hirn. Er erwacht, eine dumpfe Luft erfüllt sein Zimmer, es ist ihm, als höre er die Stimme des Majors, der ihn mehrmals ruft. — Ähnlich in E. T. A. Hoffmanns 'Fragment aus dem Leben dreier Freunde', wo die Erscheinung der spukenden Tante zum Vergleich herangezogen werden könnte. — Starker Einfluß der Schicksalstragödie zeigt sich in dem Eintreten des Unheils an einem bestimmten Tage: bei Hauff acht Tage nach der jedesmaligen Aufführung des 'Othello', im Schicksalsdrama am 24. oder 29. Februar. — Im 5. Akt von Zacharias Werners '24. Februar' liest Kunz von einem aus der Bibel herausgefallenen Blatte: 'am 24. Februar 1776, um 12 Uhr nachts es war, als seines Alters 74 Jahr ... und ein großes Kreuz steht daneben'. Dazu vergleiche bei Hauff: 'Er setzte eine große in Bein gefaßte Brille auf und blätterte in der Chronik ... anno 1740 den 8. Dezember ist die Actrice Charlotte Fandauerin im hiesigen Theater erstickt worden. Man führte das Trauerspiel "Othello" ... auf'. Und einige Seiten später: 'Auf dem Rande stand dreimal unterstrichen: den 20. fiel Prinz Ferdinand auf der Jagd.'

Die an und für sich schon Claurensche Gestalt des polnischen

Majors läßt insofern schon einen Vorgänger des Grafen Martiniz aus dem 'Mann im Mond' ahnen, als er ebenso wie dieser in froher Gesellschaft plötzlich finster wird, aus der Gesellschaft entfernt werden muß und anfängt zu wüten und zu rasen.

Das Umkleidemotiv, durch das die Katastrophe herbeigeführt wird, bei den Romantikern sehr beliebt, tritt stark hervor bei Zschokke: 'Abenteuer der Neujahrsnacht', wo der Nachtwächter Philipp, der seine Kleider gegen das Maskenkostüm des Prinzen Julian vertauscht hat, von verschiedenen Personen als Prinz angeredet wird und auf diese Weise eine Menge Geheimnisse erfährt. — Dasselbe Motiv kehrt bei Hauff wieder in der 'Geschichte von der abgehauenen Hand' und im 'Lichtenstein', wo Georg Sturmfeder dem Herzog den grünen Mantel abreißt, sich für ihn opfert und ihn rettet¹.

2. Die Sängerin.

Zunächst Verwertung selbstbeobachteter Stuttgarter Originale. Das Maskenballmotiv kann auf Zschokkes 'Abenteuer einer Neujahrsnacht' beruhen oder eine Erinnerung an den Maskenball vom Winter 1824/25 sein, auf dem Hauffs Freund Riecke als Graf von Gleichen erschien. In keiner Novelle sind die Anklänge an Clauren so stark wie in der 'Sängerin'. Die Sängerin selbst, mit dem schwarzen, herabfallenden Haar, den dunkelbraunen Wimpern, der glänzenden Blässe der Stirn, des Gesichts, des schönen Halses, dieser Engel von Reinheit, mit den engelreinen Zügen, der zart geformten Hand, dem dunklen Auge, das nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren hat ..., jener Reinheit der Seele, jenem Adel der Natur ... ist ganz Clauren. Ebenso der nicht gerade gemühtiefe Vater Bolnau, der sich um seinen ungeratenen Sohn nicht im geringsten grämt (Graf Barczikoff in Claurens 'Liesli und Elsi'). Wenn er mit freundlichstem Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßt, erinnert er schon an den Grafen Rebs in den Satansmemoiren. Wenn von seinem Sohn gesagt wird, dieser sollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen und 'handeln und sich umtun im Kommerz, so wollte er es haben; der Sohn aber lebte und webte nur im Reiche der Töne', so ist das eine lebhaft Ähnlichkeit mit E. T. A. Hoffmanns 'Artushof', wo Traugott, der korrupte Schwiegersohn, der unkluge Associé, statt den Aviso auszufüllen, seiner Malerleidenschaft frönt und dadurch seinem Schwiegervater einen Verlust von 10 000 Mark verursacht. Ein Claurenscher Typ ist der Medizinalrat Lange, der den Liebesknoten entwirrt. Das

¹ Für die Quellenfrage der Novellen und der Märchen ist vor allem herangezogen worden: Janaki Arnaudoff: 'W. Hauffs Märchen und Novellen'. Diss. München 1915.

Taschentuchmotiv beruht vielleicht auf der Novelle 'Das Taschentuch' im Gesellschafter 1826. Wenn Günther Koch (Euphorion, Band 4, S. 804) behauptet, die Gewissensbisse des alten Bolnau seien nicht hinreichend motiviert, so kann ich dem nicht zustimmen. Die durch das Wort der Sängerin hervorgerufene Angst vor der Polizei stimmt durchaus zum Wesen des originellen Sanguinikers. Ebenso stimmt nur teilweise, daß Vater und Sohn uns ihrem Wesen nach fremd bleiben. Falsch ist Kochs Behauptung, über der Entstehung des Liebesverhältnisses Bianetti-Boloni liege tiefes Dunkel. Ihr Kennenlernen wird geschildert, das Schweigen von ihrer Vergangenheit ihm gegenüber wird durchaus genügend motiviert durch seine eifersüchtige und argwöhnische Veranlagung.

Die Vereinigung aller Personen in einem Schlußbilde ist durchaus Clauren, kommt aber ebenso bei Tieck vor.

Erinnerung an das Geschick von Hauffs Vater erblicke ich in folgenden Stellen: 'Er lorgnettierte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, dessen Giebel aus der Ferne ragte. Dorthin, Bolnau, aus ganz besonderer Gnade und Rücksicht auf mehrjährige Dienste!' Und: 'hatte man nicht Beispiele, daß gerade solche Leute, denen man vor der Welt nichts nachsagen konnte, der Justiz am meisten zu schaffen machten?'

Die Erzählung der Sängerin von ihren Jugenderlebnissen deckt sich ziemlich genau mit Fannys Jugend in Claurens 'Der Generalbevollmächtigte', ihre weiteren Schicksale mit denen von Claurens Doralice in 'Christpüppchen'¹. Sie erinnert, außer an Clauren, auch auffallend an E. T. A. Hoffmanns 'Vampirismus'. Ein falscher Baron, der von der Mutter für einen entfernten Verwandten ausgegeben wird, macht auf Aurelie einen widerlichen Eindruck. Als sie heranwächst, nimmt er sich Freiheiten heraus, bis sie ihn von sich stößt. Dazu vergleiche man bei Hauff: 'er setzte mich auf seine Knie, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm wegdrängte, er küßte mich trotz meines Schreiens'. — Auffallend wirklichkeitsgetreu ist die Schilderung des verurufenen Hauses. Sie stimmt bis in kleinste Einzelheiten mit zeitgenössischen Schilderungen (z. B. bei Castelli) überein, so daß anzunehmen ist, daß Hauff bei seinem Aufenthalt in Paris an dieser Seite des Pariser Lebens jedenfalls nicht vorbeigegangen ist.

Die Rede des Kapellmeisters Bolnau über den Unterschied zwischen Männer- und Frauengesang stimmt fast wörtlich überein mit Hauffs Festrede über die Macht des Gesanges, am Neujahrsfest 1826 gehalten.

¹ Günther Koch: 'Claurens Einfluß auf Hauff'. Euphorion IV.

3. Die Bettlerin vom Pont des Arts.

Die Novelle zerfällt in zwei Teile. Für den ersten, der an ein Gemälde anknüpft, lassen sich als Vorbilder E. T. A. Hoffmann und Tieck feststellen. Von Hoffmann kommt hier wieder in Betracht der 'Artushof', dessen Maler Traugott im Leben den Gestalten begegnet, die er noch vor kurzem auf dem Gemälde bewundert hat. Von Tieck ist heranzuziehen: 'Franz Sternbalds Wanderungen'. Ferdinand sieht ein Gemälde, verliebt sich in die Dargestellte, beschließt sie zu suchen, erkennt sie in der bedrohten Pilgerin und befreit sie. — Franz sieht bei dem alten Maler ein Bild, erkennt darin seine unbekannte Geliebte und kauft ihm das Bild ab. Die Gräfin erzählt ihm, das Bild sei ihre verstorbene Schwester. Dies erweist sich jedoch als Irrtum; es ist seine vergessene Spielgefährtin, die er in Rom wiederfindet. — An Tiecks ganz auf den Dialog gestellte Novellen erinnern ferner die vielen theoretisierenden Zwiegespräche. An Hoffmann wieder erinnert die Szene in der Galerie im 3. Kapitel sowie auch die Beschreibung des Spaniers am Anfang von Hauffs Novelle. In Betracht kommt hier Hoffmanns 'Signor Formica', der jedoch bei Hoffmann Karikatur ist, während Hauffs Spanier imponieren soll. Man vergleiche bei Hoffmann: 'Ah, Carissima ...', bei Hauff: 'O Laura!' — Der Spanier aber glaubt fest, daß das Gemälde Laura sei, während Signor Formica trotz der Ähnlichkeit nicht glaubt, daß die Gemalte wirklich Marianne ist. —

An Clauren erinnert im 4. Kapitel: 'Die schönen Formen dieses Gesichtes, die edle Stirne, dieses sinnende Auge, dieser holde Mund ...', und am Ende des 5. Kapitels: 'Aber diese zierliche Nase, dieser liebliche Mund, diese zarten Wangen, dieses weiche Kinn ...' Ebenso erinnert Josephe mit ihren bleichen Wangen, ihrem abwechselnden Erbleichen und Erröten und ihrem gebildeten Geist noch stark an Claurensche Ideale.

Ihr Ausspruch: 'Wie glücklich sind die, welche auf viele Geschlechter zurücksehen können, die mit den Banden der Verwandtschaft an gute Menschen gebunden sind ...' erinnert an Iphigeniens Ausspruch: 'Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt ...'

Im 21. Kapitel beginnt dann die von Ernst Müller¹ und Hans Mayer² nachgewiesene verblüffende Ähnlichkeit mit Reinbecks 'Schwärmerei' und Carl Wilhelm Salice Contessas 'Manon', geschrieben 1803, erschienen 1811. Reinbeck gegenüber handelt es sich um fast wörtliche Anklänge. Bei Contessa tritt dem Er-

¹ Euphorien IV, S. 319 ff.

² 'Die Brüder Contessa'. Diss. Berlin 1906.

zähler am Pont Neuf eine verschleierte Straßensängerin entgegen (Manon), die mit einer Untertasse in der Hand (bei Hauff ist es ein Teller) um Almosen bittet. Der Erzähler, durch Manons Erscheinung gerührt, folgt ihr, pocht an die Tür, hinter der sie verschwindet. Die Öffnende führt ihn an das Lager ihres wahnsinnigen Geliebten und berichtet ihm ihr Schicksal. Sie hat trotz des Fluches der Eltern zu dem Geliebten gehalten; die Eltern wurden in der Revolution hingerichtet, ihr Geliebter wurde irrsinnig. Der Erzähler findet bei der Rückkehr von einer Reise beide tot. — Auch Contessa gegenüber sind einige fast wörtliche Übereinstimmungen bei Hauff festzustellen. Man vergleiche H.: 'da rief die Verhüllte mit zitternder, aber wohlklingender Stimme...', bei C.: 'mit schwacher, aber angenehmer Stimme...'. H.: 'Ich trat unschlüssig näher.' C.: 'ich stand einige Augenblicke unschlüssig, ob ich ihr folgen sollte.' Die Ähnlichkeit der Handlungen bei Reinbeck und Hauff hat Ernst Müller folgendermaßen präzisiert: 'Reinbeck und Hauff arbeiten mit Kontrasten. Bernhard und Fröben kommen vom Vergnügen und stoßen aufs bitterste Elend. Beide sind Deutsche. Die Mädchen, den besseren Ständen angehörend, werden durch äußerste Not zu ihrem verzweifeltsten Schritt getrieben. Gleich beim ersten Mal findet sich der Retter in der Not. Die Mädchen, still und schweigsam, lassen das Elend für sich reden. Erst als sie aufgefordert werden, sprechen sie. Dadurch machen sie einen guten Eindruck und gewinnen das Vertrauen der beiden Männer.'

Die Überraschungsszene im 32. Kapitel erinnert an Jean Paul: 'Hesperus'. Viktor und Clothilde werden in einer ähnlichen Szene von dem eifersüchtigen Flamin überrascht, der sich mit Viktor schlagen will. — Ebenso hat der Leben annehmende Traum des 28. Kapitels sein Vorbild in Jean Pauls 'Unsichtbare Loge'. Gustav träumt von Beate. Erwachend faßt er die Hand Beatens; sie sinkt in Ohnmacht. Der Inhalt des Traumes: ein Bild tritt lebendig aus dem Rahmen und umarmt den Träumer, erinnert wiederum an E. T. A. Hoffmannsche Motive.

Die ganze über der Novelle liegende empfindsame Schwärmeri weist auf Jean Paul hin, der ja auch in den Unterhaltungen Fröbens und Josephens genügend zu Worte kommt.

Daß Pariser Eindrücke Hauffs in dieser Novelle stark wirksam sind, ist ganz augenscheinlich. Heranzuziehen ist Hauffs Schilderung der schönen verschleierten Engländerin in dem Bericht 'Demoiselle Sonntag in Paris' (H. Hofmann, S. 243).

4. Die letzten Ritter von Marienburg.

Tiecks Einfluß ist unverkennbar. In Tiecks Novelle 'Dichterleben' sitzt Shakespeare bescheiden im Hintergrunde, den anderen

unbekannt, seinen Wein trinkend. Bei Hauff spielt Calvi, der, abseits in einer Ecke, scheinbar teilnahmslos, vor einem Glase Wein sitzt, diese Rolle. In beiden Novellen stellt sich nachher der Unbedeutende als der große Dichter heraus.

Bei Hauff eifern die Literaten gegen den neu aufgekommenen historischen Roman, der trotzdem weite Anerkennung findet — bei Tieck eifert Marlowe gegen die Ansichten seines unbekannten Tischgenossen, die neu sind und ihm später großen Ruhm erwerben. — Bei Hauff schimpft die ganze Literatengesellschaft auf das Werk Calvis, in dem sie unmöglich den Verfasser des Romans vermuten können — bei Tieck behandelt Marlowe den unbekannten Schreiber geringschätzig und will ihm die Berechtigung, in poetischen Dingen mitzureden, absprechen.

Die Unterbrechung einer Vorlesung durch Ohnmacht, wie am Ende des 5. Kapitels, ist ein beliebtes Motiv bei E. T. A. Hoffmann (z. B. Ausgabe Ellinger I, 160). Hoffmannisch sind auch die Typen des Buchhändlers Kaper — unbeschadet seiner Porträtähnlichkeit mit Hauffs Verleger — und der alte Magister Bunker. Geradezu erwähnt wird ja der Kammergerichtsrat am Ende des 6. Kapitels in einem Zusammenhange, der stark an die Skizze 'Freie Stunden am Fenster' erinnert. Auch diese Novelle ist von einzelnen Claurenschen Anklängen nicht frei: 'Alle jene düsteren Bilder ... verschwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte sie nie so reizend, so wundervoll gesehen, wenigstens so huldreich war sie nie gegen ihn gewesen.'

Die eigentliche Marienburg-Geschichte hat als Quelle wahrscheinlich nicht Voigts 'Geschichte Marienburgs', 1824. Es ist unwahrscheinlich, daß ein so umfangreiches Werk, das doch schließlich starken Lokalcharakter besaß, seinen Weg bis nach Schwaben gefunden haben sollte. Eher wäre zu vermuten, daß die zum Besten der Wiederherstellung der Burg in ganz Deutschland verbreitete handliche Flugschrift von Ludwig von Auer 'Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten des Ordenshauptauses und der Stadt Marienburg', Danzig 1824, Hauff vorgelegen haben könnte. Daß Hauff die historische Vorlage sehr frei behandelt hat, bedarf keines Hinweises.

5. J u d S ü ß.

Die Quellen sind erforscht in: A. Mannheimer, 'Die Quellen zu Hauffs Jud Süß', Dissertation, Gießen 1909.

Das Werk ist mir nicht zugänglich gewesen.

Ganz deutlich auf das Geschick des Vaters bezüglich ist die Stelle im 4. Kapitel: 'Es war damals eine gefährliche Sache, mit der Polizei in Streit zu geraten ... Man erzählte sich mehrere Beispiele, daß biedere ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur,

weil sie einem Diener dieser geheimen Polizei widersprochen und Gewalttätigkeiten verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängnis geworfen und nachher mit der kahlen Entschuldigung, es sei aus Versehen geschehen, entlassen worden waren.'

6. Das Bild des Kaisers.

In erster Linie Eindrücke von Hauffs Aufenthalt auf Schloß Guttenberg am Neckar beim Kriegsratspräsidenten von Hügel, der Adjutant Napoleons gewesen war.

Sodann starker Einfluß von Tieck: 'Die Gesellschaft auf dem Lande'. Bei Tieck, wie bei Hauff, Kampf und Polemik zwischen Anhängern des Alten und des Neuen. Bei Tieck ist das Alte, für dessen Beibehaltung gekämpft wird, der Zopf. Die Anhänger des Neuen sind der Herr von Binder und die jungen Freunde. Bei Hauff ist der Verteidiger des Alten der Herr von Thierberg, seine Gegner sind der Napoleonsfreund General Willi und der Weltstürmer, der junge Willi. Bei Tieck wird der Baron von Binder durch seine Feindschaft gegen den Zopf um die Braut gebracht. Dasselbe Schicksal erleidet fast der junge Willi durch seine Gegnerschaft gegen Napoleon. Ebenso wie Albert zum Schluß trotz seines inneren Widerstrebens gut napoleonisch gesinnt wird, findet auch bei Tieck eine Bekehrung statt. Der General Willi, als Verehrer Napoleons, verteidigt diesen gegen Thierberg und den jungen Rantow. Ebenso rechtfertigt bei Tieck der Oberst Friedrich den Großen gegen mancherlei Bemerkungen.

Auch in dieser Novelle finden wir die bei Claren, aber ebenso bei Tieck beliebte Vereinigung aller Personen zu einem Schlußbild.

7. Phantasien im Bremer Ratskeller.

Stark autobiographisch. Das Bestreben, die Geister der verschiedenen Weinsorten nach Geschmack und Stärke zur Geltung zu bringen und die Vorzüge des Rheinweins gegenüber ausländischen Weinen zu preisen (Drescher: Hauffs Werke, Vorrede zu den 'Phantasien'), hat bereits ein Vorbild in Tiecks Novelle 'Die Gemälde'. Die ganze Kneipszene mit den Aposteln, Bacchus und der Rose erinnert stark an die nächtliche Kneiperei unter Leitung Eulenboecks (Tieck: Sämtliche Werke, Berlin, Reimer, 1852, S. 81 ff.).

Man vergleiche Hauff: 'Fühlst Du nicht einen gewissen Nexus zwischen dem Wein und der Zunge? ... Der andere Arm des Zeigers heißt: In den Kopf! Dahin ziehen die Geister, die sich schon im Faß lange genug bei dem schnöden, gemeineren Stoff gelangweilt haben, und jetzt, da sie freien Lauf nehmen können ... es sind friedliche, verständige Leute, die Geister. Sie erhellen dein Haus, o Seele... — Tieck: Aber der Geist der

Natur versenkt sich auf lieblich anmutige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe und läßt sich in wundersamen Ringen keltern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen und dort aus altem Chaos alle glänzenden Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken.

Hauß: ... Höchstens wird man ihr morgen sagen: 'Gestern Nacht ist er auch wieder bis Mitternacht im Weinkeller gelegen.' — Tieck: 'Seht, da geht der Säufer! Oh, meine Freunde, so schalten und spotteten auch diejenigen ...'

Hauß: 'Ich glaube, dieses Geschlecht fühlt, daß es keines edlen Trankes mehr wert ist, drum sollen sie hier ein Gesöff von allerlei Schnaps und Sirup brauen.' — Tieck: '... Ein so unedler, manierterter, moderner und witzloser Geist, wie dieser sogenannte Punsch ... Dies elende Gebräu aus heißem Wasser, schlechtem Brantwein und Zitronensäure.'

Eulenboeck hält eine ausführliche Vorlesung über die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins, den leichten Laubenheimer, den starken Niersteiner, den gewaltigen Rüdesheimer und den tiefsinnigen Hochheimer. Die Rheinweine werden verglichen mit dem heißeren Burgunder, dem heiteren Bordeaux, dem heißen Xeres und dem echten Malaga. Bei Hauß nennt die Rose den Champagner das Kreidegesicht, die Champagnerin. Bei Tieck heißt es: 'Und was soll dieses diplomatische, nüchterne Getränk, der Champagner, in unserem Kreise?' Der nicht Herz und Geist aufschließt und nach dem halben Rausche höchstens dazu dienen kann, wieder nüchtern zu machen?' — Bei Hauß wie bei Tieck nimmt die Kneiperei einen tumultuarischen Abschluß.

Die Bemerkung bei Hauß 'Ich kann eine hinlängliche Dosis Schauerliches ertragen' erinnert wieder an E. T. A. Hoffmann.

Der Kellermeister Balthasar Ohnegrund findet sein Vorbild bereits in Bonosus, dem von Kaiser Probus 280 n. Chr. überwundenen Kronprätendenten.

III. Märchen¹.

1. Märchen als Almanach.

Fast ganz übereinstimmend bei Peter Kling (J. G. Münch) 'Mährlein' 1799.

Bei Kling verschafft sich das Märchen durch List und Betrug Eingang in die Welt, bei Hauß durch seine poetische Schönheit.

Die Torwächter der Aufklärung erinnern an die 'Xenien'. — Heranzuziehen wäre auch E. T. A. Hoffmann: 'Klein Zaches',

¹ Außer J. Arnaudoff wurde benutzt: Joh. Kloße: 'Wilh. Hauffs Märchen in ihrem Verhältnis zum Volksmärchen', Diss. Breslau 1923 (schwer zu erlangen, da nur in wenigen Exemplaren in Maschinenschrift hergestellt).

Kap. 4: 'Hatte nicht vor vielen Jahren Fürst Paphnutius der Große die Aufklärung eingeführt und alles tolle Unwesen, alles Unbegreifliche aus dem Lande verbannt, und doch soll noch dergleichen verwünschte Konterbande sich eingeschlichen haben?' — Prosper Alpanus als Geheimer Oberaufklärungspräsident!

2. Die Karawane.

Von der Lust des Orients, besonders der Araber, sich während des Aufenthalts an den Lagerplätzen die Langeweile durch Erzählen und Anhören von Märchen zu vertreiben, spricht unter anderem Zschokke zu Beginn seiner arabischen Sage 'Maryan in der Wüste'. — Außerdem natürlich starke Einwirkung von '1001 Nacht'.

a) Kalif Storch.

Quelle: Cabinet des fées (nach Simon Geulette: 'Soirées bretonnes' 1712), außerdem 'Geschichte vom König Papagei' aus Tausendundeiner Nacht. — Das Verwandlungsmotiv ist uralte und überall im Volksmärchen verbreitet. Das Vergessen des Zauberswortes finden wir auch bei Goethes 'Zauberlehrling' und bei 'Ali Baba' in Tausendundeiner Nacht. Zu der Stelle: 'Denn wer hätte es einem Storchenglauben geglaubt, daß er der Kalif sei, und wenn man es auch geglaubt hätte: würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewählt haben?' ist zu vergleichen: Wielands Märchen 'Timander und Melissa (Dschinnistan)', wo es heißt: 'Welches Volk in der Welt würde einen Schmetterling zum Fürsten haben wollen?' — Das menschenähnliche Benehmen und das kluge Aussehen der verzauberten Störche und der verzauberten Eule (Kap. 3) ist ein echter Zug des Volksmärchens (Grimm: 'Brüderchen und Schwesterchen'). Ebenso ist das Belauschen des Zauberers ein Zug, der in den Grimmschen Märchen vorkommt, z. B. 'Rumpelstilzchen' und 'Der Teufel und seine Großmutter'. Die Eule kann nur befreit werden, wenn einer der Störche sie heiratet. Dazu vergleiche Grimm 'Das Eiselein' und 'Eisenofen'.

b) Die Geschichte von dem Gespensterschiff.

Quellen: 1. 'Van Evert, oder der Ursprung der Matrosensage vom fliegenden Holländer'. Stuttgarter Morgenblatt 1824, Nr. 45. — 2. Washington Irving: 'The Stormship', 1826, übersetzt von Ch. August Fischer, 1826.

Der gesamte Gedankengang stammt aus 'van Evert'. Gegenüber der Vorlage ist alles konzentriert. Der Erzähler erlebt selbst alles Gruselige. Hauff ist durch das damals sehr beliebte Motiv des ruhelosen Wanderers (Ahasver) angezogen worden, außerdem durch das Grausige Hoffmannscher Art, das er mit der Naivität

von Tausendundeiner Nacht geschickt verband. Die Streitszene in der Kajüte, wobei der geisterhafte Capitano mit dem Nagel durch den Kopf erscheint, den Säbel aus der Scheide reißt, auf Deck eilt, wo dann Waffengeklirr und Geschrei ertönen, worauf tiefe Stille eintritt, ist ähnlich in der Erzählung der Prinzessin von Dergabar in Tausendundeiner Nacht. — Der Capitano war verwünscht worden, weil er einen Derwisch verspottet hatte. Bei Musäus' 'Stumme Liebe' hat der Rotmantel seinen Spott mit reisenden Pilgern getrieben. Ein heiliger Mann verflucht ihn, so lange als Geist zu spuken, bis ein Wanderer Vergeltungsrecht an ihm ausübe. — Das Erlösungsmotiv ist bei Hauff neu: Erlösung durch Mitleid (im Volksmärchen Erlösung durch Mitleid oder Liebe).

Der orientalische Rahmen ist aus Tausendundeiner Nacht übernommen, worauf schon die Erwähnung Sindbads hinweist.

c) Die Geschichte von der abgehauenen Hand.

Das Motiv der abgehauenen Hand in Tausendundeiner Nacht: 'Erzählung des christlichen Kaufmanns' und 'Erzählung des jüdischen Arztes'. Auch das Motiv des fahrenden Arztes ist aus Tausendundeiner Nacht.

Clauren hatte im 'Vergißmeinnicht 1818' eine Geschichte veröffentlicht 'Der Grünmantel von Venedig'. Alles in dieser Geschichte Geheimnisvolle und Rätselhafte wurde im folgenden Jahrgang des 'Vergißmeinnicht' wie eine Rätselauflösung ausführlich auf natürliche Ursachen zurückgeführt. Hauff ist sich deutlich bewußt, daß das Reich des Wunderbaren nur das Märchen sein kann. So setzt er dem 'Grünmantel von Venedig' den 'Rotmantel von Florenz' entgegen.

d) Die Errettung Fatmes.

Motive: Trennung zweier Liebender durch Schiffbruch und Seeräuber schon im griechischen Roman. Von dort in alle Literaturen. Verkleidung als Arzt in Tausendundeiner Nacht 'Noama und Noam'. Der als Arztgehilfe verkleidete Noam schickt mit der Arznei einen Zettel an seine Geliebte, um sie von seiner Nähe zu unterrichten. — 'Das Zauberpferd': Prinz Firus verkleidet sich als Arzt, um seine Geliebte zu befreien. Musäus: 'Melechsala'. Die Sultanstochter muß ihren Arm durch einen Blendschirm stecken, damit der Arzt den Puls fühlen kann. Das Motiv der Verwechslung wegen Ähnlichkeit ist außerdem ganz E. T. A. Hoffmann.

Hauffs unmittelbare Quelle ist 'Christian Jakob' Contessa: 'Almansor'¹, Novelle, Leipzig 1804, neue Auflage 1808.

¹ Hans Mayer, a. a. O. S. 43.

e) Die Geschichte von dem kleinen Muck.

Der Zwerg ist alte Märchenfigur; er hat aber bei Hauff keinen Bart. Das kleine Männchen ist auch bei E. T. A. Hoffmann sehr beliebt. Hauffs Quelle: Einsiedel, 'Die Prinzessin mit der langen Nase' (nach Cabinet des fées, Genf 1786, und 'Volksmärchen von den drei Junggesellen, die auszogen, ihr Glück zu suchen' in 'Italienische Miscellen' von Philipp Joseph Rehfuess, Tübingen 1804/06). Auch von Wieland im 2. Band seiner Märchensammlung 'Dschinnistan' verwertet. Die Schnellpantoffeln sind eine Variation der Meilenstiefel Däumlings, die nach Deutschland erst durch Tiecks Märchenkomödie gekommen sind. Das schätzefindende Stöckchen erinnert an die Wünschelrute und die Springwurzeln und Fortunats unerschöpflichen Säckel. Damit beginnt die Ähnlichkeit mit dem Volksbuch von Fortunat. Agrippina raubt dem Andalosia, Fortunats Sohn, Säckel und Wunschhüttlein. Andalosia befindet sich allein auf einer wüsten Insel. Bei Hauff bringen Feigen Eselsohren und lange Nase hervor, bei Fortunat wachsen nach dem Genuß von Äpfeln Hörner. Ähnlich bewirkt bei Grimms 'Krautesel' der Genuß von Salat das Wachsen von Eselsohren. In der Vorlage raubt eine Prinzessin dem Abdalla seine Schätze; bei Hauff ist es der König. Hauff hat eine eigenartige Scheu, Frauen an wichtiger Stelle in Märchen zu verwenden.

f) Das Märchen vom falschen Prinzen.

Hauptidee: Ein Feigling kommt durch Schlaueit und Betrug in den Ruf eines Helden, führt mit Hilfe eines glücklichen Zufalls ein Heldenstück aus und wird schließlich durch seine eigene Dummheit entlarvt. Vgl. Grimm, 'Das tapfere Schneiderlein', das durch angebliche Heldentaten, die alle auf List beruhen, die Königstochter erringt. — Das Verdrängen einer Prinzessin durch eine Person niedriger Abkunft auch in Grimms 'Gänsemagd', wo die Kammerjungfer die Prinzessin spielt, während die Prinzessin Gänse hüten muß. — Der Schneider raubt dem Prinzen das Erkennungszeichen, den Dolch. In Voltaires 'Zadig' (Chap. 19, Les combats) werden dem Sieger Zadig nachts die Waffen mit der Devise gestohlen, worauf der Dieb sich zum Sieger ausrufen läßt. — Die Prophezeiung, daß der Prinz bis ins 22. Jahr in Gefahr stehe, von einem Feinde verdrängt zu werden, ist in ähnlicher Form in Tausendundeiner Nacht sehr häufig. — Der Schneider verrät sich schließlich durch den meisterhaft genähten Kaftan. Ähnlich verrät sich in Grimms Märchen das tapfere Schneiderlein dadurch, daß es im Schlafe seinen Lehrling laut schilt. — Die Kästchenwahl ist betreffs der Überschriften ('Ehre und Ruhm' — 'Glück und Reichtum') ganz Shakespeare,

sonst aber erinnert diese Episode an E. T. A. Hoffmanns 'Brautwahl'. Bei Shakespeare ernten die schlecht Wählenden nur Trauer und Unzufriedenheit. Bei Hauff und Hoffmann dagegen erhält jeder ein seinem Charakter angemessenes Geschenk. — Die selbsttätig nähende Nadel auch bei Grimm 'Spindel, Weberschiffchen und Nadel'.

Die Rahmenerzählung

zeugt davon, wie stark Hauffs Jugendlektüre, die Räubergeschichten von Spieß, Cramer und Vulpus, auf den Dichter eingewirkt haben. Vom literarischen Standpunkt mußte er derartige Werke verwerfen; Phantasie und Gemüt zogen ihn zu solchen Stoffen immer wieder hin. Deshalb wies er der Räubergeschichte ihren Platz im Märchen an. — Orbasan ist der ideale Räuber. Er treibt keinen gewöhnlichen Raub, erhebt nur Schutzgeld von den Karawanen und leidet keine anderen Räuberbanden in der Wüste. Er ist Räuber geworden 'aus Enttäuschung an jenen Nationen, die man die gebildeten nennt', also an der zivilisierten Welt. Er will die Ungerechtigkeiten, die er in ihr erlitten hat, an ihr rächen. Die Ähnlichkeit mit Karl Mohr ist augenfällig.

3. Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven.

Motiv der Rahmenerzählung: Einem Mann ist sein Kind entführt. Als er seinen Sohn nach langen Jahren in seiner Nähe hat, kann er ihn nicht erkennen, fühlt sich aber unbewußt zu ihm hingezogen. Dies Motiv ist in Tausendundeiner Nacht mehrfach vertreten. — Die Prophezeiung der Rückkehr des Sohnes an einem bestimmten Tage kann Einfluß des Schicksalsdramas sein.

a) Der Zwerg Nase.

Vier Motive: 1. Verwandlung durch eine Hexe, 2. Sieben Jahre lang in Zwerggestalt, 3. Dienst am Hofe, 4. Entzauberung durch eine verzauberte Prinzessin.

Die Schilderung der Hexe erinnert an Grimms 'Hänsel und Gretel' und 'Jorinde und Joringel'. Eine ähnliche Schilderung findet sich bei Tieck: Die Haushälterin im Augenblick der Verwandlung ('Die sieben Weiber des Blaubart'). Die Hauptähnlichkeit ist aber die mit der Apfelfrau vom Schwarzen Tor in E. T. A. Hoffmanns 'Der goldene Topf'. Auch hier Meerschweinchen und Eichhörnchen. Hoffmannisch sind auch die in Menschenköpfe verwandelten Kohlköpfe (allerdings auch bei Grimm: 'Der Herr Gevatter'). — Die Schilderung des Zwerges erinnert ganz an die des 'Klein Zaches' in E. T. A. Hoffmanns gleichnamigem Werk. Im deutschen Volksmärchen ist diese karikaturmäßige Häßlichkeit bei Zwergen nicht zu finden.

Die sieben Dienstjahre erinnern an die sieben Jahre des

Mönches von Heisterbach. Häufige Verwendung der 7-Zahl im Volksmärchen. —

Der Dienst bei Hofe ebenso bei Musäus' 'Drei Rolandsknapen', wo Amarin Oberkitchenmeister wird und ebenso wie der Zwerg Nase eine Probe seiner Kitchenkünste ablegen muß. Das Kräutlein Magentrost erinnert an das Kräutlein Augentrost bei Musäus' 'Nympe des Brunnens'.

Die Entzauberung durch die brennend rote Blume auch bei 'Jorinde und Joringel'. — Wenn die Mutter des Zwerges bei seiner Erzählung ausruft: 'Es gibt keine Feen!', so erinnert das wieder an die Szene in E. T. A. Hoffmanns 'Klein Zaches' (Kap. 4), wo der Referendar die Zaubereien mit Berufung auf die offiziell eingeführte Aufklärung leugnet. Bei Hauff wie bei E. T. A. Hoffmann Vermischung zauberhafter Unmöglichkeiten und urwüchsiger Wirklichkeiten.

b) Abner der Jude, der nichts gesehen hat.

Fast wörtlich aus Voltaires 'Zadig' entlehnt (3. Kap. 'Der Hund und das Pferd'). — Durch glänzende Charakteristik, plastische Schilderung und köstlichen Humor hat Hauff aus der rein verstandesmäßigen Erzählung Voltaires ein breitbeagliches, echt deutsches Volksmärchen geschaffen.

Über die Entstehungszeit und den Verfasser der mittenglischen Bearbeitung von Susos Horologium.

Von G. Schleich (Berlin).

Nicholas Love, 'Prior of the Carthusian Monastery of Mount Grace', hat seinem *Mirroure of the Blessed Lyf of Jesu Christ* (ed. by Lawrence F. Powell, Oxford 1908) als Nachtrag (S. 301) A short tretys of the higeste and moste worthy sacrament of cristes blessed body and the merueyles there-of folgen lassen. Diese Abhandlung, die von der Vorlage seines *Mirroure*, den *Meditationes Vitae Christi*, 'attributed to Cardinal Bonaventura,' unabhängig ist, schließt S. 323 mit den Worten: 'As for a full ende of his' (d. i. oure loord Jesu) 'blessid lyf byfore writen, here foloweth a schort deuoute preyere to hym and his blessid body in the sacrament of the awtere, the whiche oweth to be seide in presence of that holy sacrament at the masse with inward deuocioun'.

Dieses Gebet ist nun dasselbe wie in *Susos Horologium* (ed. Strange) S. 198 und in der mittenglischen Umarbeitung dieser Schrift (SP = *The Seven Points of True Wisdom*: Angl. X, 378). Zur Vergleichung lasse ich die drei Texte hier folgen:

S(uso) 198, 1: *Oracio ad sacramentum. Ave, sanctissimum corpus domini-
nicum, in hoc sacramento contentum! Te confiteor labiis, te toto corde diligo,
te totis visceribus concupisco. Dignare, queso, hodie infirmam animam(5)te,
salutarem victimam et fontem omnium graciaram, recipere cupientem tam
clementer et graciose invisere, ut medelam¹ in corpore et in anima tua ex
presencia gaudeam invenisse. Ne respicias, domine, ad iniquitates et negli-
gencias meas plurimas, sed ad miseraciones tuas infinitas. Tu namque es,
per quem orbis (10) terre est creatus et sanatus, per quem omnes herbe et
cuncte res virtuose suas sorciuntur virtutes. Tu es agnus ille immaculatus,
qui hodie pro tocius mundi redempcione patri eterno victimaris. O manna
dulcissimum, o nectar suavissimum, confer ori meo tue salutaris presencie
mellifluum gustum. Accende in (15) me caritatem tuam, extingue vicia, vir-
tutes infunde, gracias adauge, salutem mentis et corporis tribue. Inclina, queso,
celos tuos et descende ad me, ut, tibi coniunctus et unitus, tecum pariter
unus efficiar spiritus. O venerabile sacramentum, per te, queso, omnes in-
imici mei repellantur, peccata dimittantur, et omnia (20) mala per tuam pre-
senciam excludantur. Bonum propositum tribue, mores corrige et omnes actus
meos in tua voluntate dispone. Intellectus per te, Jhesu dulcissime, hic novo
lumine illustretur, affectus inflammetur, spcs roboretur, ut vita mea emendata
semper proficiat in melius, et tandem conferatur exitus beatus. Amen.*

SP (377, 45)

L(ove 323, 13)

'And for an ende' (sagt Wisdam Heyle, holiest body of oure lord
zum disciple) 'þis schalte þou praye Jesu crist, that art now sothfastly

¹ medel[ia] = *θεραπεία*, cura, remedium; vgl. G. Goetz, *Thess. glossarum emendatarum*, Lipsiae 1899.

to þat holy sacramente: (378, 1) Heyle, moost holye goddes bodye in þis sacramente soþely conteyned, I knowlech þee with my lippes, I loue þe with alle my herte, I desyre the with alle myne inwarde affeccyons. I beseche þee þat þou vouche-saufe, so benignely and graciously þis daye to viset my seke soule (5) coveitynge forto receyue þe, heelful sacrafyce and welle of alle graces, þat I maye be ioynfull to haue founden hele in body and soule be þy gracious presence. Lorde, byholde not to my wickednesse and many-maner negligences, but to þyne endles mercyfulle giftes: for, in soþe, þou arte þat vndefouled lambe þat þis daye arte offeryd to thy euer- (10) lastyng fader for þe redempcyone of alle þe worlde. Oo þou manna, aungellis mete, Oo þou alþere-swettist drynke, brynge in to myne inwarde mouþe þe hony-swete taste of thy heelful presence, kyndel in me thy charite, caste oute vyces, hylde in me vertues, encrease graces and gif me hele of body and soule! Bowe, I beseche the, þyne heuene and (15) come downe to me, soo þat I be (vgl. Arch. 152, S. 187) knitte and oned to þe, be made one spirite wiþ þe! O þou worschepful sacramente, I beseche þe þat þorouþ þee alle myne enmyes be putte fro me and synnes forgeue and alle yuels be þy presence be excluded. Gode purpos þou zeue me, myn maneris þou amende, and alle my dedys þou dispose in thy wille. Myne (20) vnderstandyng by þe, swete Jhesu, be here litynyd with a newe lygte, myne affeccyone be flawmed and kyndelyd, my hope be strengthened; so þat my lyfe in amedemente euer profet in better likyng, and atte laste I mowe haue a blessed hennes-passyng to lyfe euer-lastyng. Amen.¹

conteyned here in (15) this most excellent sacramente! I knowleche the, myne lord god, with my mowth, I loue the with all my herte, and I desire the with all the ynward affeccion of my soule. I beseke the, swete Jesu, that thou vouche sauf of thyne souereyn goodnesse (20) this day so benignely and graciously to visite my seke soule, desiryng to receyue the goostly, oure heelful sacrifice and welle of all graces, that I may with gladnes fynde medicyne and hele in body and soule by vertue of thi blessid presence. Beholde not, lord Jesu, to myne (25) wickednesses and manyfolde negligences and myn grete vnkyndenesse, but rather to thyne souereyn mercy and endeles godenesse. Sothely thou art that holy lambe withoute wemme of synne, that this day art offred to the euerlastyng fader of heuene for the redempcion of all the (30) world. O thou swetest manna, aungels mete!¹ O thou most likyng goostly drink, brynge in to my inward mowth that hony swete taste of thyne heelful presence. Kynde in me the feruour of thyne charite, quenche in (324) me all manere vices, schede into me the plente of vertues, encrease in me the giftes of grace, and zeue me hele of body and soule to thi plesyng. My god, I beseke the that thou wille so graciously bowe the, and fro thi hye (5) heuene nowe come downe to me, that I, knytte and ioynede to the, be made oon spirit with the. O thou worschepfulle sacrament, I beseke the that alle myne enmyes be putte away fro me by the strengthe of the, and alle my synnes forgeuen, and alle wickednesse be (10) excluded by the blessid presence of the. Goode purpos, loord, thou zeue me, myne maneres thou correcte and amende, and alle myne werkes and dedes thou dispose in thy wille. My witte and vnderstandyng by the, swete Jesu, be made here clere with a newe light of (15) grace, myn affeccion be enflawmed² with fyre of thi loue, and myn hope confortd and strengthened with this blessid sacrament: so that my lyf here profite euer in amedement to bettir, and at the laste fro this wrecchid

¹ manna, cald aungels brede: Spec. Hum. Salvationis (Palaestra VIII 30).

² So auch SP Hss. ghi: Wichgraf, Angl. 53.

world with a blessid departynge that
I may come with the (20) to lyf euer-
lastynge. Jesu lorde by vertu and
grace of thy lyf blessid withowte
endyng. Amen.

Daß die beiden Übersetzungen des Abendmahlsgebets voneinander nicht unabhängig sein können, geht aus übereinstimmenden Abweichungen vom lateinischen Text¹ hervor: beide haben *Tu namque es, per quem ... sorciuntur virtutes* (S 9—11) ausgelassen; *in hoc sacramento contentum* (S 2) geben beide in der Weise wieder, daß sie zu in þis sacramente conteyned noch sopely (SP 1) bzw. sothfastly (L 323, 14) hinzufügen; *o manna* (S 13) erweitern sie durch aungellis mete² (SP 11; L 323, 30); für *ori meo* (S 14) sagen sie in to myne inwarde mouþe (SP 11; L 323, 31); für *exitus* (S 24) genügt ihnen nicht hennes-passynge (SP 23), departynge (L 324, 20), sondern SP lassen to lyfe euer-lastynge, L that I may come with the to lyf euerlastynge folgen.

SP scheint die ältere Übersetzung zu bieten, die dem Original treuer folgt, während L, der sich ja auch Bonaventura³ gegenüber weitgehende Freiheiten erlaubt, den in SP vorgefundenen Text durch Zusätze (Synonyma) deutlicher zu machen oder auszuschmücken gesucht hat: vgl. *corpus dominicum* S 2, goddes bodye SP 1, body of oure lord Jesu crist L 323, 13; *te confiteor labiis* S 3, I knowlech þee with my lippes SP 2, I k. the, myne lord god, with my mowth L 323, 16; *totis visceribus* S 3, with alle myne inwarde affeccyons SP 3, w. a. the ynward affeccioum of my soule L 323, 18; *ut medelam in corpore et in anima tua ex presencencia gaudeam invenisse* S 6, þat I maye be ioyfull to haue founden hele in body and sowle be þy gracyous presence SP 6, that I m. with gladnes fynde medicyne and hele in b. a. s. by vertue of thi blessid pr. L 323, 22; *inclina celos tuos et descende ad me* S 16, bowe þyne heuene and come downe to me SP 14, bowe the and fro thi hye heuene nowe c. d. to me L 324, 4; *accende ... m. et corporis tribue* S 14, kyndel in me thy charite, caste oute vyces, hylde in me vertues, encrease graces and gif me hele of body and soule SP 12, k. in me the feruour of thyne ch., quenche in me all manere vices, schede into me the plente of vertues, e. in me the giftes of grace, a. 3. me h. of b. a. s. to thi plesynge L 323, 33; *mores corrige* S 21, myn

¹ Es ist gleichgültig für unseren Zweck, ob das Gebet aus Susos eigenem Herzen stammt, oder ob Underhills Bemerkung (p. XIX seiner Ausgabe von Hiltons Scale of Perfection, London 1923) 'the mystics are among the greatest plagiarists of literature' auch für Suso gelten muß.

² Vgl. vor. S. A. 1; that hidde manna, that is to say angelles mete: L 209.

³ Love selbst sagt S. 300: Thus endeth the contemplacioun of the blessid lyf of oure lorde Jesu: the which processe, for also moche as it is here thus writen in Englishe tonge lengere in manye partes and in other manere than is the latyne of Bonauenture, therefore ...

maneris þou amende SP 18, m. m. thou correcte and amende L 324, 11; omnes *actus* meos S 21, alle my dedys SP 19, a. m. werkes and dedes¹ L 324, 12; spes *roboretur* S 23, my hope be strengthed SP 21, m. h. confortd and strengthed² with this blessid sacrament L 16; usw.

Loves Bearbeitung der Meditationes verlegt Powell (p. III) in die Zeit vor 1410 mit der Begründung 'in that year it was presented to Archbishop Arundel, noted for his vigorous persecution³ of the Lollards', und so hätten wir im Anschluß an meinen Nachweis der Abhängigkeit Loves von den Seven Points einen Endpunkt für die Entstehung der mittelenglischen Umarbeitung von Susos Horologium gefunden, nachdem ich Bd. 156 dieser Zeitschrift wahrscheinlich gemacht habe, daß das Werk unseres deutschen Mystikers schon in der Zeit Richards II. ins Englische übertragen worden ist.

II.

Daß Love seinen Gewährsmann für das Abendmahlsgebet nicht genannt hat, hängt vielleicht damit zusammen, daß ihm der Name des Verfassers der Seven Points nicht bekannt gewesen ist. Auf einen anderen englischen Mystiker aus dem Ende des 14. Jahrhunderts hat er mit Namensnennung Bezug genommen, nämlich auf Walter Hilton. Von ihm sagt er (S. 165 in Powells Ausgabe): 'Who so wole more pleyuely be enformed and tauȝt' (nämlich über *contemplatyf lyf*) 'in Englysshe tonge lete hym loke the tretys that the worthy clerke and holy lyuere Maister Walter Hylltoun, the Chanoun of Thurgartun, wrote in englysshe, ... whose soule reste in euer lastyng blisse and pees.' Love denkt dabei gewiß an Hilton's Scale of Perfection (I, chap. 3 ff. in der oben bezeichneten Ausgabe von Underhill).

Auf S. XLVIII dieser Ausgabe⁴ lesen wir, daß in der aus dem

¹ Vgl. auch werkes and dedes L 301 f.

² Vgl. auch strengthe vs and comforte vs L 7.

³ Gegen die Ansichten der 'false Lollardes, disciples of Antecrist', betreffend Beichte und Abendmahl kämpft Love S. 121 bzw. 208, 301, 320 ff.

⁴ Sie beabsichtigt nicht, da der Herausgeber nur 'the needs of the general reader and the lover of Christian mysticism' im Auge hatte, 'to be a text for scholars, or to take the place of the much-needed critical edition' (S. LII). Hier und da steht ein me. Wort in einer Fußnote verzeichnet: so gewinnen wir durch die zu II 45, 455 '*I umbigo this citee*' einen neuen Beleg für 'umbego' (NED) durch *hid and hild* II 43, 443 eine Parallele zu we hyll and hyde (NED: hill v.1 2). — Das handschriftliche *lowyng*, *lowen* hat der Herausgeber I 20, 45 richtig mit 'praising' wiedergegeben; doch brauchte sein Zusatz 'MS. 2, gives lovyng, love: but the context shows that louing (Fr. louange) is meant' nicht auf das Französische Bezug zu nehmen: lowen ist ae. lofian, und auch I 32, 71 ist love in dem Satze 'they love and praise God' wahrscheinlich nicht ae. lufian, sondern lofian, dessen me. Schreibung ich Arch. 152, 184 zu SP 371, 30 besprochen habe und das gegenüber dem

15. Jahrhundert stammenden Pergamenthandschrift der Sc(ale) Corpus Christi College, Cambridge, MS. 368¹ zwischen Buch I und II 'A tretyes of the 7 pointes of trewe love and evir-lestyng wysdom drawyn out of the book clepid Orologium Sapientiae' eingeschoben sei und der ganze Inhalt der Handschrift Hilton² zugeschrieben werde.

Daß Hilton der Verfasser der S(even) P(oints) nicht sein kann zeigen schon die Widmungen der beiden Schriften. *Ghostly suster* in Jhesu Christ sind die ersten Worte der Scale (I 1, 1), und auf den Stand der Angeredeten als Nonne wird fortwährend hingedeutet: *thou hast forsaken the world ... right so that thine heart might be as it were dead to all earthly loves and dreads, turned wholly to our Lord Jhesu Christ (eb.); thy body is enclosed from bodily conversation of men (I 1, 2); thou hast forsaken riches and mickle having of this world, and art shut in a dungeon (I 71, 172); thou art enclosed (I 81, 195); thou shalt be saved as an anker enclosea (I 44, 103), art religious (I 27, 60); in comfort of thee and all others having the state of anker enclosed (I 61, 146); thou owes not to go out of thine house for to seek occasion how thou mightest profit thine even-christian by deeds of mercy, because thou art enclosed (II 83, 200) usw.; sie selbst läßt Hilton (I 55, 132) sagen: I have forsaken the world and am thrust in an house and deu with no man and contend³ not. — All dergleichen fehlt SP; dieser Traktat beginnt mit *My moste worschippful lady aftir zowre hyȝ worþynesse* (Anglia X 325, 1), bringt eb. 28 die Anrede *my dere ladye* und enthält, wenn es auch in unmittelbarem Anschluß an die ersten Worte heißt 'and derrest-loued *goostly doughter* after zour vertuous meeknes', nirgend einen Hinweis darauf, daß der Verfasser, der *trewe chapeleyne, vnworthy þe name of þe fader*, *considerynge zowre excellente wisdame bothe to God and to þe worlde* (325, 2) an eine Nonne als Veranlasserin seiner Erbauungsschrift (as ze deuowtlye desyrene: 325, 10) gedacht haben könnte. — Daher erlaubt er sich auch nie, sie mit dem Fürwort der 2. Sing*

einfachen laudare, laus, collaudacio bei Suso in der Zusammenstellung mit preysen in SP (z. B. 379, 10 f., 16, 19, 26; 380, 40) sehr beliebt ist; vgl. auch this infirmyte ... is for the louynge (ἐπεὶ τῆς δόξης: Ev. Joh. 11, 4) of God: Love, Mirrour S. 171. — Dankenswert ist die Bemerkung auf S. 365 'In some MSS. Book III begins here,' d. i. nach II 30, da im NED gelegentlich auf ein drittes Buch verwiesen wird, während sonst nur zwei Bücher unterschieden werden.

¹ Gemäß M. R. James, Catal. of MSS. in the Library of Corpus Christi Coll., Cambr. (1912, vol. II, p. 24) muß es 268 heißen.

² Nach James stammt die Bemerkung (at top of f. 2) 'Liber contemplationum Walteri Hilton' erst aus der Frühzeit des 16. Jahrhunderts.

³ contend ist eine unrichtige Wiedergabe des handschriftlichen flite; vgl. NED flit (5) = to deviate, swerve from a custom, justice, law, etc.

anzureden, während Hilton nur dieses¹ bis in die Schlußkapitel des zweiten Buches (43, 449; 44, 454; 46, 464 usw.) hinein gebraucht.

Die Form, in der beide Schriften ihre Anschauungen vortragen, ist voneinander grundverschieden. Die SP sind, abgesehen von der Vorrede, der Einleitung und dem Schlußgebet in Gesprächsform abgefaßt, indem sie die Zwiegespräche zwischen dem Schüler und der ewigen Weisheit (Christus), unterbrochen von dem Gespräch zwischen ihm und der Mutter Gottes (344, 14—346, 28 = Suso 143, 24—148, 29) und der Vision eines sterbenden Jünglings (358, 28—363, 42 = Suso 157, 5—167, 2), enthalten. — In der Scale haben wir nichts Derartiges; Wendungen wie *But now sayest thou ... As unto this I can answer* (I 84, 203; II 18, 290; 20, 297), *then askest thou ... To this I answer and say thus* (II 4, 238; 29, 351), *But perchance thou beginnest to wonder why ... Unto this I say thus* (II 42, 441 f.) sind rein rhetorischer Art.

Buch I und II der Scale stehen in engstem sachlichen Zusammenhang miteinander. II 20, 297 sagt Hilton selbst: 'As I have said before in the first part of this writing,' nämlich I 56, 134 ff. Buch II beginnt mit den Worten: 'For as mickle as thou covetest ... for to hear more of an *image* the which I have before times in party discried to thee, therefore I will gladly ... fall to thy desire; and ... I shall open to thee a little more of this *image*.' Damit knüpft Hilton an eine Gedankenreihe an, die er schon I 77, 189 (By this that I have said may thou some deal see in this *image of sin* how mickle it letteth thee) angesponnen und dann bis ans Ende des ersten Buches weitergeleitet hatte (By this that I have said mayest thou see a little the murkness of this *image* 84, 203; then is this an ugly *image* for to look upon 85, 205; Adam, that is this *image of sin* 86, 208; break down this *image* 89, 213; this *image of sin* 91, 219; how a man shall be shapen to the *image of Jhesu* 92, 221). Im Anschluß an die vorhin aus II 1, 225 angeführten Worte fährt er fort: 'At the beginning if thou wilt wit plainly what I mean by this *image*, I tell thee that I understand nought else but thine own soul,' während das Kapitel die Überschrift trägt: 'How the soul of every rightful man is the *image of God*.' — Eine solche Verknüpfung der Gedanken ist undenkbar, wenn wir die SP zwischen Buch I und II der Scale, als von Hilton stammend, im MS. 268 des Corpus Christi Coll.² eingeschaltet finden. Das letzte Kapitel der SP trägt (Angl. X 378) die Überschrift 'How the disciple of euerlastynge wisdame schalle in alle thinges loue, preyse and worschep hym, Jhesu, and wedde

¹ *thee* steht mehrfach für den Nom.: *Nisi credideritis, non intelligetis*; That is, but if *thee* first trow, *thee* may not understand I 11, 265 f.; wot *thee* not well that ...? II 46, 461.

² Auf fol. 54—97^a zwischen fol. 10—52^b bzw. 98—169^b (vgl. James, Catal.).

hym to hym þorowe trewe love, and bycome his disciple' und schließt 388, 13, ohne überhaupt das von Hilton viel gebrauchte image je anzuführen: 'Now atte þe laste,' quod dyuyne wisdame, 'forto go aȝen sumwhat to oure firste purpos: þou mayhte consyder þat þus myne ... doctryne ... is ful of alle goostly fruyte in worchynge ... Wherefore, kepynge þe ordre of charite here, drawe firste þere (vgl. Angl. 53, 285) a deuocyone to thyselfe, and after be aboute forto profyte to þe hele of þyne neyghbores soulle' (= Suso 229, 5 Ordine igitur caritatis debito hic servato, exinde primo devocionem tibi haurias, deinde proximorum provideas animarum salutem).

Der Charakter beider Schriften ist ungleich: entsprechend ihrer Quelle, dem 'poesievollsten Prosadenkmal' des 14. Jahrhunderts (vgl. Vogt, Gesch. der mhd. Lit.² S. 357), nämlich dem Orologium Susos, des Frater Amandus, den Scherer (Lit.¹ S. 238) 'geradezu einen geistlichen Minnesänger in Prosa' nennt, sind die SP gemütvoller und wärmer als die düsteren Ausführungen Hiltons. 'The beholding and thinking and the using of creatures is ... a thraldom of the soul' (II 40, 420), 'He is perfect that is sequestered from all fleshly affections and communing with of all creatures' (II 41, 430), 'Bodily feelings, be they never so comfortable, we should not covet, nor mickle regard if they come' (eb. 431), das sind Sätze, die den Grundton in Hiltons Mystik angeben. Die Weltanschauung beider Männer spiegelt sich auch in den Bildern und Vergleichen wider, die sie in ihre Schriften eingeflochten haben. Wisdom sagt SP 334, 6 (= Suso 78, 15) 'so as þe *sonne* is knowene bye *hees bemes and his lihte*, so is mye presence knowene bye hir moste plentevows godenesse'. Suso wie der englische Vermittler seiner Schrift nehmen Bezug auf den süßen Duft der Lilien (331, 25 = S 64, 25), auf das Verlangen des Verliebten nach dem Besitz der Rose trotz ihrer Dornen (337, 42 = S 26, 6), auf den Flug der Taube in ihren schützenden Schlag (344, 3 = S 136, 26); sie wissen, daß das Hirschkalb, sobald es die von der Mutter gespendete Nahrung entbehren kann, sich zu seinesgleichen in die Berge gesellt (348, 10 = S 114, 26); sie hören das Lob Gottes nicht minder aus dem Quaken der Frösche als aus dem Gesang der Lerche und der Nachtigall (379, 17 = S 201, 7); sie sprechen von dem großen Meer, in dem ein Tropfen Essig so spurlos verschwindet, wie die Bitterkeit irdischen Leides durch die Seligkeit des Gottempfindens beim Genuß des heiligen Abendmahls verlorengeht (371, 14 = S 184, 28); sie gedenken der Neujahrsgeschenke und der mit ihnen verbundenen Wünsche (386, 24 = S 225, 1), usw. — Hilton zieht wohl auch angenehme Eindrücke zu seinen Vergleichen heran (As *incense* that is cast in the fire maketh sweet smell by the reek stying up to the air; right so a psalm savourly and softly sung ... yieldeth up a sweet smell to the face of our Lord Jhesu: II 42, 437;

hearing of *delectable song* or feeling of comfortable heat in the body, or seeing of light, or sweetness of bodily savour: II 30, 363); aber geläufiger sind ihm die Gedanken an die finsternen Seiten des irdischen Daseins: they begin to rain as *black clouds* water of errors (II 26, 333); thou shalt see all the *dust*, the *filth* and the small motes in thine house (I 48, 117); who so came home to his house and found nothing therein but *stinking smoke* and a *chiding wife*, he would soon run out of it (I 53, 128); thoughts *unclean as kids* (I 79, 192); think what a shame it is to be fed with *swine's meat* of fleshly savours (I 89, 213); some are turned into *swine*, for they ... follow only the lusts of their flesh (II, 14, 277); the feeling of these temptations fouls the soul no more than if he heard a *hound* bark or felt a *flea* bite (I 38, 87); there is mickle pride hid in ... thy heart, as the *fox* lurketh in the den (I 63, 153); some are turned into *foxes*, as false men and deceitful, some ... into *wolves* that live by raven (II 14, 277); a *lion* wreaketh him on a little beast (eb. 276); fleshly lovers' *teeth* are *bloody* and full of filth (II 43, 446); he fleeth the rest as the biting of an *adder* (II 12, 270); he should loathe ... all this world as *stink of carrion* (I 46, 111); he that lieth in a deadly sin ... may not well withstand fleshly likings, but falleth down to them, as beast doth upon *carrion* (I 72, 179; vgl. auch II 12, 270); a *stinking well* (I 15, 30; 45, 110; 55, 132); though he had the cunning of all the seven arts ..., he hath no more dainty of all this ... than for to *gnaw on a dry stick* (II 37, 400); usw.

Die religiösen Anschauungen beider Verfasser berühren sich natürlich: der Ausruf des Jüngers (SP 331, 6 = S 62, 31) 'Aa, souereyne ioye of mye herte, þat I maye have so worþi a *spouse*' kennzeichnet sein Verlangen nach der innigen Vereinigung mit Christus, und den Weg zur Stillung dieser Sehnsucht zu zeigen ist das Ziel, dem der Verfasser der SP unter Susos Anleitung nachgeht. — Ebenso sagt Hilton: 'The business of the soul is aye for to think on Jhesu' (II 39, 412) und 'All the business that Jhesu maketh about a soul is for to make it a true perfect *spouse* to Him' (II 44, 453). — Die höchsten Tugenden sind Hilton die Demut und die Nächstenliebe: 'There is no virtue nor work that thou mayest do may make thee like to our Lord, without *meekness* and charity; for these two are specially God's livery' (= ben to God specially most luf: Ms. Harl. 2387) I 51, 123, und so sind denn das Adj. *meek* und seine Sippe bei ihm beliebte Begriffe¹: 'The soul is made meek ... by the working of the Holy Ghost ...: He bringeth in ... the virtue of meekness' (II 37, 403; 38, 407); 'If a

¹ So auch in Love's Mirrour, wo ich ihnen über 120mal begegnet bin; auch in den drei ersten Büchern der Imitatio Christi (EETS. LXIII) kommen sie über hundertmal vor.

man had knowing of clergy and of all divinity and is not soothfastly meek, he shall err...; but meekness is worthy to receive a gift of God' (I 68, 163). — SP kennen wohl auch die Tugend der Demut, heben sie aber nicht so nachdrücklich hervor; sie rühmen 325, 2 sie an der Urheberin dieser Schrift, sprechen aber dann erst im vorletzten Kapitel (376, 40) wieder von der *scole of meeknes* (*humilitatis scola* S 196, 17) und preisen sie 379, 41 (S 202, 3) mit den Worten: 'Trewе *meeknesse* sownith more sweetly þanne chauntynge and broken voys.' Dies sind die wenigen Stellen, an denen *meeknes* in SP begegnet; zum Vorkommen bei Hilton vgl. neben den obigen Belegen u. a. auch I 54, 129; 58, 139; 62, 150; 66, 158; 68, 164; II 8, 251; 16, 286; 37, 397 ff.

Endlich weise ich noch auf einige andere Abweichungen im Wortschatz hin: *fullhead*, ein in SP nie anzutreffender Ausdruck, ist Hilton sehr geläufig: f. of contemplation I 8, 14, of sovereign joy 44, 107, of charity eb.; 69, 166; 91, 220, of meekness and charity 92, 221, of virtues 1, 2; 8, 14; 9, 17; 14, 28; 18, 39; 87, 210; 92, 221; II 34, 386; 36, 395. — Selbst ein sonst so häufiges Wort wie *caitif* ist SP fremd; Hilton verbindet the most sinful caitiff I 18, 39, a fleshly c. or a sinner 20, 44, so sinful a c. 35, 80, all sinful caitiffs 44, 104, wretched c. 68, 162, Judas ... (Christ's) deadly enemy and a sinful c. 70, 168, a clumsy c. II 45, 457.

Wenn meine Vermutung, SP stamme aus der Regierungszeit Richards II., zutrifft, so wäre es zeitlich möglich, daß Hilton, der nach Underhill, Introd. p. VII on the Vigil of the Annunciation, March 24th, 1395—96 starb, Susos Horologium einem englischen Leserkreis zugänglich gemacht hätte; aber meine obigen Ausführungen vereiteln jeden Versuch, die auf fol. 10 bis fol. 169 in dem MS. 268 des Corpus Christi College, Cambridge überlieferten mystischen Schriften als das Werk eines und desselben Verfassers anzusehen.

Abstufungen des modern-englischen Satzakkzents.

Von Julius Freund (Berlin).

Inhalt: Betonte Satzglieder: zwangsläufige, spontane und inhärente Betonung. Schwebende Betonung zwei- und mehrgliedriger syntaktischer Einheiten. Einschränkung der schwebenden Betonung im Satz durch Redetempo, Affekt, Kontrast und Rhythmus. Syntaktisch freie und gebundene Satzglieder. Unbetonte Satzglieder. Relativ-unbetonte Begriffswörter. Absolut-unbetonte Formwörter. Enklitische Satzglieder. Starkbetonte Satzglieder. Kontrastbetonung. Gegensätzlichkeit der Gedankenführung. Nichtantithetischer Starkton. Gruppen- oder Sammelakzent. Starkbetonte Formwörter und begriffliche Stützwörter. Affektischer und affektierter Starkton.

Akzentzeichen: Ich bezeichne den normalen Stärkegrad des betonten Wortes durch einen Punkt und den emphatischen Starkton durch ein Ausrufzeichen. Unbetonte Satzglieder lasse ich unbezeichnet.

Aufgabe und Inhalt der Lehre vom Satzakzent ist die Abstufung des Stärkegrades syntaktisch zusammengehöriger Worte, die Unterscheidung betonter, unbetonter und stark betonter (emphatischer) Satz- und Redetaktglieder. Ihr Material ist jeder Redetakt, der aus mehr als einem Wort besteht. Mindestens ein Wort in jedem zwei- oder mehrgliedrigen Redetakt ist Tonwort.

Kürzere Redetakte sind oft so gebaut, daß der Akzent keine andere Wahl hat, als auf ein bestimmtes Taktglied zu fallen, wodurch sich der einzige mögliche Tonträger von selbst ergibt: *He died. He is dead. He was a man. How do you do? I got wet. I think so. I hope so. What is it? What of it? What about it? I am at it.* In kurzen Redetakten kann sogar die nachgestellte Präposition, die doch sonst immer enklitisch ist (s. S. 42), Tonträger werden: *Where to? What is it for?* Diese aus der Struktur des Redetakts folgende zwangsläufige Betonung nannte Sweet 'negative emphasis'.

Das Problem ist natürlich die spontane Betonung. Spontan betont werden in erster Linie die Begriffswörter, und zwar in dem Maße, wie sie bedeutsam sind, d. h. wie sie dem Sprecher wichtig erscheinen, wie es ihm auf ihre Mitteilung ankommt, also vor allem die neuen Begriffe, die zum erstenmal anklingen, mit denen der Hörer erst vertraut gemacht werden soll; dagegen die schon einmal genannten und deshalb der Vorstellung des Hörers bereits einverleibten werden mit verminderter Lautstärke zu Gehör gebracht, ebenso wie die, die sich aus dem Zusammenhang von selbst ergeben: *A German came to London ... The German left London and went to Liverpool ...*

Von den Grundelementen des Satzes ist in der Regel das Prädikat das inhaltlich wesentlichste. Deshalb werden in erster Linie

die begriffsstarken Prädikatsteile betont, die das eigentliche Sinnprädikat des Satzes ausmachen: *Shall we smoke a 'pipe? He gave the letter to 'me. I am going to 'call on some 'friends. I forgot to wind 'up my 'watch.*

Als Begriffswort von bestimmter Bedeutung wird die Präposition, die nur von einem schwachen Pronomen begleitet ist, betont, und zwar sowohl nach betontem Wort im gleichen Redetakt: *'Close to us. I went 'in before him. Will you 'go 'with him? He 'looks 'at us. That is 'good 'for him. 'Don't 'run 'after her!* wie nach unbetontem Wort: *Who is that 'with you?* (Vgl. hierzu: Jespersen, M. E. G. I, 5.46). Dagegen als Bindewort in mehr funktioneller als begrifflicher Verwendung ordnet sich die Präposition, die nur von einem schwachen Pronomen begleitet ist, dem betonten Verb unter: *I will 'think of you. Do not 'talk about it.*

Vor Pause neigen Kopula und Hilfsverb zur Betonung; nicht nur am absoluten Satzende: *I wonder where he 'is. Is he ready? I expect he 'is. Has he seen you? I think he 'has,* sondern auch vor frischem Redetakteinsatz, z. B. vor einem durch *that* eingeführten Subjektsatz oder gleichwertiger Infinitivkonstruktion: *My reason for going was that I did not want to meet him. The purpose of the society 'is to promote ...* Wenn unmittelbar nach Kopula, Hilfsverb, Relativwort oder Konjunktion der Fluß der Rede aufgehalten wird, um einer Einschaltung Platz zu machen, rücken diese Bindeglieder aus dem unbetonten Redetaktanlaut oder -inlaut, in dem sie im ununterbrochenen Satzgefüge stehen, heraus und kommen in den Taktauslaut vor Pause. Hier werden sie stark und betont: *He 'is, physically speaking, a failure. He 'has, if I may say so, made a great mistake. A man 'who, if he had the chance, would do great things. 'But, said he, I don't know. 'If, as is most probable, you should see him, ...* Vor Pause, am Satzende, steht auch das prägnante betonte *not*, das einem Objektsatz mit negiertem Prädikat gleichkommt: *I think 'not. I hope 'not.*

Außerhalb des eigentlichen Satzgefüges stehende Satz Wörter werden betont, wenn sie dem Satz vorgelagert oder eingeschoben sind: *'What! are you not going home? 'John, are you going home? 'Sir, I would have you know that ... 'Please, tell me ... 'Please, 'Sir, may I ...*

Endlich gibt es Wörter, denen der Akzent anhaftet als Mittel der Bedeutungsdifferenzierung oder als Kennzeichen bestimmter syntaktischer Funktion zum Unterschied von ihren unbetonten Gegenstücken in anderer Bedeutung oder Satzbeziehung. Diese ständige, festgewordene, inhärente Betonung haben z. B. 1. In bestimmter Bedeutung: *the* als *νατ' ἐξοχήν*-Bezeichnung; *this, that, these, those, here, there* mit voller Demonstrativkraft; *some* als wirklicher Quantitätsbegriff; *have to* = müssen: *You will 'have to have your hair cut; must* der zwingenden Notwendigkeit: *Well, if you really 'must*

be off; *will* und *would*, die das Tun und Treiben des seinem natürlichen Hang folgenden Subjekts kennzeichnen: *Children will play. He (says I) will sit for hours doing nothing. He would stare at me whenever he met me.* 2. In bestimmter syntaktischer Verwendung: das Reflexivpronomen, wenn es nicht Akkusativobjekt ist: *He himself says so. I will see about it myself.*

Die Zusammenstellung der Wörter und Wortgruppen, die mit schwebender Betonung gesprochen werden, gehört in die Morphologie. Zu Sweets grundlegender Behandlung des 'even stress' in N. E. G. § 889 ff. wäre hinzuzufügen: Der aus dem Syntagma Attribut + Substantiv erwachsene Adjektivtypus mit dem Suffix -ed (*narrowminded*) ist nur dann schwebender Betonung fähig, wenn beide Glieder für den begrifflichen Inhalt des Ganzen wesentlich und unentbehrlich sind: *He won't see me, for he is shortsighted*; wenn dagegen der zweite Bestandteil eigentlich müßiger Zusatz ist, wie z. B. in *cream-coloured*, — denn *cream curtains* würde genügen, um *cream-coloured curtains* zu bezeichnen, — dann wird immer nur dieses wesentliche Vorderglied betont. Vgl. H. W. Fowler, *The Concise Oxford Dictionary* (1929) unter -ed².

Vom Standpunkt des Satzakzents interessieren: die schwebende Betonung zwei- und mehrgliedriger syntaktischer Einheiten und die Einschränkungen, denen die schwebende Betonung überhaupt im Satz unterworfen ist.

Folgende syntaktische Gruppen haben an sich die schwebende Betonung:

1. Attribut + Substantiv: *A good man. The king's son.* Zu den Attributen, die mit ihrem Substantiv eine Even-stress-Gruppe bilden, zählen: *the als νατ' ἑξοχῆν*-Bezeichnung: *The Adlon is the hotel in Berlin*; *this, that, these, those* mit voller Demonstrativkraft: *In this country*; *some* als wirklicher Quantitätsbegriff: *With some difficulty. Some people*; *which* und *what*, interrogativ und relativ: *Which boy did it? At what time? I submit with what grace I can. Aristotle, which philosopher* (relative Anknüpfung) ...; *enough*: *Enough bread*. Die letztgenannten bilden auch substantivisch mit pronominaler Genitiverweiterung eine Even-stress-Gruppe: *Some of mine. Which of those? Enough of this*. Schwebende Betonung gilt auch für die Gruppe Substantiv + Attribut: *Poet Laureate. From time immemorial*. Wenn die Gruppe aus mehreren begrifflich gleichwertigen, für die Mitteilung gleich wichtigen Attributen oder Substantiven besteht, werden alle gleichmäßig betont: *Three big dogs. A thick gold chain. It's very hot in here with that big fire. Ten years ago* (ursprünglich ein vorangehendes und ein nachgestelltes Attribut). *A large uncut Cheshire cheese. English language and literature. Memories Grave and Gay* (Buchtitel).

2. Verb + Adverb oder ein anderes Komplement: *Go off. Put it down. Come in* (in ruhiger Rede, ohne Ungeduld). *My watch has not been wound up. It rains hard. He came running. I changed my mind. He failed completely to explain his meaning*: schwebende Betonung macht aus *he failed completely* eine syntaktische Einheit und rückt *completely* so ausschließlich an *failed* heran, daß der Sinn ist: es mißlang ihm gänzlich, klarzumachen, was er eigentlich meinte. Ebenso: *He used continually to refer to the subject*. Schwebende Betonung auf *continually to refer* macht in diesem Falle aus Adverb + Infinitiv eine syntaktische Einheit. Die durch den Schwebeton bezeugte enge Zugehörigkeit des Adverbs zum Infinitiv bewahrt den Hörer vor falscher Beziehung des Adverbs zu dem übergeordneten Verbum *used*. Diese Akzentverteilung genügt, um den Sinn klarzumachen, und damit erübrigt sich der Gebrauch des stilistisch vielfach befahenen 'split infinitive' (*to continually refer*). — Auch diese Gruppe läßt sich durch gleichwertige betonte Komplemente erweitern: *Dressed up like a Turk. Lie down on the sofa*.

3. Intensitätsadverb + Verb oder Adjektiv oder Adverb: *All right. Very well. I quite agree with you. You are very wet. He is never ready. I am always here*.

4. Begrifflich vollwertige Präposition in eigentlicher (nicht übertragener) Bedeutung + nominales (substantivisches oder substantiviertes, nicht pronominales) Objekt: *Behind the door. Without light. Through life. Under age. Since then*.

5. Kontraktion aus Kopula oder Hilfsverb mit *not* + Prädikatskern: *He isn't here. He hasn't gone. I don't know. It doesn't matter. I cannot go. I won't see him*.

6. Zwei formelhaft durch *and* verbundene Adverbia: *Now and then. To and fro. More and more*. Und ebenso paarweise zusammengestellte nicht attributive Adjektiva oder Zahlwörter: *Black and tan. Black and white. Five and twenty*.

7. Wortpaare, die durch *or* in ungeschwächter Alternativbedeutung verbunden sind: *To-day or to-morrow*.

Even stress herrscht nicht unbeschränkt. Neben der bildungsgesetzlichen schwebenden Betonung bestimmter Wort- und Zusammensetzungstypen kommt einseitige Betonung mit Unterdrückung des ersten oder zweiten Akzents vor. Ganz allgemein sagt Sweet, daß schnelles Redetempo dem even stress nicht günstig ist, besonders am Satzende. Hier besteht bei schnellem Sprechen die Neigung, aus *Chin'ese Chin'ese* zu machen, es sei denn, daß ein besonderer Grund vorliegt, *Chinese* zu sprechen. Demgemäß betont Sweet (El. und Prim. Phon.): *An Englishman was once travelling in China who couldn't speak Chin'ese*. Unterdrückung des ersten Akzents ist im Ausruf häufig: *A'ha! Good'morning. Black'heath. Oxford*

·Road); sie kann auch Kennzeichen erregter Rede sein: *Come 'in!* drückt Ungeduld, Ärger über die Störung aus: 'Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?' — Es wäre eingehend zu untersuchen, inwieweit der Affekt der schwebenden Betonung abträglich ist.

Greifbarer ist die Art, wie die Kontrastbetonung den even stress einschränkt. Z. B. in dem Syntagma Attribut + Substantiv, wenn der Gegensatz in der Verbindung verschiedener Attribute mit dem gleichen, wiederholten Substantiv liegt: *Some English people have 'light hair and some have 'dark hair.* Oder wenn attributives *some* als Quantitätsbegriff die Kontrastbetonung erhält: *'Some people 'like it,* im ausgesprochenen oder gedachten Gegensatz zu denen, die es nicht mögen. Auch das *teen*-Zahlwort hat, wo es einzeln und syntaktisch ungebunden steht, even stress: *I am 'fifteen. We were 'thirteen at table.* Aber beim Zählen und sonst, wenn zwei oder mehrere von ihnen zusammentreffen und infolgedessen miteinander kontrastiert erscheinen, wird es einseitig vorn betont.

Außerhalb der Kontrastbetonung ist einseitige Attributbetonung regelmäßig vor dem substantivischen Füllwort *one*: *'This one. The journey is not a 'long one.* Sie ist häufig in formelhaften Ausdrücken mit *any*: *At 'any rate. In 'any form* usw.

Wenn ein ergänzungsheischendes Verb zusammen mit seinem Komplement einen einheitlichen Begriff ausdrückt, dessen Schwerpunkt in dem Komplement liegt, dann ist oft das Komplement Tonträger der Verbindung, z. B. bei dem transitiven Verb in verschiedenen Verwendungen: *to have a 'class, a 'party, a 'cold, a 'smoke, 'breakfast* usw. Diese Tonverteilung ist auf *have* = besitzen ausgedehnt worden: *Have you a 'match? There was a 'man who had 'two 'sons.* Ferner bei Wendungen wie: *to light a 'fire, open the 'door, to run a 'race, to go for a 'walk, to fly into a 'passion, to cut it in 'two, to go out 'hunting, to run away, to see him 'off, to feel too 'full* usw.

Aber der wichtigste Faktor, der den Geltungsbereich der schwebenden Betonung einschränkt, ist rhythmischer Natur. Der Rhythmus des sprachlichen Lebewesens hängt, wie der des Menschen, davon ab, ob es frei oder gebunden ist. Die mit schwebender Betonung angesetzten Gebilde haben die schwebende Betonung, wenn sie syntaktisch freie, in sich abgeschlossene Satzglieder sind, sie verlieren die schwebende Betonung, wenn sie syntaktisch an ein anderes betontes Satzglied gebunden sind. Vergleiche freies, schwebend betontes *'seven o'clock, 'good-for-'nothing* mit attributiv gebundenem *a 'seven o'clock 'dinner, a 'good-for-'nothing 'fellow;* isoliertes *'five minutes* mit gebundenem *'five minutes to 'ten;* freies *'plum-pudding* mit *an 'English plum-pudding.* Daher der Unterschied zwischen der schwebenden Betonung der gleichen Wörter oder Wortgruppen

als Prädikat und ihrer einseitigen Betonung als vorangestelltes Attribut: *·Berlin ·wool. ·Waterloo ·Station. ·Thirteen ·members. A ·Chinese ·mandarin. ·North Country ·surgeon. ·Ten- ·pound ·note. ·Non- ·commissioned ·officer. ·Underdone ·meat. ·Secondhand ·book- ·seller. ·Twenty- ·five ·members. ·Hardboiled ·eggs. ·Strongminded ·woman. ·Goodlooking ·man. ·All Saints' ·Day. ·Well- ·known ·voice. ·Turned- ·up ·nose. ·Grown- ·up ·daughter. ·Black and tan ·terrier. ·Five- ·and- ·twenty ·blackbirds.* Dieselbe Akzentherabsetzung im Redetaktinlaut tritt gelegentlich auch ein, wenn mehrere Attribute vor einem Substantiv nicht gleichwertig aneinandergereiht, sondern logisch unter sich irgendwie abgestuft sind: *A ·great big ·man. A ·heavy round ·stone. A ·little more ·room. The King's Christmas dinner is to be a very ·modest little affair in comparison with ...* Gemeinsam ist allen diesen Fällen, in denen syntaktisch gebundene Wörter und Wortgruppen die ihnen im freien Zustande zukommende schwebende Betonung aufgegeben haben, die rhythmische Akzent-senkung im Inlaut des Redetakts.

Den umgekehrten Rhythmus zeigt die Verbindung eines Gruppenattributs mit einem einfachen Substantiv. Hier wird das Ganze unter einem einzigen Sammelakzent auf dem Endglied des attributiven Teils zu einer festen Einheit zusammengefaßt: *A drowned ·rat look. Dead ·letter office. Michael ·Angelo style. Charles ·Dickens edition. A good all ·round man. Cat and ·dog life. Cock and ·bull story. Rag bone and ·bottle merchant. Bank of ·England note. The Commons Enclosure Consolidation Act. The Employers' Liability for ·Injury Bill.* Derselbe Rhythmus herrscht auch, wenn einfaches Substantiv + Präposition of + Attribut + Substantiv zu einer begrifflichen Einheit verschmelzen: *Jack- ·of- ·all- ·trades. Cat- ·o'- ·nine- ·tails.*

Die Gesamtheit der unbetonten Elemente setzt sich aus zwei verschiedenen Gruppen zusammen, diese sind: die im Stärkegrad herabgesetzten, neben den Haupttonträgern des Satzes oder Redetakts relativ unbetonten Begriffswörter und die Fülle der formalen (funktionellen) absolut unbetonten Redeteile, deren Zahl so groß ist, weil die syntaktischen Beziehungen, die einst durch die Nominal- und Verbalflexion ausgedrückt wurden, in der modernen Sprache zum überwiegenden Teil durch Präpositionen, Artikel, Pronomina und Hilfsverba hergestellt werden. Der bestimmte und unbestimmte Artikel, das unemphatische Pronomen, das Relativwort, die Konjunktion, die Präposition, die Formen von *be, have, will, shall* in unemphatischen und nicht negierten Aussage- und Fragesätzen, sowie andere Stützverba vor dem Kernverb stellen das Hauptkontingent der unbetont-schwachen Redeteile.

Folgende Verbindungen haben ein bestimmtes logisches Ver-

hältnis ihrer Glieder gemeinsam: das zweite Glied dient dazu, den im ersten Glied gegebenen Allgemeinbegriff näher zu bestimmen und einzuschränken; ist, um eine Parallele aus der Wortbildung heranzuziehen, Bestimmungswort zu dem im ersten Glied gegebenen Grundwort; hierdurch wird das erste Glied, obwohl es von Haus aus Begriffswort ist, auf die Stufe eines den Hauptbegriff vorbereitenden, einführenden Wortes herabgedrückt und bleibt deshalb relativ unbetont; es wird als vortoniger Auftakt zu dem nachfolgenden betonten Bestimmungswort behandelt: 1. Bezeichnungen und Titel wie *Mr., Dr., Professor, Major, Sir, Lord, President, King, Miss, Mrs., Lady* usw. in unmittelbarer Verbindung mit dem Namen der Betreffenden. 2. Gewisse Verbindungen zweier Substantiva durch Präposition: *Commander-in-chief. A box on the ear. Head over heels.* Besonders Substantiv mit genitivischer Erweiterung: *Isle of Man. Man-of-war. Matter of fact. A cup of tea. A glass of beer. A piece of bread. A man-of-the-world. The Man of Property.* 3. Die formelhafte Verbindung von zwei Verben oder zwei Adjektiven, die durch *and* zusammengehalten werden: *Go and look for him. Come and dine with us. It's nice and warm in here.* Oder statt des zweiten Verbs eine feste Verbindung aus Verb+Objekt wie: *Go and have a look. Come and have tea.* 4. Substantivpaare vom Typus: *Bread and butter. Cup and saucer. Knife and fork. Butter, saucer, fork* wird als eine Art Bestimmungswort der Gruppe empfunden und deshalb betont. 5. Die in Wirtshausnamen paarweise zusammengestellten Substantiva: *Lamb and Flag. Grouse and Trout. Elephant and Castle.*

Nichtnegiertes *can, may, dare, need* und phraseologisches *must* bleiben vor ihrem Infinitivobjekt unbetont: *I can go. Gentlemen, you may smoke. I dare say. Why need he do it? You must know that... I must say good-bye. I must be off.* Ebenso Verben, die den Infinitiv mit *to* als Objekt nach sich ziehen: *We have come to stay. I used to know professor Kay. I happened to see...* Auch das Verb, von dem ein Akkusativ mit dem Infinitiv oder ein Akkusativ mit dem Partizip abhängt, bleibt relativ unbetont, wenn, wie es meist der Fall ist, die Konstruktion den Kern und Tonträger der Mitteilung enthält: *I heard him go. Did you see him start? I had him shot. I must have my hair cut.*

Begrifflich abgeschliffene Präpositionen, besonders in übertragener oder funktioneller Verwendung, stehen unbetont-schwach vor ihrem betonten Objekt (mit und ohne Artikel etc.): *At the door. Under an obligation. Indeed. Of course. At home. In life. To me. For you.* Hierher gehört das rein formale *to* vor dem Infinitiv. Unbetont bleibt auch die allgemeinere Präposition vor der spezielleren: *From under the table.*

Abgeschwächte Demonstrativbedeutung von *this, that, there* und

here geht Hand in Hand mit abgeschwächter Betonung: *this book has not had its leaves cut, that window is open* werden mit unbetontem *this, that* gesprochen, wenn sie nicht zur Unterscheidung dienen, weil nur ein Buch, ein Fenster gemeint sein kann. Ebenso wenn *this* oder *that* statt *it* gebraucht wird: *I saw that quite clearly*. Ebenso *there* und *here*, wenn sie auf eine bereits genannte oder bekannte Lokalität verweisen: *Did you read as far as page ten? We left off there. I saw him there yesterday. The sooner we get there, the better. Here we are*. Als formales Subjekt zur Kopula hat *there* jegliche Demonstrativkraft eingebüßt und ist deshalb gänzlich unbetont; so das erste und dritte *there* in: *There is nobody there, is there?* Das Reflexiv als Akkusativobjekt bleibt unbetont: *He killed himself*. Das substantivische und das adverbiale Fragewort wird nicht besonders hervorgehoben, d. h. bekommt nur den Nebenton, der sich am Satzanfang ganz von selbst einstellt, wenn die Frage direkt, erstmalig und in ruhigem Ton gestellt ist: *Which is it? What's the time? Who is your father? Where does he live? When did he come? Why did he do it? How do you do?* Auch im abhängigen Fragesatz beziehungsweise der gleichwertigen Infinitivkonstruktion bleibt das substantivische und das adverbiale Fragewort unbetont, solange der übergeordnete Ausdruck des Denkens oder Sagens positiv ist: *I know who he is. I see how it is done. Doesn't he know where to look for it?* (negative Form, aber positiver Sinn: er muß doch wissen, er wird schon wissen). Die substantivischen Relativwörter *who, which, what, that, as* und die Relativadverbia sind unbetont: *A man who could do great things. The lady that I saw yesterday. The place where he lived*. Unbetont ist *some*, wenn es keine Quantitätsbezeichnung ist: *Some water. Some more bread*.

Dem Haupttonträger des Sprechtakts werden die folgenden Elemente enklitisch angegliedert: 1. Die nachgestellte Präposition: *The matter this book deals with. Whom are you looking for? Who do you want to speak to? He didn't know what it was made of. A country fit for heroes to live in*. 2. *Enough*, das ein unmittelbar vorhergehendes Substantiv, Adjektiv oder Adverb näher bestimmt: *We have not got bread enough. Is it hot enough? This is not good enough. You know well enough what I mean. Sure enough*. 3. Durch *or* eingeführte belanglose Zusätze, die keine wirkliche Alternative bedeuten: *A minute or so. In a day or two. Have you heard whether the house is insured or not?* 4. Satz Wörter und Sätzchen im absoluten Auslaut: *Yes, please. Cab, Sir? No, m'm. Good morning, doctor. Are you going home, John? I am going home, he said. You are going home, I suppose*.

Der Gebrauch des Starktons läßt sich nicht in starre Regeln fassen, denn er ist zum großen Teil fakultativ und subjektiv. Es muß dem einzelnen Sprecher überlassen bleiben, ob er die wichtigsten neuen Begriffe, die Pointen, die nicht-enklitischen Vokative und Imperative usw. mit Starkton sprechen will oder nicht. Sweets transkribierte Texte geben reichliches Material für die Beobachtung seiner individuellen Verwendung der emphatischen Betonung. Vgl. z. B. A Primer of Spoken English, 4. Aufl., S. 45 ff.

1. Kontrastbetonung. Der Kontrastakzent wird leicht als Starkton empfunden: *Did he !ride? I thought he !walked.* Besonders wo sich die gegensätzlichen Elemente von einem gemeinsamen unbetonten Element abheben: *The !town mouse and the !country mouse. Some English people have !light hair and some have !dark hair. Did he throw it !to you, or did he throw it !at you?* Wenn die kontrastierten Begriffe durch eine längere Periode voneinander getrennt sind, trägt der auf ihnen ruhende Starkton zur engeren Verknüpfung der Sätze untereinander bei: *!Pipe smoking, to be enjoyable, presupposes sound teeth, and demands the use of the tooth-brush at least twice a day; otherwise pyorrhoea, with a long train of ailments, may result. Ci!gar smoking is believed to be less toxic than a pipe.* So dient der Starkton auf Satzgliedern, die einander gegenüberstehen, der direkten Begriffs- und Wortantithese. Auch das Wort, das Vorausgeschicktes korrigiert, modifiziert, einschränkt, wird stark betont: *The earth is round. It is not !quite round, but a little flattened. He can do it, at least he !says he can.* Der Starkton dient überhaupt dazu, eine allgemeine Gegensätzlichkeit des Gedankengangs zu dem Vorhergesagten auszudrücken. Ein berühmter Schauspieler erzählte, er hätte geträumt Sankt Peter hätte ihn am Himmelstor abgewiesen, weil Schauspieler nicht in den Himmel kämen, und als er sich darauf berufen hätte, daß soeben vor seinen Augen sein Kollege und Rivale X. unbehindert hineingeschlüpft wäre, hätte Sankt Peter lächelnd erwidert: *'Oh yes, I know, he !thinks he is an actor.'* Auch im Gespräch wird das Wort, das die einschränkende, skeptische, abweichende, gegensätzliche Einstellung des Redepartners zum Ausdruck bringt, stark betont: 1. Der Partner antwortet mit Vorbehalt: A.: *Can he do it?* B.: *He !says he can.* 2. Der Partner hält das Gesagte für wenig glaubhaft: A.: *He did not remember your name.* B.: *How could he !help remembering it, when he hears it twenty times a day.* 3. Der Partner empfindet das Gesagte als müßige Bestätigung einer ihm bekannten Tatsache: A.: *You have made a great mistake.* B.: *I !know I have.* — A.: *We shall be too late, after all.* B.: *I !told you so.* — Als mir der Kommandant eines englischen Zivilgefangenenlagers nicht glauben wollte, daß ich 45 Jahre alt und deshalb austauschberechtigt war, warf ich ein: *'But I have documentary evi-*

dence of it, Sir.' Worauf er entgegnete: 'I !know you have.' Er wußte, daß ich meinen Militärpaß meinte, aber er wußte auch, daß Tommy Atkins bei seinem Eintritt in die Armee gern versuchte, sich für älter auszugeben, als er wirklich war. Darum gab er nichts auf Militärpapiere, und darum sein ablehnendes 'I !know you have.' — Auch auf der Kopula und dem Hilfsverb hat der Starkton vielfach allgemein-antithetischen Charakter: der Satzinhalt wird gegen den Geist, der verneint, gegen innern oder äußern, ausgesprochenen oder antizipierten gegensätzlichen Gedankengang, Einwand, Widerspruch verteidigt; die emphatische Form dient der Abwehr, Verwahrung, ist Trutzform. Starkton auf der Kopula oder dem Hilfsverb ist regelmäßig in der antithetischen Replik: A.: *You are not a German?* B.: *But I !am.* — A.: *It doesn't matter.* B.: *It !does matter.* — A.: *He ought not to have told him of it.* B.: *He !didn't tell him.* — A.: *They said nothing.* B.: *Why !should they have said anything?* — Endlich dient der Starkton auf Kopula oder Hilfsverb der antithetischen Tempusunterscheidung und der scharfen Herausarbeitung der Nuancen, die durch die verschiedenen Tempora ausgedrückt werden: ... *!is, !was, and !will be. Man never !is, but always to !be blest. When she (Belgium) addressed, as she !has addressed in these last few days, her moving appeal to us to fulfil our solemn guarantee of her neutrality, what reply should we have given?* (Asquith, Rede im House of Commons am 6. August 1914).

2. Nichtantithetischer Starkton. Mit Anspruch auf allgemeine Geltung kann vielleicht gesagt werden, daß folgende Satzglieder ohne das Element der Antithese stark betont werden: 1. Das interrogative Anfangsglied der direkten Frage, die gestellt wird, um sich zu vergewissern, also besonders der wiederholten Frage: *!What did you say his name was? !Where does he live?* 2. Das interrogative Anfangsglied des indirekten Fragesatzes, dessen übergeordneter Satz nicht bloß negative Form, sondern auch negativen Sinn hat: *I do not know !who he is. I have not the slightest idea !what he means. He will not know !where to look for it. I cannot think !how it is done.* 3. Das Endglied einer Reihe, einer Aufzählung: *One, two, three and a !way. Here and there and !everywhere. The days of the week are: Sunday, Monday, ... !Saturday.*

In Wortgruppen oder Sätzen formelhaft-traditioneller Prägung wird das begriffswichtigste Glied gern durch Starkton hervorgehoben: *This day !week. Out and come a !gain. All's well that !ends well. This is the house that !Jack built.* In diesen beiden letzten Beispielen steht nun das Kernglied außerdem an vorletzter Stelle, wo sich Starkton überhaupt leicht einstellt, weil der dominierende Akzent an dieser Satzstelle sich nach beiden Seiten hin von relativ unbetonten Gliedern abhebt und dadurch als Starkton wirkt, auch in nicht formelhaften Sätzen: *I must have my !hair cut. Shall we have the !fire*

lighted? Shall we smoke a !pipe together? A room with the !win-
dows shut. I am going to !call on him. One gets !used to things.
I forgot to wind my !watch up. Ebenso, wenn zu Verb + Adverb,
 die zusammen eine begriffliche Einheit darstellen, eine präpositionale
 Ergänzung (Präp. + Subst. oder Präp. + Pron.) als nähere Bestimmung
 gehört. Tonträger der ganzen Gruppe ist dann ebenfalls das Mittel-
 glied, das Adverb, das deshalb auch mit fakultativem Starkton an-
 gesetzt werden kann: *To look !out for him. I cannot get !on with*
Harry. I am not going to put !up with his behaviour. When
do you get !up in the morning? Nachdrückliche Hervorhebung
 des syntaktisch vorletzten Satz- oder Taktgliedes hat den Charakter
 eines Gruppen- oder Sammelakzents, der die unmittelbar vorher-
 gehenden und nachfolgenden Taktglieder unter seine Fittiche nimmt
 und das Ganze bindet und zusammenhält und ihm etwas Gedrungenes
 und in sich Abgeschlossenes verleiht. Seine absolute Lautstärke wird
 aber in jedem Einzelfalle von der Situation und dem Temperament
 des Sprechers abhängen.

Ferner kann der Starkton ein Verstärkungswort ersetzen: In
 diesen Fällen nuanciert der Starkton logisch, denn er fügt ein be-
 griffliches Element hinzu. So ersetzt er ein *very* in: *Look how*
!wet I am! You will catch your !death of cold; ein even in:
Enough to make a !saint swear! I would not have it at a !gift.
I did not do it, I never should have !thought of such a thing.

Als Überbleibsel einer älteren Betonungsweise, die sonst aus-
 gestorben ist, bilden noch einige Verben der nachdrücklichen Be-
 hauptung oder Bitte Umschreibungsformen mit unemphatischem *to do*
 und starkbetontem Kernverb: *I do as !sure you. I do en !treat you.*

Heute kann jeder mit Kopula oder Hilfsverb gebildete Satz
 durch Starkton auf der Kopula oder dem Hilfsverb bei tonschwachem
 Prädikatskern emphatisch gemacht werden. Starkton auf der Kopula
 oder dem rein formalen Hilfsverb macht den Satz als Ganzes em-
 phatisch. Da die Kopula oder das Hilfsverb, die nur der Flexion
 oder sonstiger Satzbeziehung dienen, in diesen Funktionen gänzlich
 unbetont sind, ist jede Betonung eines solchen Formwortes etwas
 Auffallendes, Unerwartetes, Außergewöhnliches und wird deshalb
 leicht als Starkton empfunden, auch wenn es eigentlich nur der
 übliche Stärkegrad des betonten Wortes ist: *He !is an ass. What*
!are you doing? — A.: You are late. B.: I !am rather late. —
I !do smoke. I !did say so. !Do be careful. What !does he know
about it? !Do let's (Galsworthy). Dagegen Starkton auf dem be-
 grifflichen Stützverb hebt gleichzeitig die Eigenbedeutung dieses
 Stützverbs hervor: *Why !will you persist in denying it? — Boy:*
May I smoke a cigar? Father: You !may if you !can. —
 Starkbetontes *will* und *shall* der 1. Person drücken besondere
 Nuancen innerhalb des großen Bedeutungskomplexes dieser Verben

aus und unterscheiden sich dadurch von ihren einfachbetonten und ihren unbetonten Gegenstücken. Während aus *I !will do it* Dickköpfigkeit spricht, verkündet *I !shall do it* den unabänderlichen Entschluß: der Sprecher gibt zu verstehen, daß sein Entschluß über die subjektive Willenssphäre hinausgewachsen und zur objektiven Tatsache geworden ist. Die Kombination *I !shall and !will do it* vereinigt diese beiden Bedeutungsnuancen in sich. Umgekehrt ist starktoniges *shall* in dem fragenden Ausruf *What !shall I do?* der Ausdruck hilfloser Verlegenheit. Auch das starkbetonte *must* bezeichnet eine besondere Art des Zwanges zum Unterschied von einfachbetontem und von unbetontem *must*, nämlich die logische Notwendigkeit: *You !must know what I mean*.

Der übertriebene Gebrauch emphatischer Kopula und Hilfsverba ist Kennzeichen einer manierten Sprache ("gushing"), die beteuert statt zu berichten und drängt statt zu fragen oder zu bitten: *'This !is kind of you!'* *'I !do love this dress!'* *'I !should like you to see him!'* *'Why !don't you have it done?'* *'!Do have some more of this nice cake!'*

Im Affekt werden natürlich Ausdrücke der Erregung (*What! What on earth! Good heavens!*) gefühlsmäßig-emphatisch gemacht; ebenso Intensitätswörter (*very, quite, all, always, never*), wenn der Sprecher damit einen besonderen Zweck verfolgt, z. B. *I will !very soon show you what I mean*, wenn eine Drohung beabsichtigt ist. Aber es ist maniert, wahllos jedes Verstärkungswort mit besonderem Nachdruck zu sprechen: durch solch überspannten Gebrauch der Emphase, dem, wie bei Kopula und Hilfsverb, im allgemeinen Frauen häufiger anheimfallen als Männer, wird ein feines Werkzeug sprachlicher Abstufung abgestumpft und unwirksam gemacht.

Kritische Betrachtungen über den 'Lai de l'ombre' (ed. J. Bédier).

Von O. Schultz-Gora (Jena).

Der durch Michel nach Hs. A durch Jubinal nach Hs. F i. J. 1836 und 1846 publizierte 'Lai de l'ombre' wurde von Bédier im 'Index lectionum, quae in Universitate Friburgensi per menses aestivos anni MDCCCXC habebuntur' nach allen damals bekannten 6 Hss. herausgegeben. Diese Ausgabe wurde von Suchier (Zs. XIV, 244 ff.), Foerster (Ltrbl. XI, 146 ff.), Tobler (Archiv Bd. 85, S. 350 ff.), G. Paris (Romania XIX, 609 ff.) ausführlich besprochen. Nachdem inzwischen von Gröber noch auf eine neue Hs. (G) in Zs. XIV, 275 hingewiesen worden war, schritt Bédier zu einer Neuausgabe in der Société des anciens textes français, 1913¹, welche natürlich in vielem die frühere hinter sich ließ. Trotzdem lohnt sich, wie mir scheint, noch immer eine Beschäftigung mit dem kleinen, an Eigenartigkeiten reichen Denkmal.

1. Was zunächst den Text angeht, so hat schon Tobler gesagt, daß er 'auch dem erfahrenen Leser manche Nuß zu knacken gibt', und er hat mit seinen Bemerkungen auch andere zu veranlassen gewünscht, 'etwas länger bei demselben zu verweilen'. Doch abgesehen von den eigentlichen Schwierigkeiten weisen der Text, die Anmerkungen und das Glossar der Neuausgabe Verschiedenes auf, das zu einer Erörterung einlädt, beziehentlich herausfordert. Für das Folgende sei bemerkt, daß ich nicht immer die einzelnen Stellen *in extenso* anführen kann und hier und da dem geduldigen Leser die Einsichtnahme in den Text überlassen muß.

V. 22—3. *Par Guillaume qui depieça L'escoufle et art un a un membre.* Im Gl. wird *art* als 3. Sg. Perf. angegeben, und ein Perfekt wird gewiß durch das vorausgehende Perfekt nahegelegt; ebenso liegt die Sache bei *mort* in V. 919, welches das Gl. wiederum als Perfekt anspricht, allein wo finden sich denn sonst satt *arst* und *morst* Perfektformen *art* und *mort*, die doch mit den Präsensformen zusammenfallen würden? Solange sie nicht nachgewiesen sind, wird man hier besser Präsensformen erblicken; Wechsel von Perfekt und Präsens begegnet oft genug, s. Ebeling in Tobler-Abhandlungen S. 345 Nr. 9. Allerdings haben wir gleich an unserer Stelle auch ein mir auffällig erscheinendes *un a un membre*, und ich weiß nicht, wo eine Verbindung von *un a un* mit dem folgenden Substantiv im Sing. noch sonst begegnet,

¹ Sie erschien erst während des Krieges und erfuhr außer einer kurzen, auf die Behandlung der Hss. bezügliche Notiz von Weeks in der *Romanic Review* VI, 461—2 m. W. keine weitere Anzeige.

doch handelt es sich hier um etwas Stilistisches, und stilistische Eigentümlichkeiten sind ja bei Jehan Renart zahlreich.

V. 36. *Et mesaventure li lait*. DEG haben *le lait*. Die im Gl. unter *laire* gegebene Deutung 'si la malechance le lui permet' ist m. E. schwer haltbar. Einmal ist *laissier auc. ch. a auc.* 'Jem. etwas erlauben' m. W. nicht belegt, und dann würde der Verfasser damit selbst bei dem Publikum, für das er geschrieben, kaum auf Verständnis haben rechnen können, denn der Sinn müßte doch sein: 'Wenn sein Mißgeschick aufhört und er wieder vom Glücke begünstigt ist.' Ich schlage vor, *li* als *l'i* zu schreiben und zu verstehen: 'Wenn das Mißgeschick ihn da verläßt', nehme also *laissier* in derselben Bedeutung, die es am Anfang des vorausgehenden Verses hat. Diese Bedeutung ist zwar von God. nicht verzeichnet, hat aber unser Verb mehrfach, s. Bartsch-Wiese, Chrest., Gl., G. Paris et Jeanroy, *Extraits d. chroniq. franç.* S. 61 Z. 13 und vgl. Appel, Chrest., Gl. Die Personifikation von *malaventure* wäre nicht befremdender als die von *eurs* in der folgenden Zeile. Ganz befriedigt freilich auch Obiges nicht, aber man weiß ja, wie wenig glückliche Dinge mehrfach herauskommen, wenn altfranzösische Dichter in den Einleitungen allgemeine Betrachtungen anstellen.

V. 38—41. *Et por ce l'ai je si enpris Que je vueil mon sens employer A bien dire et a souploier A la hautece de l'eslit*. Eine Anmerkung hierzu wird nicht geboten, aber im Gl. wird zu *eslit* ein Fragezeichen gesetzt und auf die Einleitung p. XX note verwiesen. Hier fragt B. gelegentlich des Milon de Châtillon-Nanteuil, der 1227 zum Bischof von Beauvais gewählt wurde. 'Ne serait-il pas *l'eslit* (electus) dont il est parlé au vers 41?' Damit wird also die Vermutung von Tobler (S. 355) aufgenommen, daß *l'eslit* = 'der Bischof' sein könnte, aber freilich heißt es im Gl. wieder zu unserer Stelle: 'Les vers 40—1 nous restent obscurs.' *Souploier* ist auf alle Fälle nicht befriedigend. Ich frage, ob nicht das *a souploier* als *asouploier* zu schreiben und als 'geschmeidig machen' zu verstehen sei. *Asouploier* heißt zwar gewöhnlich 'weich, nachgiebig machen', und Tobler, Wb. glossiert hiermit auch die Stelle in Rom. u. Past. III, 32 V. 33¹, aber dieser Sinn paßt hier nicht, denn die Hirtin hat vorher ausdrücklich ihre Bereitwilligkeit erklärt, vielmehr heißt es 'geschmeidig machen', 'in die richtige Lage bringen', wie auch das einfache *ploier* so in der gleichen Situation gebraucht erscheint (Mont-Rayn., Rec. III, 84 V. 104). *Et asouploier* träte dann parallel zu *je vueil mon sens employer a bien dire*: 'und ich will ihn geschmeidig machen für die Bedeutung dessen, was ich mir vorgenommen

¹ Spanke, Eine altfranz. Liedersammlung S. 125, druckt mit Unrecht *la souploie*.

habe.' *L'eslit* verstehe ich nicht wie Suchier als *l'exquis* ('aspirer à la hauteur de l'exquis'), sondern als den 'gewählten Gegenstand', bejahe also damit die in der 1. Ausgabe von Bédier gestellte Frage. Zwar meint Tobler, daß ein Zeitgenosse des Dichters dergleichen aus den Worten nicht hätte herauslesen können, und ungewöhnlich ist der Ausdruck gewiß, aber zu beachten ist doch wohl, daß der Dichter an dieser Stelle zwei Couplets mit grammatischen Reimen hat machen wollen (V. 41—2, 43—4). Was *hautece*, von der Bedeutsamkeit eines Schriftwerkes gesagt, betrifft, so führt God. IV, 441b ein Beispiel dafür aus der 'Est. del Greal' an; der Ausdruck wäre wohl begründet, wenn man annähme, Jehan Renart hätte dabei an die strikte Durchführung des 'couplet brisé' gedacht, an eine bestimmte Färbung, die er dem Stil geben wollte, und an das schwierige Thema, das eine geschickte Behandlung erforderte. — Bemerkt sei noch zweierlei. Das *Et por ce* in V. 38 schließt sich auf keinen Fall gut an das Voraufgehende an, aber man findet ein ähnliches Ungeschick bei den mittelalterlichen Schriftstellern dann oft, wenn sie von den allgemeinen Betrachtungen zu ihrem Thema übergehen. Tobler meint, daß die folgenden zwei Verse wenig befriedigen, womit er wohl hauptsächlich die Ausdrucksweise *quant ma volentez est eslite* im Auge hat, allein hier wird wieder das beabsichtigte Reimverfahren (s. oben) zu berücksichtigen sein, und dann ist doch schließlich ein 'wenn mein Wille ausgewählt ist', im Sinne von 'wenn ich mich einmal entschlossen habe' verständlich.

V. 46—9. *L'en dit: Qui bien nage et bien rime, Qui de haute mer vient a rive, Qui a port de bien dire arrive, Plus l'en proisent et roi et conte.* G. Paris will lesen: 'On dit que bien nage et bien rime Qui de haute mer vient a rive,' Tobler: 'Qui bien nage et bien rime, Que de haute mer vient a rive.' Darauf beginnt für beide ein neuer Satz. Bédier führt in Anm. nur das von G. Paris Vorgeschlagene an und sagt dann: 'Mieux vaut, à mon sens, conserver la leçon A, en admettant une sorte de chiasme ou de croisement: 'On dit: Qui navigue bien (développé dans le vers *Qui de haute mer vient a rive*) est plus estimé des rois et des comtes; et pareillement, qui rime bien (développé dans le vers *Qui a port de bien dire arrive*) est plus estimé des rois et des comtes.' Das ist unhaltbar, schon weil B. *rime* als 'reimt' faßt und es ausgeschlossen erscheint, daß in einem Sprichwort vom Reimen die Rede sein sollte, ferner aber, weil es voraussetzt, daß in den Inhalt des *l'en dit* das *plus l'en proisent et roi et conte* hineinbegriffen werden müßte, was sehr wenig wahrscheinlich ist; hat doch schon Tobler auf das Sprichwort *A bon port vient qui bien nage* in Jeh. et Bl. 6246 hingewiesen, und man könnte sich nur eine solche Variierung desselben gefallen lassen, wie sie in den

ersten beiden Versen (nach G. Paris und Tobler) vorliegen würde. Wie wir sahen, ändern Paris und Tobler ein *qui* in *que*, der erste das erste, der zweite das zweite. Natürlich entschließt man sich zu einer Änderung immer nur ungern, aber hier ist sie unerlässlich, und eine solche von *q'* in *q̄* ist ja auch nur geringfügig. Der Sinn bei der Änderung von Paris ist nicht ganz der gleiche wie bei derjenigen von Tobler; ich ziehe die zweite Ausdrucksweise als die natürlichere vor¹. Es versteht sich, daß sowohl bei Paris wie bei Tobler *rime* 'rudert' bedeuten muß, was es ja auch durchaus heißen kann. Ich meine also, daß die Stelle im Original so gelautet hat und so zu interpungieren ist: *L'en dit: Qui bien nage et bien rime Que de haute mer vient a rive; Qui a port de bien dire arrive, Plus l'en proisent et roi et conte*. Jetzt liegt ein wirklicher halber Chiasmus vor, indem wenigstens die Mittelglieder korrespondieren, während bei der Auffassung Bédiers nur ein Durcheinander von Gedanken und Sätzen festzustellen wäre. Übrigens scheint Girbert de Montreuil im Veilchenroman 6637 mit dem Doppelsinn von *rimer* zu spielen. Der letzte Herausgeber, Buffum, sagt zwar, daß im Glossar alle Wörter des Textes aufgeführt sind, aber gerade *rimer* vermißt man, was empfindlich ist, da auch eine Anmerkung fehlt.

V. 134. Das *de* paßt dem Sinne nach weder zum Voraufgehenden noch zum Folgenden. Die Stelle mußte besprochen werden. Tobler vermutet, daß *a* im Original gestanden habe.

V. 146 ff. *De tant li a bon plet basti Amors qu'i le connissoit bien, N'onques nule si plesant rien Qui fame fust n'avoit veüe, Ce dist et s'en trait sa veüe A garant qu'il dist verité*. B. interpretiert V. 146—7: 'Insofern hat Amor ihm einen guten Streich gespielt, als er (sc. der Ritter) sie (sc. die Dame) genau kannte.' Letzteres ist natürlich sprachlich sehr wohl möglich (für *le* = *la* war außer V. 211 auch noch 294 und 547 anzuführen), aber est steht dem doch ein Bedenken entgegen: Der Ritter hatte zwar die Dame gesehen, aber daß er sie gut kannte, konnte der Dichter doch kaum sagen, der V. 295 bemerkt, daß die Dame den Ritter nur *par oïr dire* kannte, es müßte denn gerade sein, daß ein aus Nachlässigkeit zu erklärender Widerspruch vorliegt, wie das offenbar im Escoufle 3036 und 3284—7 der Fall ist. Indessen befriedigt auch die Logik nicht in dem Satze, und das *ne* im folgenden Verse stellt einen reichlich gezwungenen Anschluß dar. B. erwägt denn auch die andere Möglichkeit, nämlich daß es heißen könnte, 'welcher (sc. Amor) ihn gut kannte', um sie dann aber zu verwer-

¹ Wenn das *que* vor *de haute mer vient a rive* steht, so ist das ganz in der Ordnung, da ja der voraufgehende Satz mit *qui* einem Wenn-Satz gleichsteht (*qui* = *si quis*) und bei *que*-Sätzen ja gewöhnlich der abhängige Nebensatz nicht eingeschachtelt, sondern dem *que*-Satz vorangeschickt wird.

fen: 'Mais le poète n'avait pas besoin de marquer qu'Amor connaissait le chevalier, et d'autre part, *de tant* appelant un *que*, il faudrait au vers suivant corriger *N'onques* en *Qu'onques*.' Allein es fragt sich doch sehr, ob V. 147 nicht doch auf obige Weise aufzufassen sei; man muß nur das 'welcher ihn gut kannte' verstehen als 'welcher seine Empfänglichkeit für Frauenschönheit kannte'. Dann würde sich weiter fragen, ob nicht ein Kolon hinter *bien* zu setzen, im folgenden Verse *nonques* statt *n'onques* zu schreiben und V. 149 durch einen Punkt hinter *veüe* zu beschließen wäre.

V. 172. *Or n'i a fors de tenir chier*. Die meisten Hss. haben *du* für *de*, aber man wisse nicht, meint B., was im Original gestanden habe. Er verweist auf die Verm. Beitr. von Tobler, der nur zwei Beispiele, die keinen Artikel zeigen, anführe und sage, daß solche Beispiele sehr selten seien, und darauf bemerkt er: 'Ils seraient moins rares sans doute, si les éditeurs de textes ne les détruisaient pas à mesure qu'ils les rencontrent.' Gewiß werden gar manche Wörter und Wendungen von den Herausgebern nicht in den Text gesetzt, wo sie es werden sollten, aber in dem vorliegenden Falle müßte das doch erst nachgewiesen werden; überdies sind sie doch nicht gerade 'détruits', wenn sie in der *Varia lectio* stehen.

V. 216—7. Es war eine Anmerkung zu *penssis en son penser et en sa voie* erforderlich, s. die Bemerkung von Tobler.

V. 244—6. *Il dist en sozriant: He! caire, Seigneur, por Dieu, or belement! Menez me un poi mains durement*. Mit dem *He! caire* hat bisher noch niemand etwas Vernünftiges¹ anzufangen gewußt. Es muß ein Überlieferungsfehler vorliegen, und ich zweifle kaum, daß das Original *pecaire* aufgewiesen hat, das sehr gut in den Zusammenhang paßt (die Worte des Ritters sind leise ironisch gefärbt). Die provenzalische Wortform *pecaire* erscheint auch im 'Folque de Candie' V. 540; für *pecaire* im Ausruf s. meine Provenz. Studien S. 117 zu V. 36. Der Verfasser des 'Escoufle', der vielleicht mit Jehan Resart identisch ist (s. unter sub 2), gebraucht auch einen Provenzalismus *en bades* in V. 5144 (prov. *en badas*), vgl. Gloss. Die Schreiber unseres Denkmals haben das provenzalische Wort, das nicht unerheblich von *pechiere* abweicht, vermutlich nicht verstanden und daher auf die verschiedenste Art geändert².

¹ Bédier berücksichtigt mit Recht die von G. Paris in Romania XIX, 612 versuchte Erklärung garnicht, sondern setzt einfach im Glossar ein Fragezeichen hinter das Wort. Die Vermutung, welche P. Meyer zu [en] *aire* im Escoufle 6136 ausspricht, daß vielleicht der Ausruf *caire* vorliege, von dem G. Paris a. a. O. spreche, ist nicht glücklich, da ja [en] *aire* = *en eire* = *en erre* 'sogleich' (im Glossar fehlt [en] *aire*) zufriedenstellend ist.

² Natürlich ist nfrz. *pecairé*, das zuerst bei Beaumarchais zu begegnen scheint (s. Sachs-Villatte), eine Neuaufnahme aus dem Neuprovenzalischen.

V. 254. Nach der Erklärung in Anm. zu V. 256—61 mußte im Text nach *murs* ein Fragezeichen stehen, denn B. zieht den Vers 254 zur Rede der Begleiter des Ritters, und das Anführungszeichen, das hinter *murs* steht, mußte demnach hinter dem *sœurs* des vorigen Verses seinen Platz haben. In Wirklichkeit freilich dürfte das Anführungszeichen nach *murs* zu setzen und der Gedankenstrich in demselben Verse, der die neue Rede anzeigen soll, zu beseitigen sein, denn nichts hindert, soweit ich sehe, den Vers als zur Rede des Ritters gehörig und den Schluß derselben bildend zu betrachten, wie das Bédier auch schon in der 1. Ausgabe getan hat: 'unter der Bedingung, daß es das meinige wäre, so wie es ist, und ich dessen sicher wäre, und alles, was innerhalb der Mauern ist (das meinige wäre)'.

V. 270—1. Man würde gern dem selteneren *aus dames!* den Vorzug geben, wie es Bédier tut, gegenüber ABE: *aus armes*, aber widerspricht dem nicht einigermaßen der Umstand, daß die Begleiter doch gar nichts von den Absichten ihres Herrn auf die Dame des Schlosses wissen, und nun plötzlich *aus dames* rufen sollen? Die Parallele *as dames!* im Guillaume de Dole 223 steht dagegen in passendem Zusammenhang. Allein auch wenn *aus dames* das Ursprüngliche wäre, würde doch *a tel voyage tel tençon*, das Bédier in Klammern setzt und mit 'chanson bien digne de tel voyage' deutet, bedenklich sein, und ich glaube, daß das, was Bédier nur als möglich hinstellt, das Richtige ist, nämlich mit Tobler *a tel voiz et a tel tençon* von AB einzusetzen.

V. 301. Zu dem Qualitätsgenitiv in *la dame de tres grant biauté* (ebenso 544 *dame de biauté*) wäre eine Anmerkung nicht überflüssig gewesen, s. jetzt Archiv Bd. 154, S. 282, wo ich noch Dit dou vrai aniel 326 (*l'aniel de dignité*) und 339 (*l'aniel d'enneur*) hinzuzufügen bitte.

V. 304—5. Die Erklärung von *avoec* im Gl. zu unserer Stelle, die von einem Fragezeichen begleitet wird, ist zweifellos die zutreffende, aber ebenso zweifellos ist, daß nach *encontre*, wie Tobler es verlangt, ein Punkt zu setzen ist, und nicht nach *li*, indem man sich die Worte *avoec la grant biauté qu'a mis Nature en li* in Klammern zu denken hat.

V. 365. Warum ein Komma nach *bien*?

V. 384—7. *Vous me savriez ja mout bien Par parole et par l'ueil a trere La pene et ce que ne vueil fere A entendre par verité.* Es fehlt eine Anmerkung, und doch hätte B. uns sagen sollen, wie er konstruiert. Soweit ich sehe, macht die Einführung des *et* in V. 385, das die 1. Ausgabe nicht hat, das aber freilich die meisten Hss. zeigen, eine Konstruktion des Ganzen unmöglich. Das starke Auseinandergehen der Hss. an dieser Stelle beweist, daß letztere den Kopisten Schwierigkeiten machte. Daß das *et*

im Original gefehlt hat, will ich nicht behaupten; vielleicht stand es schon da, aber es konnte auf einen Hörfehler zurückgehen. Jedenfalls kann man nur mit Hs. E, die das *et* nicht zeigt, ordentlich konstruieren: 'Ihr würdet es bald fertig bekommen, mich mit Worten gründlich zu betören und das als richtig glauben zu machen, was ich nicht (tun) will.' Auch bei dem Text von Bédier erwächst die kleine Frage, ob nicht in *faire* Haplologie vorliegt; Hs. E hat *ferre Fere* und vermeidet das + 1 dadurch, daß es *verte* statt *verite* aufweist. Ferner ist auf die Asymmetrie bei *savoir a* + Inf. (V. 385) und *savoir* + Inf. (V. 386) hinzuweisen, vgl. Ebeling in Tobler-Abhandlungen S. 349a. Das *par* schließlich in V. 385 ist vielleicht nur Druckversehen, da doch Hs. A *por* schreibt, das auch die 1. Ausgabe hat und das durch V. 391 (*por voir entendant*) gestützt wird.

V. 394. Da *li* für *lui* unserem Denkmaß unbekannt ist, vermag ich nicht zu sehen, warum Bédier *s'une autre li* mesaesmast schreibt; vier Hss. zeigen *le*, was auch die 1. Ausg. aufweist, und *mesaesmer* regiert sonst nicht den Dativ. Will man das *li* beibehalten, so könnte man *l'i* schreiben.

V. 430. Schon Suchier hatte das Komma zwischen *nos* und *dames* als entbehrlich bezeichnet; ich möchte es geradezu gestrichen wissen.

450—1. '*Au mains ne puis je pas faillir, Dame,*' *fet il*, '*que j'ai esté*'. Hier darf man wohl fragen, was denn das eigentlich heißen soll. Vielleicht will der abgewiesene Ritter sagen: 'Das Wenigere, was ich gewesen bin, kann ich nicht verfehlen', d. h. ich bin nun wieder in euren Augen das, was ich war, bevor ich meine Werbung vorbrachte, mit der ich mir offenbar geschadet habe. Immerhin war es angezeigt, dem Leser wenigstens eine Andeutung zu geben, und das um so mehr, als die anderen Hss., außer AB, *a mains (au m.) ne doi je (ne puis je) pas venir* aufweisen, was zwar keinen wesentlich anderen Sinn zu ergeben scheint, wohl aber eine grammatische Verschiedenheit (Natur des *que*) bedeutet.

V. 481—2. *iex: vermiex*. In V. 283 stand in 1. Ausgabe *vermiex: miex*, wozu eine Anmerkung gemacht war, jetzt aber steht dafür: *vermeus: miex*; warum ist also auch hier nicht *iex: vermeus* geschrieben worden? Foerster erklärt im Ltrbl. XI, 149 *vermieus* für eine 'unmögliche Form'.

V. 485—7. Auch hier wäre bei der eigenartigen Ausdrucksweise des Autors eine Anmerkung willkommen gewesen, s. später unter Abschnitt 3.

V. 488. Nach dem Gl. zu schließen, faßt Bédier das *avoec* als Präposition, es ist aber offenbar Adverb, s. E. Richter, *Ab*

im Romanischen S. 109 ff. und Tobler, Wb. I, 783; auch im Guillaume de Dole 1445 steht es so.

V. 494. In der Anm. heißt es: 'G. Paris conseille de lire plutôt avec EF: *que j'ai mon seignor mout preudome*', aber Paris rät nicht, sondern sagt einfach: '*lire*'. Das *et* bei Bédier für *mout* läßt sich rechtfertigen, muß aber als 'und zwar' gefaßt werden, wovon das Gl. nichts verlauten läßt, s. Folque de Candie 846, 981, 1123, 1227 und vgl. meine Prov. Stud. S. 76 zu 62, 9.

V. 497. Zu *ce* war ein Verweis auf S. XIV vonnöten.

V. 538—40. Von der Umrahmung eines bedingten Satzes durch zwei bedingende, die hier vorliegt, ist in meinen Prov. Stud. S. 86 zu V. 1—3 die Rede; ich möchte auf die Erscheinung noch einmal aufmerksam machen, weil bisher nicht viel Beispiele aus dem Altfranzösischen beigebracht sind, und möchte den bisher bekannten noch Yder 5470—1 anschließen¹ nach der Interpretation, die ich im Archiv 137, 233 von der Stelle gegeben habe.

V. 570 ff. Mit Recht gibt Bédier den Hss. DEF den Vorzug, aber gemäß seiner einleuchtenden Erklärung der Stelle mußte er im Text V. 575 nach *doit* einen Doppelpunkt statt eines Punktes setzen.

V. 606. *Doit manel* wird mit 'annulaire' glossiert. Man erwartet nach dem Zusammenhang 'kleiner Finger'. Für die schwierige Frage, ob *d. m.* dies heißen kann, war wenigstens auf die lange Anmerkung von Foerster zur Karre 4658 hinzuweisen.

V. 619. *Et (si)* = 'und' paßt nicht, *et (si)* = 'und doch' ist zu stark; ich erkenne in *et* ein 'und andererseits', das ich Prov. Stud. S. 22 V. 192 und Zs. 42, 360 zu XXXV, 26 nachgewiesen zu haben glaube.

V. 622. Die Lesart *qu'il me prist* scheint auch mir das Ursprüngliche darzustellen, aber daß *il*, wie die Anm. will, Neutrum sein soll, ist nicht wahrscheinlich; es befriedigt doch ein 'daß er mich fing', daß er es so listig und gewandt anstellte, daß ich nichts merkte.

V. 625. Die 1. Ausgabe zeigt statt des Kommas einen Punkt nach *mis*, und dieser ist auch unerläßlich.

V. 676—7. *La dame, qui en grant destrece Estoit seur son cors deffendant*. EF schreiben: *et sor li deffendant*. Schon G. Paris schien das *et* notwendig zu sein (Rom. XIX, 611), und man kann ihm nur zustimmen. *Seur son cors deffendant* ist in Anbetracht der Sachlage kein glücklicher Ausdruck; die Glossierung mit 'malgré elle' schwächt zwar ab, aber sie paßt nicht.

V. 686—8. *Por ce ne l'irai je pas prendre Par ses biaux*

¹ Ombre 700—5 ziehe ich nicht hierher, weil das *se jel devoie estre* gewissermaßen in Klammern zu denken ist ('wenn ich es überhaupt sein würde').

cheveux. Se je puis, Ainz le menrai ja sor cel puis. Dafür, daß wenn der Hauptsatz mit *ainz* beginnt, der Nebensatz vorangestellt wird, müßten erst Parallelen beigebracht werden. Daher tut man bis auf weiteres besser, *se je puis* zum Vorhergehenden zu ziehen, wie das B. auch in der 1. Ausg. getan hat, und zu verstehen: 'wenn ich das überhaupt kann', vgl. V. 705.

V. 692—3. *Je n'ere pas si fole Que je le gete en mi la voie.* Eine Konjunktivform *gete*, für die Foerster *giet* gelesen wissen will (Ltrbl. XI, 150), ist für einen Verfasser, der *anuït* (< *ad-noctet*) im Reime aufweist (V. 462) auffällig; allerdings schreiben fünf Hss. so, und nur zwei scheiden aus, die ein anderes Verb bringen.

V. 704—5. Man findet zwar eine Anm. zu 705 (nicht 706), aber sie betrifft nur eine Einzelheit, die übrigens keiner Deutung bedurfte, und läßt den Sinn des Ganzen unerklärt. Tobler (Arch. 85, 355—6) sagt, daß die beiden Zeilen ironisch zu nehmen seien, und es scheint in der Tat kaum etwas anderes übrigzubleiben, doch hätte B. seine etwaige Zustimmung hierzu besonders vermerken sollen, denn nicht nur muß, damit diese Ironie als solche kenntlich werde, das Vernehmen der betreffenden Stimmfärbung des Vorlesenden vorausgesetzt werden, sondern der Gedanke selbst ist auch ein sehr gezwungener und weit hergeholter ('so würde er es eher recht verdient haben, wenn ich es sein sollte').

V. 714—9. *'A foi! Bone aventure ait hui Ma dame, a cui je sui et iere! Ne l'a ore en autre maniere Ferue del poing lez l'oïe. Ele a hui mainte chose oïe Qui mout li touche pres del cuer.* Die Verse 716—9 sind in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, und es ist schon nicht leicht, genau zu sagen, worin die Schwierigkeiten liegen. Tobler, VB. I², 197 (I³, 203) versteht V. 716—7¹ ohne Bedenken als 'so voller Verehrung hat er sie begrüßt'; mit 'so' will T. offenbar ein *ne ... en autre maniere* wiedergeben, aber das würde voraussetzen, daß *ne* in zweifacher Funktion stünde², denn es muß doch auch zur Litotes gehören, anderenfalls würde ja gar keine Litotes da sein, von der doch T. am angeführten Orte spricht, und ein einfaches *ferir auc. lez l'oïe* = 'Jemandem etwas Angenehmes sagen' ist nicht denkbar. Zudem schließen sich die Verse 718—9 bei dieser Auffassung schlecht an. Bédier, der Tobler nicht erwähnt, bemerkt zu V. 719: 'si l'on admet que les vers 716—7 signifient simplement: Cette déclaration d'amour ne l'a autrement émue', und S. XIV sagt er erheblich selbstsicherer: 'Jean Renart, voulant dire que son héros n'a guère réussi à

¹ Man lese bei Tobler 'Ombre 716' statt 'Ombre 70'.

² VB. IV, 23 bringt T. zwei Beispiele, wo *ne* aus einem Nebensatz in einen zweiten koordinierten Nebensatz hinüberzuwirken scheint, doch ist für die zweite Stelle das *nisi ... aut* der latein. Vorlage zu beachten.

émouvoir sa dame par des propos d'amour, écrit: *Ne l'a ore en autre maniere Ferue del poing lez l'oïe*, er versteht also: 'er hat die Dame nicht weiter gerührt' und übersetzt die folgenden Verse mit 'elle a déjà entendu mainte chose, qui, en vérité, lui touche beaucoup le cœur' (das letztere soll ironisch sein). Dazu ist verschiedenes zu bemerken. Die Litotes *ne ferir lez l'oïe* begegnet bekanntlich auch im G. de Dole 1409, aber sie heißt hier nicht, entgegen der Meinung von Bédier, 'Jem. überraschen' — eine Bedeutung, die B. braucht, um zu seinem 'émouvoir' zu gelangen —, sondern 'Jemandem etwas Angenehmes erweisen, (im vorliegenden Zusammenhang) sagen, erzählen'. Ferner setzt B. das *ne ... en autre maniere* dem heute gebräuchlichen *ne ... pas autrement* = 'nicht sonderlich', 'wenig' gleich¹, aber gilt das auch schon für die alte Zeit? Darüber war ein Wort zu sagen gewesen; der erste Beleg bei Littré, *autrement* 3, stammt aus Lesage. Schließlich läßt er *hui* aus dem Spiel und führt dafür in seiner Interpretation 'déjà' ein. Wir sahen, daß B. den Sinn von *ne ferir lez l'oïe* verschiebt, und dies ist das schwächste Moment bei ihm, denn es erscheint durchaus nicht als glaublich, daß dieselbe Litotes in 'G. de Dole' und im 'Ombre' in verschiedener Bedeutung auftreten sollte. — Vielleicht ist es möglich, der ganzen Stelle auf etwas anderem Wege beizukommen. Zunächst hat man an *ne ferir auc. lez l'oïe* = 'Jemandem etwas Freundliches oder Erfreuliches sagen' festzuhalten, und auch die zweifache Funktion von *ne*, die Tobler voraussetzt, wird anzuerkennen sein, nur kann *ne ... en autre maniere* m. E. nicht 'so' bedeuten, weil dann der Anschluß zum Folgenden fehlt, dagegen muß ein Nachdruck auf das *ore* gelegt werden, das Tobler und Bédier unberücksichtigt lassen. Ich meine, daß V. 716—7 heißen sollen: Jetzt, d. h. für den Augenblick, hat er ihr nichts weiteres Verehrungsvolles gesagt, ihr keine weitere Huldigung dargebracht, als in der vorher angeführten warmen Begrüßung lag. *En autre maniere* heißt also für mich nicht 'auf andere Art', sondern 'auf weitere Art'. Diesen Sinn von *en autre maniere* kann ich noch aus einem Fabel bei Mont-Rayn., Rec. IV, 132 feststellen; auch sei auf Tobler, Wb. I, 691 *autre* 'ferner', 'weiter' verwiesen. Nun schließen sich die folgenden Verse mit einem sehr leicht sich einfindenden Zwischengedanken (und das war auch nicht nötig) gut an: Sie hat an jenem Tage (vorher) manches (von ihm) zu hören bekommen, d. h. Eindringlicheres, das ihr recht nahegegangen ist. Was *hui* betrifft, so erscheint es hier, wo es sich um die Erzäh-

¹ Mit der Bemerkung von Mussafia in Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 135, S. 30, Anm. 1: '*en autre maniere* = *autrement*, das wie *pas* gern zur Negation tritt', vermag ich nichts anzufangen.

lung eines Geschehnisses handelt, recht auffallend¹, anstatt *le jor* 'an jenem Tage', es kann aber sein, daß es 'eben erst', 'kurz zuvor' bedeutet² (der Ritter hatte seine Werbung kurz vor dem hier Berichteten vorgetragen); wenigstens muß es letzteres gemäß dem Zusammenhang in den 4 Büch. d. Kön. ed. Curtius S. 33 Z. 11 heißen, und aus dem *hodie* der lateinischen Vorlage möchte man fast schließen, daß schon im Vulgärlatein diese Bedeutung vorgelegen habe. Es bleibt noch die delikate Frage übrig, ob V. 719 ironisch zu fassen sei, wie Bédier es glaubt, der *mout pres* von ABE im Texte beibehält. Letzteres halte ich für richtig, allein ob wirklich Ironie, die, um verständlich zu sein, wiederum den besonderen Tonfall eines intelligenten Vorlesers voraussetzt (vgl. oben) — ob diese wirklich vorliegt, erscheint mir noch nicht als ausgemacht. Zwar hat die Dame den Werbungen des Ritters eben noch vorher an demselben Tage entschiedenen Widerstand entgegengesetzt, immerhin lassen die Verse 484 ff., 546 ff. und namentlich ihre Verdrießlichkeit darüber, daß der Ritter so schnell Abschied nimmt (586 ff.), den Schluß zu, daß seine beglehrenden Huldigungen keineswegs ohne Eindruck auf sie geblieben sind. Angenommen, *mout pres* von ABE war das Ursprüngliche, so sind demgegenüber die Schreiber von CDGF in derselben Verlegenheit gewesen, wie wir es sind: sie haben eine Ironie als nicht recht wahrscheinlich angesehen und daher *mout poi* gesetzt. Man sieht daraus, welche Ungewißheit ein Schriftsteller hinterlassen kann, der sich in einem so gewagten Stil ergeht wie Jehan Renart.

V. 742. Ein *si* 'ob', das der Text zeigt, fehlt im Gl. Liegt Druckfehler vor? Die 1. Ausgabe hat *se*.

V. 780—1. *Chose n'est qui a ce me mete Nule del mont que le repraigne*. Es fragt sich, ob hier nicht eine Interpunktion Platz zu greifen hat. Zwar ist *riens nule*, *hom nuls* bekannt genug, und auch die Trennung eines Adjektivs von seinem Substantiv ist nachgewiesen, aber das hier etwa vorliegende Hyperbaton wäre doch sehr eigenartig, und obwohl wir V. 828—9 ein in anderer Hinsicht sehr auffallendes Hyperbaton haben, scheint es mir dennoch, daß *nule del mont* zwischen Kommata zu setzen und als eine hinterher angeschlossene nachdrückliche Erweiterung des *chose n'est*, das ja für sich allein genügen würde, aufzufassen sei.

V. 828—31. *Or n'a il en ceste error Tor c'un seul, qu'il ne li*

¹ Man wird vielleicht einwenden, daß V. 716 ja auch das obenerwähnte *ore* begegnet, aber für *ore* könnte im Hinblick auf den Zusammenhang kaum *lors* stehen, es heißt, wie wir sahen, 'im Augenblick', 'für den Augenblick' = 'vorläufig'.

² Das wäre nicht einmal so befremdend als die Tatsache, daß selbst *ier* 'soeben', 'kurz vorher' heißen kann, s. Hist. de S.-Louis ed. de Wailly S. 9, Z. 65.

coviegne A reprendre ou qu'ele nel tiegne A desleal et a gengleus. Gewiß ist der allgemeine Sinn der, welchen die Anm. angibt, und die Deutung des *ne* durch Tobler ist die einzig mögliche, aber es mußte doch auf die sehr ungewöhnliche Trennung des *error* von dem zugehörigen *que*-Satze hingewiesen werden. Man wird unter den bisher gesammelten Hyperbaton-Stellen (s. die Literatur bei Tobler, VB. II², 34 A. 1; fürs Provenz. vgl. Appel, Prov. Inedita S. XXVIII—XXIX) schwerlich eine finden, an der ein Satz mit der Konjunktion *que* 'daß', der von einem alleinstehenden Substantiv abhängt, derartig abgesondert wird, wobei noch die trennenden Wörter *tor c'un seul* statt *c'un seul tor* ihrerseits eine Stellung aufweisen, für die mir ebenfalls eine genaue Parallele fehlt¹.

V. 904 ff. Der Ritter hat den Ring dem Schattenbild zugeworfen, und dieses scheint infolge des Falles des Ringes zu verschwinden. Das wird so dargestellt: '*Veez*', *fet il*, '*dame*, *or l'a pris. Mout en est amendez mes pris, Quant ce qui de vous est l'en porte*'. Dann fährt der Ritter fort V. 906—9: '*Quar n'eüst il ore huis ne porte La jus, si s'en vendroit par ci Por dire la seue merci De l'onor que fete m'en a*'. B. übersetzt in Anm.: 'Car, n'y eût-il là-bas ni huis ne porte, cela ne l'empêcherait pas de venir par ici pour qu'on la remercie de l'honneur, qu'elle m'a fait' und fügt hinzu: 'sens proposé par Tobler (p. 357), qui renvoie à une étude de lui sur cet emploi de l'infinif (por dire)'. Mir ist nicht klar, welchen Sinn die Übersetzung bis *ici* haben soll, und wenn B. sagt 'sens proposé par Tobler', so übersetzt doch Tobler anders, nämlich: 'Käme sie doch, in Ermangelung eines Tores nach der anderen Seite, hier heraus, damit ich sagen könnte ...' Natürlich hatte Tobler nur die 1. Ausgabe vor Augen, und da war so interpretiert: *Quar n'eüst il ore huis ne porte!* Warum B. von der Auffassung, daß ein Wunschsatz vorliege, abgegangen ist, sieht man nicht, denn nur dann wird die ganze Stelle durchsichtig:

¹ Im Roland 2904 und in der Chans. Guill. 1311 heißt es, worauf mich Alfred Schulze aufmerksam macht: *ne quid aveir ami un sul* und *n'ameine home un sul* (s. auch Suchier dazu). Hier finden wir allerdings auch Voranstellung des Substantivs, aber der Fall liegt doch etwas anders; *un sul* scheint mir eine nachträgliche Erweiterung oder Ergänzung des Gesagten zu sein, die gewiß stärker wirkt als einfaches *un sul ami*, *un sul home*: ich glaube keinen Freund zu haben, nicht einen einzigen. In *or n'i a il tor c'un seul* haben wir aber Zwischenstellung des Substantivs zwischen *ne—que* 'nur', so daß *un seul* wie eine Berichtigung wirkt: er hat keinen Ausweg, er hat nur einen einzigen. Diese Wortstellung wirkt noch nachdrücklicher, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Verfasser sie ganz bewußt als stilistisches Mittel verwendet, da Versmaß und Reim ihn nicht hinderten, *c'un seul tor* zu schreiben. Was schließlich noch eine Stelle im Thebenroman 7904, *ja n'i prendront que sol un tor*, angeht, so wird wohl nicht 'nur eine einzige (Angriffs-) Wendung' zu verstehen sein, sondern *sol* dürfte in adverbialer Funktion stehen, vgl. das häufige *fors sol* (God. VII, 446 b).

'Hätte es doch jetzt keinen Ausgang (nach der anderen Seite)! So würde es hierher (heraus)kommen, damit ich ...' Es bleibt nur noch etwas zur Verwendung von *por* zu sagen übrig. Gewiß kann doch dem Schattenbild nicht die Absicht zugeschrieben werden, deshalb heraufzukommen, damit der Ritter ihm Dank sage, der Nachdruck liegt vielmehr auf dem *ici* im Gegensatz zu der anderen Seite. Man erwartet daher ein 'und ich würde ihm dann Dank sagen'. Ich stehe nicht an, zu glauben, daß wir hier ein altes Beispiel für die der modernen Sprache durchaus geläufige Verwendung einer Finalbestimmung, wo es sich um eine Tatsache oder tatsächliche Folge handelt, vor uns haben. Spitzer, Stilstudien I, 24 redet nur von der heutigen Sprache, aber es fragt sich, ob die Erscheinung innerhalb des Französischen nicht viel weiter hinaufreicht. Wie steht es z. B. mit B. v. Ventadorn 31, 11—2 *E que val viure ses valor Mas per enoi far a la gen?* Die ohne *valor* Lebenden beabsichtigen nicht, den anderen Verdruß zu bereiten; ihr Leben hat zur Folge, daß anderen Verdruß erwächst; oder: ein Leben ohne Tüchtigkeit ist nichts wert, und es verursacht den anderen nur Ärger. Auch auf Gormund 260—1 möchte ich aufmerksam machen, wenngleich man auf die Stelle nichts Sicheres gründen kann, weil die Episode von der Botschaft des Huelin, auf die hier angespielt wird, in der Dichtung nicht überliefert ist.

V. 962. *Contez, vous qui savez de nombre*. Noch zum Schluß hat uns der Verfasser ein kleines Rätsel aufgegeben, wenigstens bekenne ich, wenn auch der Herausgeber nichts bemerkt, den Sinn nicht zu verstehen. Was soll es hier heißen: 'Zählet, die ihr etwas von der Zahl versteht'? Zu *nombre* setzt B. im Gl. keine Bedeutung, während er *conter* mit *compter* glossiert. G. Paris meinte (Romania XIX, 614), daß mit doppeltem Sinn von *conter* gespielt würde, allein er sagt nicht, wie *nombre* zu 'erzählen' passen soll. Ist mit letzterem etwa 'Vers', 'Rhythmus' gemeint, wie es das ja im Lateinischen heißen kann? Aber wo ist diese Bedeutung für die alte Zeit belegt?

Im obigen habe ich schon mehrfach das Glossar berühren müssen; hier seien noch einige besondere Bemerkungen zu demselben angeschlossen.

Das 'etc.' hinter den Belegstellen ist natürlich wenig erfreulich; so hat man sich z. B. unter *que* pron. rel. neutre (forme atone) in das 'etc.' auch V. 877 eingebegriffen zu denken, aber hier steht das *que* mit dem *que* in 51, 259 insofern nicht auf gleicher Linie, als es im Nom. an einen ganzen Satz anknüpft, vgl. Lerch, Hist. franz. Syntax I, 213. Aber auch wo kein 'etc.' steht, fehlen Belegstellen z. B. für *entendre* 387, oder für *torner a* 'ausschlagen zu' 877. Ferner ist es mißlich, daß mehrfach keine Bedeutung

angegeben wird, so z. B. nicht für *franc* 109, das doch nicht in den Zusammenhang paßt und für das Tobler *fors* gesetzt wissen will, oder bei *tesmoignier* 347, das, so wie Bédier die ganze Stelle versteht, 'zeigen', 'beweisen' heißen muß, vgl. Bartsch-Wiese, Chr. 87a, V. 99; so kommen Belegstellen nebeneinander zu stehen, an denen das Wort verschiedene Bedeutung hat, z. B. *durement* 246 'hart' und 704 'sehr'. Im einzelnen habe ich noch folgendes zu sagen: *Auques* kann in V. 328 kaum den Sinn von 'un peu' haben, wohl aber würde 'sehr' gut passen, s. Zs. 48, 120. — Unter *Bernart* wird mit Recht auf die hier vorliegende Form *chanter de Bernart* (815), die von derjenigen der zwei sonst bekannten Stellen (*chanter* oder *parler d'autre Bernart*) nicht ganz unwesentlich abweicht, hingewiesen. An jenen beiden Stellen ist der Sinn, wie Bédier zutreffend bemerkt, *changer de ton*, er fügt aber dann hinzu: 'Il semble que vous m'apprenez une vaine chanson, que vous perdez votre temps'. Letzterem kann ich nicht zustimmen; ich meine, daß man mit obiger Bedeutung auskommen kann und daß der Ritter sagen will: 'Es scheint, daß Ihr mich lehrt (d. h. lehren wollet), den Ton zu ändern, d. h. nachzugeben, von meinem Verlangen abzulassen.' Natürlich erwähnt B. auch die viel öfter begegnende, gleiches bedeutende Redensart *chanter d'autre Martin*, über deren Ursprung man sich ebensowenig klar ist, und ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine, wie ich glaube, unbeachtet gebliebene und, wie mir scheint, nicht unwichtige Variante aufmerksam machen, die in den 'Quatre fils Aymon' ed. Castels in der Rev. d. l. rom. LII, 230, V. 15 949 vorkommt: *Il vos ferai chanter del doler ex Martin*. — Wegen der Glossierung von *chainse* s. jetzt Goddard, Women's costume, S. 73—74. — Unpers. *covenir a auc. d'auc. ch.*, das 951 vorliegt, wird als 'mit etwas fertig werden' gedeutet ('ils se débrouilleront bien tout seuls'), während Tobler (S. 358) sagt, was B. nicht erwähnt, unsere Stelle sei zu übersetzen: 'jenes wird in ihrem Belieben stehen'. Tobler verweist auf seine Ausführungen in Zs. II, 151, wo die Bedeutung 'es steht bei ...', 'es ist anheimgegeben' festgestellt wird und von *laissier covenir* 'gewähren lassen' die Rede ist. Aber ich meine, daß Bédier im Rechte ist, weil 'im Belieben stehen' wenig paßt und andererseits die Bedeutung 'fertig werden mit' gesichert ist durch Erec 5223 (hier persönlich), Wilh. v. Engl. 472, Mont.-Rayn., Rec. I, 291. Nur daran scheint mir B. nicht gutzutun, daß er das *covegne t'en* (in Rom. u. Past. S. 9 V. 30) heranzieht, denn hier hat *covenir* m. E. doch den obenerwähnten Sinn von 'anheimgegeben sein', indem die Mutter meint: Es sei in dein Ermessen gestellt, ich will dir nicht weiter hineinreden (da es doch zwecklos ist). In den obigen Verwendungen kann *bien* dabeistehen, braucht es aber nicht. *Bien*

steht immer in der Redensart *bien t'en (lor, nos) coveigne* 'es möge dir gut ergehen, gut bekommen', von der Tobler in Zs. II, 143 u. 607 und Friedwagner zur Veng. Raguidel 3494 sprechen. — *Encore* heißt in V. 470 'immer noch', wie auch sonst im Altfranzösischen z. B. F. de Candie 11451, 6244, vgl. Archiv 148, 282. — *Deçoivre* ist nicht glossiert, aber heißt *deceüre* in V. 530 wirklich 'betrogen'? Der Zusammenhang scheint mir 'übel beraten', 'übel daran seiend' zu verlangen. Diese Bedeutung hat *decëu* zweifellos in der Berner Folie 'Iristan' V. 110 ff.: *Trop sui el país conëuz; Sanpres seroie decëuz, Se je ne puis changier a gré Ma vestëure et mon aé.* — Bei *entremetre* 475 war die reflexive Verwendung zu vermerken. — *Enresdie* 821 ist nicht sowohl 'Torheit', als 'Starrsinn'. — Da intr. *esfuir* (s. God. unter *effuir*) sonst nicht belegt erscheint, worauf schon G. Paris hingewiesen hat (Rom. XIX, 612), war der intrans. Gebrauch anzugeben. — Zu *geter* 913 vermißt man die Bemerkung, daß es hier von den Augen gesagt wird, welche die Dame in die des Ritters wirft (*li a geté ses iex es suens*); der heutige Franzose sagt mit anderem Bilde *planter dans*. — Bei *franc* steht keine Bedeutungsangabe, aber für V. 109, wo B. Tobler, der *fors* schreiben möchte, nicht folgt, war eine solche nötig, denn in den Zusammenhang paßt der gewöhnliche Sinn von *franc* nicht; dort werden nur körperliche Eigenschaften aufgezählt, daher etwa = 'von freien, vornehmen Bewegungen'? — Zu dem *hui* in V. 18 bemerkt B.: 'ce n'est guère qu'une cheville', aber es steht hier im negativen Satze, und Ebeling hat schon zur Aubree 148 gesagt, daß es mit der Negation eine starke Verneinung ausdrückt, *omnino non*; er bringt allerdings als Beleg nur unsere Stelle aus dem 'Ombre' bei, aber ich kann eine zweite hinzufügen, nämlich aus Gormund: *n'i tocherai hui escuier* = 'überhaupt nicht' (Bartsch-Wiese, Chrest. 8, 105), und auch das prov. *oi non* (Levy, S.-W. V, 408 b) kann als Stütze dienen. — Unter *loer* fehlt die Angabe der refl. Verwendung *soi loer d'auc.* (447) 'sich lobend über jem. aussprechen', 'sich mit jem. zufrieden zeigen'. — *C'est ore du mains* 603, 947 ist nicht gut mit 'c'est le moins qu'on puisse faire' gedeutet; an der ersten heißt es, 'das ist erledigt', d. h. darüber braucht man nicht weiter zu reden, an der zweiten, 'das ist selbstverständlich', s. Archiv 138, 233. — *Maniere* 544 ist versehentlich unter das Substantiv *maniere* geraten; es gehört zu dem folgenden Adjektiv *manier*. — Bei *mener auc. tendant* folgt B. mit Recht nicht Toblers Deutung (S. 356—7) 'jem. hinhalten'¹,

¹ Tobler gelangt dazu, weil er ein *tendre* im Sinne von 'ohne Erfolg streben, sich abmühen, vergeblich harren' kennt, aber heißt es das wirklich? Koll. Lommatzsch teilt mir mit, daß Tobler im Wb. kein weiteres Beispiel bringt, auch nicht für *muser et tendre*, das er oben aus R Cey 4425 anführt.

denn dies paßt hier entschieden weniger, als 'jem. kurz halten, scharf anfassen', nur wäre es am Platze gewesen, wenn B. auf die übrigen bisher bekannten Stellen verwiesen hätte, nämlich Chev. au bar. 316, Jeu-parti zwischen Gillebert und dem Herzog von Brabant V. 28 (Scheler, Trouv. belges I, 49 ff., Långfors, Rec. gén. d. jeux-partis no. CXLI), Trist. Men. (Rom. XXXV, 518, V. 1224). An der ersten und dritten heißt es sicher 'kurz halten', 'schlecht behandeln', und so auch, trotz Ebeling in Zs. f. frz. Spr. 25², 35 und Bartsch-Wiese (Gloss. unter *tendre*), an der zweiten; Långfors verzeichnet die Wendung nicht im Gl., übersetzt aber in Anm. ganz richtig mit 'mener rudement'. — Für *moillier* 'naß werden' (V. 483) vgl. Trojaroman, Gl., doch vermißt man die Angabe des intr. Gebrauches, da God. dafür nur ein Beispiel aus Deschamps bringt. — Bei *ombre* wäre es gut gewesen, zu sagen, daß es im Text als männlich erscheint, da das Wort ja auch weibliches Geschlecht haben kann. — Wenn *opposer* 559 einfach mit 'représenter' glossiert wird, so kann man sich um so weniger eine Vorstellung von der Konstruktion (Akk. der Person) und eigentlichen Bedeutung machen, als die Angaben bei God. ganz ungenügend sind. Tobler (S. 357) deutet ja o. *auc.* ganz zutreffend mit 'jem. zur Rede stellen' und belegt diesen Sinn mit anderen Beispielen. — Zu der Redensart *traire la pene par l'ueil* sagt B. unter *Pene*: 'Il resterait à rendre compte de cette image, l'explication proposée par M. Ebeling étant douteuse'. Ich halte die Erklärung von Ebeling (gefiederter Liebespfeil, den Amor durch das Auge schießt) ebenfalls für recht bedenklich und möchte fragen, ob man nicht am einfachsten so zu deuten habe: Jem. (unvermutet) eine Geflügelfeder durch das Auge, d. h. durch die Augenlider ziehen, so daß er sie unwillkürlich schließt, nicht bemerken kann, was sich um ihn her abspielt und so getäuscht wird. — Über *preu* in V. 527 s. unt. im 3. Abschnitt. — Unter 2. *puis* werden am Schluß pur *puis que* die Stellen 782 bis 783 und 919 angegeben, und es wird mit 'après que' glossiert. Letztere Bedeutung ist aber nur für 919 zutreffend, da es 782—3, wo die beiden Wörter übrigens getrennt stehen, 'dann wenn' heißt, und hierher ist auch 745—7 zu stellen, denn das *que* gehört dort zu *puis*. — *Que* 284 ist weniger 'wie' als 'inwiefern'. — *Reverdir* 912 von den Augen gesagt, ist ganz ungewöhnlich, und diese kühne Metapher verlangte eine Notiz. — *Verite* 387 muß nach dem Zusammenhang 'das Richtige im Handeln' bedeuten, vgl. oben zu V. 384—7. — Wegen *Parçois* s. den folgenden Abschnitt, wegen *rimer* oben zu V. 46—9.

(Schluß folgt.)

Wieland und Frau von Staël im Briefwechsel.

Von A. Götze (Ilmenau).

Nachdem Joret im Jahre 1902 in seiner Studie über Frau von Staël und Berlin erstmalig einen Brief der Französin an Wieland veröffentlicht hatte¹, ahnte man zwar, daß der liebenswürdige Alte und die reizende Delphine während des Jahres 1804 in regem schriftlichen Gedankenaustausch gestanden haben mußten; es waren aber keine Briefe Wielands an die Frau von Staël bekannt geworden, und als der Graf d'Haussonville in seinem letzten Werk über seine berühmte Vorfahrin feststellte, daß die sonst so ergiebigen Archive von Coppet nichts von Wielands Hand enthielten², mußte man vermuten, daß Frau von Staël, wie einen Teil ihrer Korrespondenz überhaupt, auch die Briefe Wielands vernichtet hatte. Um so erfreulicher ist der Fund von drei ausführlichen, französisch geschriebenen Briefen Wielands an Frau von Staël, den die Gräfin Jean de Pange aus den Beständen des Schlosses Broglie vor kurzem meldete³. An Hand dieser Veröffentlichungen und des bisher bekannt gewordenen Briefmaterials ist es möglich, sich ein geschlossenes Bild von der Art und dem Umfang des interessanten Briefwechsels zwischen Frau von Staël und Wieland zu machen.

I.

Wieland an Frau von Staël⁴.

Le Conseiller Wieland a l'honneur de se mettre aux pieds de Madame la Baronne de Staël-Holstein, et, en la remerciant pour les lignes gracieuses qu'il vient de recevoir avec le billet de son ancienne amie La Roche⁵, de la supplier de vouloir bien avoir la bonté de lui indiquer le jour et la (*sic*) heure où il pourra lui faire sa cour⁶. Il ne peut pas pourtant se dispenser de prévenir Madame de Staël d'une circonstance dont à cette occasion il est pour la première fois inconsolable: c'est qu'il lui est très difficile, pour ne pas dire impossible, de s'expliquer dans la conversation avec clarté et précision dans toute langue dans laquelle il n'est pas accoutumé de penser. Quoique familier depuis plus de 50 ans avec la littérature française, et lisant avec délices les ouvrages de l'illustre auteur de *Delphine*, il n'a jamais pu parvenir à parler le français assez bien pour être compris par ceux auxquels il désirerait de communiquer sa pensée; quant aux formules, dont assez communément on supplée dans la société le défaut des pensées, il les a toujours et peut-être trop dédaignées. Actuellement son grand âge et l'affaiblissement de sa mémoire augmente encore cette difficulté de s'exprimer dans un autre langage que le sien, qui malheureusement est celui que Charles V ne parlait qu'à ses chevaux, ce qui dans la conversation le réduit au rôle de muet, rôle désespérant pour tout homme qui voudrait y paraître avec quelque avantage. Mais comme le vieillard qui a l'honneur d'adresser ces lignes à Madame la Baronne de Staël est sans aucune prétention vis-à-vis d'une Dame dont le génie et le talent éclipsent tout ce qui aspire à briller auprès d'elle, et comme il se flatte de pouvoir compter sur toute son indulgence, son petit amour-propre ne le privera pas du bonheur aussi désiré qu'inespéré de profiter autant qu'il lui sera permis

du séjour dont Mme de Staël veut bien honorer la petite ville de Weimar. En attendant, il la prie d'agréer la faible expression de son profond respect.
Weimar, 15 décembre 1803. Wieland.

II.

Frau von Staël an Wieland⁷. Undatiert. [Weimar, 15. Dezember 1803.]

C'est moi, Monsieur, qui me désole de ne pas entendre l'allemand quand on le parle, puisque je l'entends assez bien en le lisant. J'en sais assez pour avoir admiré vos ouvrages, je n'en sais pas assez pour jouir de votre conversation, cependant moitié français, moitié allemand il me semble que je parviendrai à communiquer avec vous: il y a un langage de l'esprit et de l'âme qui pénètre à travers l'ambarras des mots.

Je suis aujourd'hui à la cour; si votre santé vous permet de venir me voir demain matin, je vous recevrai avec reconnaissance. S'il ne vous convient pas de sortir, vous m'indiquez le moment où je pourrais aller vous voir. Personne n'est plus empressée que moi à vous rendre tous les genres d'hommages.

Ce jeudi.

N. Staël de H.

III.

Frau von Staël an Wieland⁸. Undatiert.

Voulez-vous, bon et aimable Fénelon de la philosophie, dîner chez moi samedi à 2h et demie? Acceptez, vous serez plus que seul!

N. Staël de H.

IV.

Wieland an Frau von Staël⁹.

Madame,

Les enchanteurs, mes ennemis, ne m'auraient pu jouer un plus vilain tour que de me rendre malade précisément vers la fin de votre séjour à Weimar. J'ai beau murmurer et enrager même quelquefois contre la tyrannie du Destin et de M. Huske¹⁰, il faut s'y soumettre. Le dernier prétend que je ne suis pas encore sans fièvre, et me condamne de garder encore 2 ou 3 jours ma chambre, en m'abreuvant de ses drogues et m'abstenant de tout ce qui pourrait agiter mes esprits. Enfin il prétend que l'état qui approche le plus à l'anéantissement absolu est celui qui me convient le plus, et en ce cas je ne sais pas trop s'il aimerait à me voir exposé aux dangers de l'apparition d'un Esprit comme le vôtre. Pour moi, Madame, qui trouve que ce serait une très belle mort que d'expirer à force de plaisir de vous voir et de vous entendre, je ne vous cache pas que je suis ravi de la gracieuse promesse que vous avez eu la bonté de me donner hier; je suis même très persuadé que votre apparition chez moi (mes Grecs, comme vous savez, appelaient ces sortes de visites des *Théophanies*), me ferait plus de bien dans un quart d'heure que tous les Apothèques des Ducs de Weimar et d'Eisenach. Il n'y a qu'une seule chose qui me fait de la peine, c'est que je suis obligé de vous recevoir dans une petite chambre, qui ressemble plus au tonneau de Diogène qu'à le demeure d'un homme qui a l'honneur d'approcher quelquefois des Dieux. Je rougis de vous avouer que j'en suis un peu honteux. Quoi qu'il en soit, si vous daignez y paraître, Madame, le tonneau de Diogène, tout aussi bien qu'un boudoir au Donjon de Vincennes, ou même la chambre où vous serez reçue chez moi, se changera, à mes yeux au moins, en un petit temple des Muses et des Grâces et vous aurez la satisfaction d'avoir fait, au prix de quelques petites mortifications de vos sens, une des plus belles actions de votre vie.

Ce 13 février 1804.

Wieland¹¹.

V.

Frau von Staël an Wieland¹².

Undatiert.

Je vous parlerai si doucement et si communément que j'espère ne pas vous fatiguer et je ne puis pas avoir une autre raison pour me refuser le plaisir de vous voir. Cependant, si vous aimiez mieux que ce fût ou demain ou après-demain, je suis également libre ces jours-là et je laisserai guider mon impatience par votre santé. Si vous ne voulez pas après-dîner, écrivez sur un petit papier le jour, et voilà tout. Permettez-moi de vous écrire que je vous aime.

VI.

Wieland an Frau von Staël¹³.

Undatiert.

... Que cette sensibilité pure, cette douceur angélique, qui par la modération de son esprit a su ménager le faible et trop fragile étui de mon âme, m'a inspiré en même temps du respect et de l'amour plein de reconnaissance! Enfin, j'ose vous adresser les paroles que le grand Haller écrivait à son excellente Mariane:

'Nein, Edelste. dich will ich nicht vergöttern,
Du ehrst die Menschheit allzusehr!'

VII.

Frau von Staël an Wieland¹⁴.

Undatiert.

Le monde de Weimar est tout à fait selon la philosophie de Schelling. C'est le repos ou plutôt le sommeil de l'idéal dans le réel. Mais ce qui vit à jamais, c'est ma tendre amitié pour vous.

VIII.

Frau von Staël an Wieland¹⁵.

Le 31 mars [1804], Berlin.

Oui, mon cher Wieland¹⁶, me voilà à Berlin, au milieu du tumulte de la société, mais portant au fond du cœur le regret de la douce vie de Weimar. On me reçoit ici parfaitement bien, mais on n'a pas le temps de s'y voir ni de s'y connaître et la séparation complète des deux sociétés, celle de la Cour et celle des savants, donne aux salons une frivolité quelquefois assez fatigante. On y parle français, on y fait des calembours français, et moi qui n'entends pas l'allemand, j'ai presque du regret à votre humeur en parlant français, tant je suis convaincue que l'Allemagne ne peut rien gagner à imiter notre grâce parisienne. J'ai vu les savants. Fichte, Ancillon, Spalding et Schlegel sont ceux qui m'ont intéressée davantage avec des nuances différentes. J'ai mis dans la même chambre Schlegel et Kotzebue, comme il convient à une étrangère qui ignore les querelles et j'ai dit à Schlegel, pour qui je me sens du faible, qu'il ferait du tort non pas à vous, mais à lui, s'il attaquait le nom littéraire de l'Allemagne le plus connu en Europe. Je regrette ce temps où il n'y avait que de l'émulation parmi les savants et les hommes de lettres de l'Allemagne. Encore une fois il faut être Français pour se dire des injures; il faut être du pays où tout s'oublie. — Je ne puis rien faire ici que lire de l'allemand avec Schlegel, qui a bien voulu accepter la place de mon maître. Les traductions, les études, tout se perd au milieu de quatre invitations par jour. On m'assure cependant que le mois d'avril sera plus paisible et, ce que j'aime surtout, c'est le mois de juin que nous passerons ensemble sous les beaux ombrages de Weimar. — Dites-moi que vous m'aimez encore et que

vous protégerez ma vie toujours de vos vœux et de votre amitié. J'ai écrit à notre séduisante duchesse, comme vous l'appellez, et notre amie mademoiselle de Goechhausen a eu trois fois de mes nouvelles¹⁷ avec injonction de vous parler de moi : l'a-t-elle fait ? Je n'ai point encore écrit à Goethe, que vous appelez mon favori, sans vous souvenir qu'étant plus capable d'aimer que lui, vous devez inspirer un retour plus sensible. — Adieu, adieu ; donnez-moi votre bénédiction poétique ; elle vaut mieux que celle des capucins ou des idéalistes ; adieu.

N. Staël de H.

IX.

Wieland an Frau von Staël¹⁸.

A Weimar, ce 8 avril 1804.

Madame,

Depuis que vous vous êtes éloignée de Weimar, nous sommes rentrés dans l'état naturel que vous nous connaissez. état d'innocence paisible, monotone et parfois un peu insipide, enfin tel à peu près que les Catholiques Romains imaginent la condition des enfants morts sans baptême. Nous nous ennuyons ensemble avec une bonhomie et une bonne foi que la Madre-Natura n'a, dit-on, accordée qu'aux Allemands et même parmi ceux-ci préférablement aux habitants des petites villes, résidences des petites cours. Cela non obstant je crois comprendre comment il se peut qu'il y ait des moments où au beau milieu de la belle et grande capitale de l'empire prussien vous regrettiez, non pas la maussade bicoque de Weimar, mais une petite société de personnes, qui au mérite négatif d'être sans prétention quelconque joignent celui d'être vrais, sensés, capables de vous comprendre et sensibles à vos éminentes perfections. Je ne doute pas cependant que Berlin vous plaira de jour en jour davantage ; je tiens pour impossible que vous n'y trouviez une société qui vous conviendra sous tous les rapports, ce qui n'a pu être le cas ici, où précisément ceux qui vous auraient peut-être convenu le mieux se trouvent dans le désavantage de ne pouvoir s'expliquer avec vous qu'en bégayant.

Oserais-je vous demander, Madame, si Fichte parle assez facilement le français pour pouvoir s'entretenir avec vous sur des objets de spéculation ? Je ne connais que très peu le cadet des frères Schlegel, mais il suffit que vous ayez « du faible pour lui » pour le croire bien aimable, et sur ce point, toutes les Dames d'ici qui le connaissent, à commencer par Madame la Duchesse Mère, viendraient vous prêter main-forte contre moi, si j'étais assez impertinent d'en douter. Au reste je ne vous cache pas que j'aurais souhaité que l'amitié dont vous m'honorez ne vous eût pas porté à lui parler en faveur de moi. Tout ce que vous pouvez lui dire là-dessus vient trop tard ; le mal, s'il y en a, est fait sans remède. D'ailleurs cela lui donne une importance qu'il n'a ni à mes yeux, ni à ceux du public. Vain et présomptueux, comme il est, il s'imaginera que j'ai cherché votre appui et votre intercession auprès de lui. Malgré toute ma bonhomie et le peu de cas que je fais de mon mérite littéraire, je ne laisse pas d'avoir ma position d'amour-propre tout comme un autre, et je n'aime pas que M. Schlegel s' imagine de m'avoir abaissé jusqu'à ce point. Pardon, Madame, c'est trop peser sur une minutie comme celle-là, et je vous demande en grâce qu'il n'en soit plus fait mention entre nous à jamais.

Mademoiselle de Göchhausen est comme de raison bien fière de la gloire d'être en correspondance avec vous, et elle est trop de mes amies pour avoir manqué de me rendre heureux en m'assurant de votre gracieux souvenir. Je me flatte que vous avez trop bien lu dans mon âme pour douter combien je le suis par la perspective de passer près de vous une partie de juin prochain sous les agréables ombrages de Weimar et de Tiefurt. J'avoue que je n'avais pas osé espérer que vous étiez sérieusement

résolue de donner à vos amis de Weimar une si précieuse marque de votre affection. Un mois de la plus belle saison passé avec Mme de Staël à la campagne sera pour moi un ample dédommagement de tout ce que j'ai perdu par la circonstance d'être venu dans le monde 30 ou 40 ans trop tôt pour vous. Pour me louer de la Fortune il suffit qu'elle m'a fait vivre assez longtemps pour jour encore, à l'âge réduit aux réminiscences, du bonheur de voir, d'entendre et d'être un peu aimé d'une dame, qui, en réunissant l'esprit le plus sublime et le plus enchanteur au cœur d'une bergerie de Gessner, est et sera toujours à mes yeux par l'assemblage de perfections si rarement unies, la première de son sexe. Voilà, Madame, ma confession une fois pour toutes, car il y a longtemps que je n'aime plus à parler de mes sentiments à ceux qui m'en inspirent le plus.

Où vous aura parlé déjà de la grande nouvelle de Weimar, le Schauspiel de Wilhelm Tell de Schiller. Cette espèce de drame connu en Allemagne sous le nom de Schauspiel a toujours été aussi inconnue à vos Français qu'aux Anciens. Elle a de grandes commodités. On fait un Schauspiel, et on est, ou l'on se croit délivré par là de toutes les lois de la tragédie. Wilhelm Tell paraît avoir produit à peu près la même sensation chez tous les spectateurs. On y a trouvé quelques scènes de la plus grande beauté. Mais tout le monde convient qu'il ne valait pas la peine de mettre toute la chronique de Tschudi en contribution et d'étouffer l'action principale sous le poids de trois à quatre épisodes pour faire une pièce de cinq mortelles heures de représentation. Si le poète aurait voulu se contenter de 3 heures au lieu de 5, il aurait pu faire de son Tell la pièce la plus intéressante peut-être de toutes qui ont paru sur le théâtre allemand. C'est ici que l'on pourrait appliquer l'énigme d'Hésiode, que la moitié est plus que le tout.

Mais je commence à m'apercevoir que je me laisse au vice commun des vieillards et qu'il est bon de vous délivrer de mon bavardage. Je finis donc en vous priant d'agréer l'hommage sincère de mon respectueux et tendre attachement.

Wieland.

P.S. Je ne sais pas si je vous dois remercier, Madame, du soin que vous avez bien voulu prendre d'embellir ou plutôt de sonorifier mon nom de famille, tolérablement sonore, en le changeant en «Vielande»¹⁹. Mais comme il importe à mon amour-propre qu'on sache que c'est à moi et non à un sieur Vielande (qui n'a pas l'honneur d'être connu en Allemagne) que vous écrivez, vous ferez une action méritoire de me restituer mon nom tel que je l'ai reçu de mes pères depuis plusieurs centaines d'années.

X.

Frau von Staël an Wieland²⁰.

Undatiert [Weimar, 1. Mai 1804].

Je ne puis me résoudre à vous dire adieu²¹. J'espère cependant vous revoir l'année prochaine, mais la vie est si incertaine dans ce temps que le cœur se serre en embrassant une si rare personne que vous. Le monde n'en produira plus de semblable, et je suis solitaire dans ma génération, tandis que mon cœur a toujours appartenu à la vôtre. Je vous ai trouvé plus jeune que jamais par la pensée et il me semble que vous n'oubliez que le terrestre. Daignez cependant donner une place dans votre souvenir à mon admiration pour vous et pensez à moi et à mon père, sur cette terre et dans le ciel.

Anmerkungen.

¹ Revue d'Histoire littéraire de France, 1902, 1—28.

² Comte d'Haussonville, Mme de Staël et l'Allemagne, Paris 1928, S. 86 und 89.

³ Comtesse Jean de Pange, *Mme de Staël et la découverte de l'Allemagne*, Paris 1929.

⁴ *Ibd.* S. 37 f.

⁵ Frau v. Staël hatte auf ihrer berühmten Deutschlandreise von Frankfurt aus die Jugendgeliebte Wielands, die gefühlsselige Sophie La Roche, in Offenbach besucht (s. Alfred Götze, *Ein fremder Gast, Frau von Staël in Deutschland 1803/04*, Jena 1928, S. 18 f.). Das graziöse Billett der Frau von Staël, von dem Wieland spricht, ist nicht bekannt.

⁶ Wieland hatte die Französin nach ihrer Ankunft in Weimar am Hofe der Herzogin Amalie gesehen und den Wunsch geäußert, sie im «tête-à-tête» näher kennenzulernen (s. *Ein fremder Gast*, S. 74 f.).

⁷ A. Götze, *Die Chronologie der Briefe der Frau von Staël*, *Archiv f. d. Studium der neueren Spr. u. L.* 1922, Bd. 44, S. 67.

⁸ Goethe-Schiller-Archiv, unveröffentlicht.

⁹ Comtesse Jean de Pange, a. a. O. S. 48 f.

¹⁰ Wielands Arzt.

¹¹ Zum Verständnis dieses und des folgenden Briefes vgl. *Ein fremder Gast*, S. 77 f.

¹² Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 87.

¹³ Brieffragment, mitgeteilt von Böttiger im 'Morgenblatt für gebildete Leser', 1855.

¹⁴ Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 87 f.

¹⁵ Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 179 ff.; der Brief ist nicht, wie d'Haussonville meint, unveröffentlicht, vielmehr ist er bereits von Joret, a. a. O. S. 21/22, wenn auch mit geringen Abweichungen vom Original, bekanntgegeben worden.

¹⁶ Im Original des Goethe-Schiller-Archivs steht «Vielande», s. Brief IX.

¹⁷ Der Brief der Frau v. Staël an die Herzogin Amalia, datiert vom 31. März 1804, ist in der *Revue d'hist. litt. de la France*, 1902, 718 veröffentlicht, dagegen sind die hier erwähnten drei Briefe an die Hofdame Luise von Göchhausen nicht bekannt; die Archive von Coppet enthalten nur eine Reihe unveröffentlichter Briefe der Göchhausen an Frau von Staël.

¹⁸ Comtesse Jean de Pange, a. a. O. S. 49 ff.

¹⁹ Siehe Anm. 16.

²⁰ Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 88.

²¹ Frau von Staël war durch den plötzlichen Tod ihres Vaters gezwungen worden, ihre Deutschlandreise vorzeitig abubrechen. Auf der Rückreise von Berlin machte sie einige Tage in Weimar halt. Das hier vorliegende Billett ist das Abschiedsschreiben, das sie an Wieland richtete.

Kleinere Mitteilungen.

Zu H. v. Kleist.

In der Questenbergszene hört Wallenstein, daß Oberst Suys gegen seinen Befehl nach Bayern gegangen sei.

Er rückte vor! Und ich,
Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es so
Um mein Kommando? Das ist der Gehorsam,
Den man mir schuldig, ohne den kein Kriegsstand
Zu denken ist? Sie, meine Generale,
Seien Richter! Was verdient der Offizier,
Der eidvergessen seine Ordre bricht?

Alle erwidern: 'Den Tod'. 'Nach des Gesetzes Wort' und 'nach Kriegesrecht'. Aber Wallenstein meint: 'Dazu verdammt ihn das Gesetz, nicht ich' (V. 199f.)

Die Stelle bildet eine kleine Episode im 'Wallenstein', mutet aber an wie die Keimzelle eines anderen Dramas, nämlich des 'Prinzen von Homburg' von Kleist. Auch ihm wird diktiert, er solle 'Nach unsres Herrn ausdrücklichem Befehl — Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen' (I, 5). Die Worte werden mehrfach in der Szene wiederholt. Auch II, 10 wiederholt Hohenzollern: 'Die Ordre war, Nicht von dem Platz zu weichen ungerufen'. Auch das Todesurteil und die Begnadigung stimmen überein, allerdings geschichtlich gegeben. Aber Wallensteins Haltung entspricht ganz der des Kurfürsten in seiner allseitigen Überlegenheit. An Beeinflussung ist nicht zu denken, die Stelle mag dem jüngeren Dichter nur im Ohr geklungen haben. Albert Fries sah und fühlte solche Zusammenhänge am reinsten und tiefsten, auf seinen Spuren bewegt sich jede stilkundliche Zusammenhangsfrage.

Berlin-Grünwald.

C. Fries.

Das Spiel vom Jüngsten Gericht in Meran 1570.

Ehedem Landeshauptstadt, hatte Meran seit dem Wegzuge der Fürsten nach Innsbruck seine Bedeutung eingebüßt und verlor selbst seinen einzigen großen Handelsmarkt an die erstarkende Messestadt Bozen. Das mag dazu beigetragen haben, daß die Stadt Meran auch keine großen Volksspiele betrieb und in seinen Ratsschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert nur ausnahmsweise von kleineren die Rede ist. Das erste Mal im Jahre 1522. Damals verrechnete der Bürgermeister von Meran: 'In der vasnacht dem matheiß Scherer und Andern Seinen mitverwonth vnd purger hie auff beuelch meiner Herrn hie zu Stewr geben 1 Mark'. Die Stelle findet nähere Aufklärung in der Raitung des Bozners 'Hannsen Gadolten als Burgermaysters' vom Jahre 1522: 'Ausgab der eerung von rats wegen: Item dem Caspar Seckler vnd seiner geselschaft alls sy mit dem spil an Meran vnd hie auf dem rathauß spillen gehabt in der Faßnacht geben 2 M. 6 kr.'. Damals war ein Andre Seckler Torwart am Metzgerort in Meran. Wir haben es also mit einer Meraner Spielgesellschaft zu tun, die auch in Bozen auftrat; danach wäre sie die erste fahrende Komödiantentruppe gewesen, die aus Tirol bisher festzustellen ist (vgl. die Tiroler Volksschauspiele, in: Tiroler Heimat, der neuen Folge 2. Bd., 2. Heft, Innsbruck, Tyrolia 1929).

Die nächsten Mitteilungen von Spielen in Meran bestehen in zwei Eingaben von Meraner Bürgern an den Rat der Stadt. Die eine ist datiert aus dem Jahre 1570, die andere trägt keine Jahreszahl. Ich stelle letztere voran, weil dann ohne weiteres sich ihr Zusammenhang mit der datierten ergibt. Beide dürften im Auftrage der Bittsteller vom Schulmeister abgefaßt und geschrieben worden sein.

I.

Ernuest, Fürnem weiß, günstig vnnnd gebietund Herrn, aines Ersamen Raths vnnnd Burgermaister alhie an meran, Gottes Allmechtigen sēgen vnd Benedeyung, sambt vnseren Vngesparten willigen Diensten mit aller schuldiger Reuerenz vnnnd Ererbietung Alzeit vnnndertheniglich beuor, Nach dem schier samentlich Etlich mit Burger Vorhabens wāren vngeuer vmb Corporis Cristi oder doch zu Sunenwenden, Alls bald konfftich ain schön Cristlich vnd Traurig Schau Spil Ins werckh zu bringen zuhallten, Als Nāmblichen das Jüngst gericht vngeuer von dreissig Personen, fein kurz, aber doch Sendenzlich vnd der schrift gmās, mier wollen auch soliches geistlich Schau Spil (souer E. V. vnnnd W: sament oder sonders begert zu ersehen, vrpitig sein, damit niemant dardurch zu Tadln geursacht werdt, Vnnnd haben soliche Traurige Schau Spil bei den alten vrsach geben, daß man sich Erlich, aufrichtig, dapfer vnd wolhielte vnd der schendtlichen Laster miessig gienge vnd denn menschen zu Cristenlichen glauben, lieb, vnd andacht geben, (was bedencken wil.) denn mirs [= wir es] nit von gewins wegen zuhalten bedacht, Sonnder allein vor guetter Kurzweil willen E. V.: vnd W: khan wol gedeencken daß sich waß für vncosten darüber verlaufen würdt, vnnnd mier Spilverwonten gar klain als sachen, als mit der Pin, vnd andere Claidung zu schwach wāren, Langt demnach an E. V.: vnd W: vnser aller vndertheniger Pit und beger, die welle doch vnß mit Holz, als Flecken [= Stämme] vnnnd anders auß dem Pau stadl oder an der sag, verhilflichen sein, vnd mit aufrichtung der Pin vor dem von Spaur [= Adelsfamilie in Meran, die dort ein Haus besaß] oder anderswo E. V. vnd W: vernaint hilfflich vnd Ratlich zu sein, alßdann wellen mir [= wier, mundartlich wie oben] vnnß sament vnd sonders mit anderer Zueristung auch zum tain [= thian, tuen, mundartlich] mit vnsern Parat [= Apparat, Ausstattung] nit Sparn. E. V: vnnnd W: welle vnnß günstiglichen mit verordnung des Holz zu der Pin mit Hilf Erscheinen, E. V: vnd W: hat wolzubedencken, wo man soliche schene Schau Spil halten thuert, daß allain die Spils verwonten mit an Ander Erlicher leit Hilf, als mit darleihen der Claiden vnd mit aufrichtung der Pin ausrichten khinden [= könnten], Wier versehens vnß, sament vnnnd sonderlich E. V: vnd W: die werde vnß mit ginstiger Bewilligung des Spiels vnnnd dargebung deß holz beuolchen Lassen sein vnnnd Thuen vns samentlich E. V: vnd W: als sainem Ersamen Rath Inn dem vnnnd andern In vnderthenigster gehorsam beuolchen E. V: vnnnd W: Vnnnderthenige vnd gehorsame N. vnnnd N. Etlich mit Burger vnnnd Spil verwonten wie Obsteet.

[Erledigung:] Ist durch die Herren Bewilligt worden.

II.

Ernuest Fürnem Weiß gonstig vnd gebiet und Herrn aines Ersamen Rath vnd Burgermaister Alhie an meran Nach dem wier am negsten Sunntag verschinen ain beyspil vom Jüngsten Gericht gehalten haben, vnd wier wol vermaint soliches Spil mit Allem fleiß Ins werckh zu schickhen, Dan mir haben khain Ernstlichen Ober Herrn vber vns gehabt, vnnnd willen gar schlecht

zuegangen, vnnd ist vnñß doch grosser Vncosten von maler Tischler vnd Anders darüber Ergangen, Dann wier am selben tag souil Erhalten haben, Sonnderlich Vom Adl schier gar nicht Lanngt demnach vnser Aler sament vnd sonders Höchstes Pit an E. V: vnnd W: die welle vnñß noch mit gonstiger Hilf Lassen beuolchen sein, Entgegen mir den Jhenigen Spil Zeug auf dem Rathauß zulassen, Oder Inn die Pfarrkirchen alhie zuthuen, vnnd hinführen zu dem vnnd annderen beyspilen zugebrauchen Ist, Thuen vnñß umb gonstige Hilf waß E. V: vnd W: gut bedünckht, Inn aber vnderthenige gehorßam zum höchsten Beuelchen E. V: vnd W: Undterthenige vnd gehorsame

N vnnd N des ganzen Spils
verwohnt. Alhie In meran.

[Erledigung:] Supplication der Spilfuerwanten. Am 2 Juny Ao 1570, den Supplicanten sol vereert, vnd durch den Hn. Burgermaister werden ain gulden Idest 1f.

Diese beiden Eingaben, die ältesten unter den erhaltenen aus Tirol, streifen viele Einzelheiten einer Vorstellung, die bei Erwähnungen solcher Spiele in den Ratsschriften der Städte Tirols meist unberührt bleiben, so daß ihnen über das Einzelereignis hinaus Bedeutung zukommt. Daß sie gerade aus Meran stammen, dessen Ratsschreiber im 16. und 17. Jahrhundert im Gegensatz zu denen von Bozen, Sterzing und Hall fast nichts von Aufführungen berichten, läßt uns immerhin noch hoffen, durch andere Archivalien Aufschlüsse über das Volksspielwesen von Meran und seiner Nachbarorte, wie Ober- und Untermais, aus jenen Jahrhunderten zu gewinnen. Wie oben gesagt, sank Meran freilich zu einem unbedeutenden Landstädtchen herab, das außerdem nicht an der Straße des Handels, Verkehrs und der Bergwerksorte Tirols lag, die damit die große Kulturstraße des Landes wurde. Sie stellte die Verbindung zwischen dem Mimus des Volkes, wie er z. B. im Vintschgau und Oberinntal in starker Ursprünglichkeit sich erhielt, und der Liturgie der Kirche her und ebnete der Entfaltung der bürgerlichen Misterienspiele den Boden in Tirol. Mit diesen, sonderlich mit seinen Fronleichnamsprozessionspielen, wurde Bozen einer der bedeutendsten Mittel- und Ausgangspunkte der geistlichen Volksschauspiele Süddeutschland, ohne Meran, zur Nacheiferung anspornend, in seinen Bann zu ziehen. Erst in den barocken Figuralprozessionen, welche die Kapuziner am Karfreitag seit Beginn des 17. Jahrhunderts veranstalteten, näherten sich Meran und Bozen in ihren kirchlichen Vorführungen.

Innsbruck.

Anton Dörner.

‘Petöfi dem Sonnengott’.

Ein bisher unbekanntes Gedicht Bettina von Arnims.

‘Wie Vögel, die kaum befiedert im Frühlicht flattern,
Nächtlich aufrauschen im Nest — schlummertrunken —,
Während im Schlaf sich zu heben gen Abend oder gen Morgen:
So aus Träumen auffahrend, ungewohnt schwebender Föhlung,
Nicht ihr vertrauend — sinket betäubt ihr zurück,
Schüchterne Vögel, Gedanken.
Nacht ist’s! — Betheuert der Mond euch und glitzernde Sterne,
Die Flügel verschränkt, duckt ihr zusammen im Nest;
Da schwellen Träume euch den Busen.

Aus der umfangenden Eos Saffranbinde
 Windeln sich los — so träumt ihr — die Morgenwinde und tragen
 Goldbewimpelt glorreich durchs leuchtende Blau
 Euer Gefieder Helikons Gipfel hinan
 Zur schwankenden Flut, die sein Bild malt dem Narciss,
 Und er liebt sich in ihr — nur des Liebenden Spiegel ist Liebe —
 Wie ihm schönheitslusttrunken euerm Abglanz zu lauschen
 Auf sonniger Welle — sendet liebeich der heitere Gott.
 Euch umleuchtend, euer Antlitz zurück euch —
 Träumende Vögel, Gedanken!
 Und hymnenbeschwingt, durchrudert ihr rhythmusströmende Lüfte,
 Dem tönenden Schwan nach, der frei von der Sorge Befleckung
 Siegender Feuer kraftvoll — das trübe Leben, das sterblich nur ist
 Über die Alles schauende Zeit,
 Zum hochwolkigen Zeus
 Mit unsterblichem Liede hinauftönt,
 Oder in wolkensammelnder Gewitter Sturmbett,
 Über Donnergeprassel und wirbelnder Purpurglut
 Getragen euch bringt mit sausendem Fittig.
 Euch durchschauern nicht am nachgedeckten Himmel
 Die hintreibenden Winde. Denn warm eingehüllt ganz
 In deiner Strahlen goldnem Schnee
 Wenden das Antlitz sie dir zu, Apollon,
 Der herabblühend wieder sie anglühst, Phöbus Apollon!
 Und tönest — so wähen sie träumend und lauschen —
 Zärtlichen Wiegegengesang ihnen zu.
 Willst du die Alles schauende Zeit nicht hinein haben, so laß sie hinaus
 Und während Dunkel auf irrenden Pfaden
 Der Menschen Geschicke umkreist,
 Preisen den ahnungsvollen Tag sie
 In sonnedurchschimmerter Nacht, die geheiligt, o Taggott.
 O wieder zu früh macht Geräusch ihr Päänszwitschern! —
 Horche, Lichtspender! Eh' noch dein siegendes Lied
 Mächtig dem Wiederhall ruft, dem Jo, im Traum dir gesungen,
 Süßer Zärtlichkeit voll, schlummerempfangen von dir.

Doch jetzt weckt Mondlicht sie,
 Das jenseit der Haine scheidend herabsinkt;
 Silbern leuchtet der Fluß durch Morgennebel,
 Die bald du zertheilest, Himmelwandelnder!
 Wie flockigte Heerden hinab zur Flut sie treibend.
 Schon streift die frühe Schwalbe
 Mit schneidendem Flug die kreiselnden Wasser, —
 Durchkreuzt lustathmend deine Bahn.
 In heiterer Bläue fängt ihr nächtlich Gefieder
 Deiner Pfeile blitzenden Glanz auf,
 Und am weiten Himmelsbogen erspäht sie
 Allein nur deines Tempels Zinne. schützender Gott,
 Ihr Nest sich zu bauen.

So, Leuchtender! der die Himmelsvesten durchmißt,

Ermesse an deines Tempels Gebälk
 Mir den Raum — klein, wie ein Vöglein bedarf —
 Wo ich schlafe, in Träumen dir nach mich schwingend,
 Wo dein frühester Strahl mich weckt
 Und wie die Schwalbe die Flügel ich netze im Quell
 Zwischen Reigen goldumschleierter Musen
 Silbern — dem Rossehuf entsprudelnd — hinab vom Gipfel.
 Der von allen stolzen Gebirgen zuerst am Morgen
 Den purpurchüllenden Mantel abwirft vom Nacken,
 Deinem feuerkussenden Strahl.
 Dann wie die Schwalbe durchkreuz' ich deine Bahn
 Mit morgenfrischem Hauch, fort bis zum Abend
 In deinem Licht, milder Gott, mich freuend,
 Und beseligt, daß dein ich gehöre.
 Berg' ich, beim Sternenlicht im Nest mich am Tempel,
 Wo du, Wissender! der Menschen sterbliche Sinne
 Unsterblich erleuchtest.
 Da schlaf' süß ich — in Träumen schüchtern deiner Saiten Spiel rührend.
 Und mich freuet ihr Klang, wie wenn selber du anschlängst das Erz.
 Gewaltiger! — geheimnißvoll emporblühende Göttersprache strömend.
 Dann im geträumten Zwielficht blitzet vergoldet der Hain
 Des heiligen Lorbeer, und am wankenden Zweig
 Bersten schwellende Knospen dem kommenden Tag.'

Das umfangreiche literarische Lebenswerk Bettina von Arnims besteht zum größten Teil aus dichterisch verarbeiteten echten Briefwechseln, von denen der mit Goethe ('Goethes Briefwechsel mit einem Kinde', 1835) am bekanntesten geworden ist. Ferner kennen wir von ihr eine Reihe von kleineren und größeren Aufsätzen, einige Liederkompositionen sowie Zeichnungen, und wir wissen seit kurzer Zeit, daß sie einen von ihrer Tochter Gisela begonnenen Märchenroman ('Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenzuhausbeiuns') vollendet hat. Auffallend gering an Zahl sind ihre lyrischen Schöpfungen, ihre Gedichte im engeren Sinne. Die kurz nach dem Kriege erschienene neue Gesamtausgabe ihrer Schriften von Waldemar Oehlke kann uns im ganzen nur vier Gedichte Bettinas auf neun Oktavseiten vorlegen, von denen noch dazu eins Achim von Arnim gehört und hier Bettina mit Unrecht zugeschrieben wird.

Die oben wiedergegebene, offenbar Hölderlin nachempfundene Hymne Bettinas an den ungarischen Nationaldichter Sandor (Alexander) Petöfi ist daher eine wertvolle Ergänzung der uns bisher bekannten Dichtungen Bettinas. Nach ihrer künstlerischen Gestaltung und ihrem dichterischen Gehalt darf sie wohl als Bettinas hervorragendste Schöpfung in gebundener Sprache angesehen werden.

Seltsamerweise ist dieses Gedicht dem Herausgeber Oehlke und den Rezensenten seiner Ausgabe unbekannt geblieben, obwohl an mehreren Punkten bei systematischem Nachforschen Kunde von seiner Existenz zu erlangen war. Bettina hat es mehrmals niedergeschrieben und mindestens zweimal verschenkt. Je ein Stück finden wir in den Sammlungen von Alexander Meyer-Cohn (1905, Bd. 1, Nr. 919) und Moriz Carriere (1921, Nr. 383), ferner zwei eigenhändige Bruchstücke des Anfangs und eine voll-

ständige Abschrift von ungelenker Hand im Bettina-Nachlaß, der Oehlke nach seiner Angabe zugänglich war und erst im Frühjahr 1929 versteigert worden ist. Außerdem ist eine stark abweichende Fassung schon vor zwei Menschenaltern an versteckter Stelle gedruckt worden: im Anhang zu einer seltenen, auf Berliner Bibliotheken nicht nachweisbaren Übersetzung von Petöfis Dichtungen, die 1858 mit einem Vorwort von Friedrich Bodenstedt, dem Mirza-Schaffy-Dichter, in Leipzig erschien.

Wie kam Bettina dazu, den ihr persönlich nicht bekannten und ihr in seiner Muttersprache nicht verständlichen fremdländischen Dichter in einer Weise zu ehren, die sie selbst Goethe, dem Idol ihres Lebens, nicht zuteil werden ließ? Die Erklärung ist vielleicht in ihrem — soweit wir bisher sehen können — letzten größeren Briefwechselerlebnis mit einem geistig hochstehenden, sie verehrenden Manne zu suchen.

Bettina nahm sich aller Unglücklichen, Bedrängten und Verkannten an, zu deren Unterstützung ihr Einfluß und ihre Mittel ausreichten. Werkstätige Nächstenliebe war ein hervorstechender Grundzug ihres Wesens. Von ihrem mutigen Wirken in der Cholerazeit des Jahres 1831 an bis zu ihrem Eintreten für die aus Göttingen vertriebenen Brüder Grimm, von ihrem sozialpolitischen 'Königsbuch' bis zu ihren wiederholten, furchtlosen Gnadengesuchen für Revolutionäre von 1848, für die sie sich einsetzte, selbst wo unleugbares Verschulden ihre Wünsche fast aussichtslos machte: aus vielen Quellen besitzen wir Zeugnisse von ihrer uneigennützigem, mitempfindenden Sinnesart. Diese Menschenliebe schloß denn auch — wie das so damals in der Zeitstimmung lag — bedrückte Volksschichten und sogar ganze Völker ein, welche sich mit Waffengewalt gegen die Staatsautorität erhoben: die Polen und die Ungarn. Hatte Bettina sich 1848 für die aufständischen Polen u. a. durch eine (ebenfalls in die neue Gesamtausgabe nicht aufgenommene) anonyme Denkschrift 'An die aufgelöste Preußische National-Versammlung' öffentlich eingesetzt, so wurde in den nächsten Jahren ihre Sympathie lebhaft für die eben mit russischer Hilfe beruhigten Ungarn erregt. Der junge Dichter und Freiheitskämpfer Petöfi (1823 bis 1849) war für sie der Repräsentant seines Volkes. Sein geheimnisvoller Untergang — er entschwand während eines Gefechtes plötzlich den Augen der Seinigen für immer — umwob ihn mit einer Gloriele und hob ihn in den Augen vieler über das Maß des allgemeinen menschlichen Schicksals hinaus.

Petöfi wurde ihr von einem Landsmann nähergebracht. Durch einen ungarischen Studenten, Karl Maria Benkert (1824 bis 1882), der unter dem Namen Kertbeny schrieb, lernte sie 1847 einiges von der ungarischen Literatur in Übersetzung kennen, ohne von ihr zunächst besonders berührt zu werden. 1849 ließ Kertbeny eine Übersetzung ausgewählter Gedichte Petöfis erscheinen und sandte ein Exemplar aus Frankfurt am Main an Bettina nach Berlin. Bettinas Dankbrief 'An den Übersetzer Petöfis' wurde dann der Anfang eines umfangreichen Briefwechsels zwischen beiden, der bis zum Ende des Jahres 1850 dauerte. Insgesamt wissen wir von 61 Briefen Bettinas an Kertbeny und 42 Briefen Kertbenys an Bettina. Für Bettina bedeutete dieser bisher unbeachtet gebliebene Gedankenaustausch eine letzte Fortsetzung seiner großen Vorgänger: mit Goethe, mit Achim von Arnim, Clemens Brentano, Karoline von Günderode, Fürst Pückler und Philipp Nathusius ('Ilius Pamphilus'). Ihre Natur bedurfte steter Fühlung

mit einem Menschen, von dem sie sich verstanden glaubte. Wie Kertbeny in seinen Erinnerungen. ('Silhouetten und Reliquien', Wien 1861, Band 1) sagt, fühlte er sich durch Bettinas ersten Brief von einem Geiste berührt, der bei jeder Wendung sich großartiger im Erfassen der Lebensrätsel erwies. Ihr 'noch stets warm pulsierendes und großmüthiges Herz, voll von Theilnahme für alle leidenden Völker, ahnte sogar aus der unbeholfenen Sprache jener Dolmetschung heraus, in welcher edler Gestalt der Dichter im Original dastehen und unsterblichen Blickes in die sterbliche Welt blicken müsse'.

Bettina und Kertbeny sahen sich persönlich nur einmal für wenige Minuten im Jahre 1847. Ihre späteren Beziehungen der Jahre 1849 und 1850 beruhten ganz auf geistiger Verbundenheit. Wie Bettina ihre Stellung zu Kertbeny auffaßte, geht aus folgenden Briefstellen hervor:

'Nun den kleinen Platz hier muß ich mir aufsparen für Liebesworte! Du! Ich habe Deinen Brief nur erst flüchtig durchgelesen, weil ich diesen heutigen Abend gleich zum Antworten benützen wollte! Ich weiß ja, ich bin nicht leicht zu verstehen, und weiß auch, daß Du ein bischen magst gestutzt haben über Manches, was ich Dir da sagte. Jetzt aber wirst Du mich durchfühlen, denn von allen Wesen, die da leben, glaube ich, daß Du den rechten Geist habest, der das begreift! ... (14. 8. 1850) ... Über meine Briefe an Dich ein paar Worte zum Verständniß. Meine Gedanken gähren im Herzen; ihr Wein duftet mich an, daß ich ohnmächtig oft sie nicht fassen kann und wirklich sie nur stotternd vortrage. Der Schöpfungskreis meiner Sinne sind sie; da wallt mein Blut, da klopft mein Herz, und lauter Kunstsinnlichkeit ist's, da stürmen Bilder herauf, die sagen alles! ... Das Buch Deiner Übersetzungen hat mich in Deine Heimath geführt. Der Schmelz all der Perlen, die es vor mir ausstreut, blendet mein Aug und rührt meine Seele und gesellt mich ihm auf alleinigen Wegen, und Du und Er sind mir ganz Eins, bist wirklich des Dioskuren Bruder, der seine Unsterblichkeit in reiner Schale sammelt und Gewährung erhält, mit ihm zu theilen ... (Winter 1849 auf 1850). ... Dein Buch — es führt mich nachts die Wege durchs Ungarland. Von einem Traum zum Andern wache ich auf und geb immer wieder dem Buch die Hand, daß es mich weiter führe ... (21. 5. 1850). ... Du hast so schön, so rein Deinen Freund übersetzt, Du hast jede Richtung und Beziehung dieser Schwungseele faßlich und fühlbar zu machen verstanden und den organischen Bau der Sprache allen Gliedern der Seele so edel angefügt, daß sein Genius ganz frei daraus hervortritt ...' (16. 6. 1850.)

Ihrer überströmenden Begeisterung für ihren neuen Helden gab Bettina durch den hymnischen Gesang an 'Petöfi den Sonnengott' Ausdruck. Eine Niederschrift vom 16. 1. 1850 schickte sie aus Jüterbog an Kertbeny.

Im letzten Teil des Briefwechsels sprach sie sich öfters über zeitgenössische Dichter und Schriftsteller aus, so z. B. über den inneren Gegensatz zwischen Petöfi und Heinrich Heine:

'Heine! Ich nahm seine Gedichte hervor in der Nacht, als ich Deinen Petöfi gelesen hatte. Diese Gedichte sind Gift; kein sehr schnelles, absolut tödtendes, aber ein latschiges Gift der Selbstbekosung. Also nur nicht den heiligen Eifer der Gottsinnlichkeit im reinen Dichter Petöfi verglichen mit dem Honigthau der klebrigen Dichterblüthen des Heine! — Übrigens

gönne ich ihm alles Gute, möchte alle Schmerzen ihm gelindert wissen und jedes Erdenweh fern von ihm! Aber die Gesundheit des echten Dichters ist nicht in ihm! Ich sage es nicht laut, ich bin kein Kritiker; ich gönne jedem die Erdenlust auch des nicht natürlich Erwachsenen, wenn es genossen wird mit Appetit. — Aber: viel hängt doch davon ab. Nämlich der ganze Mensch! Der verwirrt sich nur zu oft im Gefühl und Begriff, und eben solche Ansichten, Begriffe und Schätzung von Werken des Geistes spiegeln die Wirkung ihres Genusses. ... (16. 6. 1850.) ... Der Kerl hat kein reines Blut in sich, wie kann der Dichter sein! Die ganze reine Menschheitswürde gehört zum Dichter, wie Goethe sie hatte, wie der Petöfiknabe, der mich immer an den Jon erinnert, wie er vor den Tempel tritt, wo er als Tempelknabe angestellt war, morgens in der Frühe, nachdem er gekehrt hatte und die Säulengänge mit Wasser besprengt — da sieht er in die Höhe, wie die Störche herbeigezogen kommen, und ruft ihnen zu: "Ihr Störche, verunreinigt mir die Tempelzinne nicht, oder ich werde es euch leid machen!" Ach, so rein wie die Morgenluft schallte das hinauf! und am Abend hatte ihn schon sein unerbittlich grausames Schicksal erreicht...' (14. 8. 1850.)

Seit Ende des Jahres 1850 wurden Bettinas Beziehungen zu Kertbeny kühler; der Briefwechsel schief ein. Die Ursache ist nicht zu erkennen. Sie fand wohl bei ihm nicht mehr die volle freudige Zustimmung zu ihren Gedanken wie im Überschwang der Gefühle der ersten Bekanntschaft. Auch die Widmung von Kertbenys Sammlung 'Ungarischer Volkslieder' (1851) an Bettina änderte daran nichts. Er versuchte in den nächsten Jahren mehrmals, das alte Verhältnis wieder herzustellen, durch Vermittlung Varnhagen von Enses, der Bettina lange Zeit hindurch nahestand. Am 7. 9. 1852, kurz nach dem Erscheinen von Bettinas letztem Werk, den 'Gesprächen mit Dämonen', schrieb er aus Pest an Varnhagen:

'Durch dritte Hand erfuhr ich unlängst, daß die Verfasserin der "Gespräche mit Dämonen" neuestens von einem Krankheitsanfälle heimgesucht wurde. Nebst dem Gefühle der Trauer und innigster Besorgniß befiel mich noch ein eigentümlicheres Gefühl bei dem Gedanken, daß ein Wesen, welches bisher so göttlich unabhängig von körperlichen Schwächen durchs Leben zog, die Fesseln irdischen Seins fühlen sollte. Hoffentlich ist die Irritation nicht so ernstlich, als das moderne schwache Geschlecht in seiner freilich würdigen und warmen Besorgnis sie auffaßte; der Himmel möge es wenigstens geben!... Bis heute erhielt ich noch kein Exemplar der Gespräche; leider ist das Buch hier nirgends aufzutreiben.' (Trostler, in der Ungarischen Rundschau 1913, Jg. 2, S. 945 ff., für diese und die zwei nächsten Stellen.) Ferner bat Kertbeny am 28. 7. 1855 Varnhagen ihm mitzuteilen, welche seiner Schriften er noch nicht habe, weil die Verleger die Freiemplare nicht vertragsgemäß abgesandt hätten. 'Besonders aber werden Sie mich, hochgeehrter Herr, verbinden, benutzten Sie etwaige Zeit und Gelegenheit, dieselbe Frage auch an Frau Bettina von Arnim zu stellen und mir ihre Antwort gefälligst wissen zu lassen'...

Den Ausklang brachte eine Mitteilung an Varnhagen aus Wien vom 3. 4. 1856: 'Meinerseits stelle ich alle Versuche an, um über Bettinas Befinden Neuere zu erfahren; doch direkte Briefe bleiben ohne Antwort, und indirekte Anfrage wage ich nicht an wirklich Eingeweihte zu richten. Ich erfuhr bloß, daß Gisela die Gattin meines berühmten Landsmannes Joachim

geworden...’ Das Unglück wollte es, daß diese einzige Nachricht falsch war: Bettinas jüngste Tochter Gisela heiratete nicht den Musiker Joachim, sondern den Kunsthistoriker Herman Grimm, Wilhelm Grimms Sohn.

Eine Andeutung über den Grund des Zerwürfnisses mit Bettina können wir vielleicht aus einer anderen Stelle desselben Briefes entnehmen, die uns Kertbeny als einen resignierenden, von Minderwertigkeitsgefühlen erfüllten Menschen zeigt: ‘Ich habe in der That auch viel eigene Schuld einzugestehen. Es gibt Naturen im Gegensatze zu vielen glücklicher begabten, welche das Schicksal so recht zu Gegenständen mitleidenswerther Lächerlichkeit in Hinsicht des abnormen Abstandes zwischen ihrem Wollen und Können anlegt, mit dem Stempel des Schlehmihltums auf der Stirne, und leider daß ich ein Prachtexemplar dieser Sorte sein muß...’ —

Mit Kertbeny schwand nicht auch Petöfi aus Bettinas Gedanken. Sein rätselhaftes Schicksal, das Verlangen, ihm im Geiste und nach Möglichkeit auch im Leben nahestehen, beschäftigte sie noch lange Zeit. Wie uns Varnhagen in seinen ‘Tagebüchern’ (Band 12 bis 14) überliefert, war sie von der Unrichtigkeit aller Erzählungen über Petöfis Tod durchdrungen. Sie verfocht mit einem Eifer, der keinen Widerspruch litt, ihre Meinung, daß er an einem verborgenen Zufluchtsorte gesichert lebe und nach Besserung der Verhältnisse wieder zu seinem Volke nach Ungarn zurückkehren werde. Ein Bild, das Kertbeny darstellte und ihr 1856 von diesem ohne Begleitschreiben zugesandt worden war, erklärte sie für ein Bild Petöfis, durch dessen Verbreitung Petöfi seinen Freunden seine baldige Wiederkunft anzeigen wolle. Auch durch den Hinweis auf Kertbenys Namenszug unter dem Bildnis ließ sie sich von ihrer Idee nicht abbringen: der Geweihte, der Einsichtige werde dadurch nicht getäuscht. Dabei blieb sie.

Ihr Wunsch, ihres letzten Lieblingsdichters Heimkehr aus der Fremde zu erleben, verwirklichte sich nicht. Die Hoffnung darauf erfüllte sie aber bis zu ihrem Tode.

Berlin.

Otto Mallon.

Ags. Survey von Bury St. Edmunds.

In English Historical Review XLIII, 376 ff. druckt und analysiert D. C. Douglas ein Klosterinventar von Bury St. Edmunds, auf das Schröer schon 1888 gelegentlich hingewiesen hatte (in den ‘Ags. Prosabearb. der Benediktinerregel’). Die Hs. befindet sich jetzt in Corpus Christi College, Oxford. Der Text ist teils unter Abt Leofstan (1045—65), teils unter Abt Baldwin (1065—98) abgefaßt; die vorliegende Hs., offenbar eine Kopie, stammt aber wahrscheinlich auch aus der 2. Hälfte des 11. Jh.s. Die Sprache ist spätwests., die gewöhnliche Schriftsprache der Zeit, für deren Gebrauch in Anglien wir hiermit ein Zeugnis mehr gewinnen. Abgesehen von dem berechtigten lokalen Interesse, das eine Aufzeichnung einer so bedeutenden Abtei beanspruchen kann, eröffnet sich hier indessen noch ein Einblick in die Umwandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach und infolge der normannischen Eroberung. Der ältere Teil des Textes zeigt die Einnahmen des Klosters als noch ausschließlich auf Naturalwirtschaft beruhende, der jüngere dokumentiert den Aufbruch zur Geldwirtschaft, die ja dann im 12. Jh. in den Zinszahlungen durchdrang. D. C. Douglas ist endlich geneigt, die Terminologie der Aufzeichnung als ein Glied in eine Beweiskette einzufügen, welche den Übergang der Rechtsverhältnisse des Landbesitzes darstellt von der ags. hide über

den typisch dänischen Bauernbesitz des manlot oder der bovata zu den normannischen Hundertschaften und carucatae. Der Wandel von der ags. zur dänischen Administration vollzog sich leicht, weil die ags. leet und die kleine dänische Hundertschaft einander entsprachen, während die große normannische Hundertschaft nur ein äußerlich aufgelegtes fiskalisches Schema darstellt, das die innere Struktur des Bauernbesitzes nicht ändert.

Berlin.

Martin Weinbaum.

Schlüsselblume, Maiglöckchen und Veilchen in der altfranzösischen Lyrik.

Die formelhaften Frühlingsschilderungen in den Eingangsstrophen der Lieder in der mittelalterlichen französischen Lyrik erhalten etwas Reiz und Farbe durch die Erwähnung bestimmter Blumen, und zwar ist letzteres, so weit ich sehe, erheblich häufiger im Norden der Fall als im Süden. Ob dieses daran liegt, daß in Nordfrankreich die Wald- und Wiesenflora wegen des feuchteren Klimas entwickelter ist als in Südfrankreich, oder ob dort die Beobachtung der Natur etwas genauer und lebendiger war, möge derjenige untersuchen, welcher einmal zusammenfassend über alle Blumen handeln wird, die in der mittelalterlichen französischen Lyrik vorkommen. Hier beabsichtige ich nichts weiter, als einen kleinen Beitrag dazu zu liefern, indem ich mich auf die Schlüsselblume, das Maiglöckchen und das Veilchen beschränke, wobei ich auf Vollständigkeit gerade keinen Anspruch erhebe. Die Pastourellen rechne ich zur Lyrik und schließe sie mit ein.

Am seltensten scheint die Schlüsselblume zu begegnen. Ein in drei Hss. erhaltenes Lied des Gille le Vinier beginnt: *Beaus m'est prins tans au partir de fevrier Ke primerole espanist el boseage* (Rayn. 1280; Arch. 42, 246; A. Metcke, Die Lieder des Gille le Vinier [1906] S. 41, wo mit Unrecht gesagt wird: 'bisher ungedruckt'); Godefroy, der in VI, 406a noch zwei weitere Belege aus literarischen Denkmälern (Rosenroman und G. de Deguileville) für *primerole* beibringt, sagt, daß diese Bezeichnung für schriftfranzösisches *primevère* noch heute in der Normandie anzutreffen ist. An unserer Stelle zeigt die Berner Handschrift, in der das Lied anonym steht, *premevoire* für *primerole*, also die volkstümlichere Form gegenüber heutigem *primevère*, und in einem anderen Gedicht, das von Richard de Fournival herrührt (Rayn. 759 = 1281; Jeanroy, Orig. S. 472; Zarifopol, Die Lieder des R. de Fournival [1904] S. 22), V. 81 weist die Hs. O gleichfalls *primevoire*¹ auf, während HNC *primrose* (*premerose* C) schreiben. Fast scheint es, daß wir in diesem *prime-rose* einen dritten Ausdruck für die Schlüsselblume vor uns haben, wenigstens läßt das englische *primrose*, das 'Schlüsselblume' bedeutet, darauf schließen, und auch eine Perceval-Stelle (*par les prez cueillir les floretes, Primeroses et violetes*) spricht wegen der Erwähnung der Wiesen eher für

¹ God. hat diese Belegstellen nicht, dagegen in X, 418a drei andere aus den Hss. des Lothringerepos, unter denen die der Berner Hs. hervorzuheben ist: *Al matin lievent mesçines et puceles Vont primevoire et la flor de lis querre*. Diese Belege hat wohl Gamillscheg im Auge, wenn er in EFW schreibt: '12. Jahrh. in östlichen Hss. *primevoire*'. Übrigens steht die Stelle bei R. de Fournival nicht innerhalb einer Frühlingsschilderung, sondern es heißt, daß wie die Blüte des *aiglet* und die *primrose* mehr *bonté* haben (als andere Blumen), so das Mädchen vor der Frau den Vorzug verdient.

die Schlüsselblume als für etwas anderes. Immerhin paßt die Bezeichnung *rose* für Schlüsselblume recht wenig, und God., der in VI, 406 b unsere Stelle nicht anführt, dagegen nach den Handschriften eine andere aus dem Lothringer-epos und die obige aus dem Perceval beibringt, glossiert *primerose* mit *passerose*. Inwieweit ist das letztere richtig? *Passe-rose* heißt heute neben *rose trémière* und *alcée rose* 'Stockrose', also eine Gartenblume, aber das stimmt gar nicht zu der Perceval-Stelle; freilich ist auch hier die Sache wieder nicht so einfach, denn wenn Littré *passerose* als 'Stockrose' erst aus dem 16. Jahrhundert belegt, so erscheint das Wort doch schon im 13. Jh. (s. God. X, 291 b), einmal im Tornolement Antecrist als auf einem Schilde abgebildet und dann im Fabel 'Guillaume au faucon' im Vergleich mit den roten Lippen einer Dame. Ich vermute, daß an diesen beiden Stellen die rötliche Malve gemeint ist, aber wohl nicht die einfache Feldmalve (*malva alcea*), welche in der alten Sprache, wie heute, *mauve* heißt (s. God. VI, 113 b), sondern eine schon damals in Gärten angepflanzte Malve mit größerer Blüte und stärkerem Rot¹. Wie ist es nun aber zu dem Ausdruck *primerose*, sei es für 'Schlüsselblume', sei es für 'Gartenmalve', gekommen? Mir scheint, daß eine Kreuzung von *primevoire* und *passerose* stattgefunden hat, also *primevoire* + *passerose* > *primerose*. Um mich nicht in eine Monographie der *passerose* zu verlieren, habe ich hier kurz sein müssen; zur erschöpfenden Behandlung des kleinen Problems würden wohl noch der Atlas linguistique, Rollands Flore populaire de la France und vor allem eine Geschichte der französischen volkstümlichen Blumenbezeichnungen sowie eine solche der Gartenzucht von Feldblumen in Frankreich heranzuziehen sein.

Etwas häufiger erscheint das Maiglöckchen. Zu den anmutigen Zügen, mit denen uns die altfranzösischen Pastourellen erfreuen, gehört auch das Maiglöckchen-Pflücken. Hierfür habe ich vier Stellen, von denen sich zwei bei God. X, 183 finden². In der hübschen Pastourelle des Richart de Semilli (Rayn. 1583; M. et M., Th. S. 32; Ba., R. u. P. S. 242; Steffens im Foersterband S. 355) wird V. 16 ff. berichtet, daß Robin frühe aufgestanden war, *por cueillir la rose et le muguet*³, und aus den Blumen Kränzchen gemacht hatte, eines

¹ Wenn *passerose* im Ménagier (14. Jh.) auch 'Kornrade' bedeutet, so sehe ich darin erst eine Übertragung von der Malve, die sich aus der Gleichheit der hellroten Farbe erklären mag.

² God. verzeichnet außerdem je einen Beleg aus einem Salut d'amours und aus Manekine 2174. Littré, der von God. nicht berücksichtigt wird, hatte schon eine Prosastelle aus dem 13. Jh. und Jeh. et Blonde 3537 (bei Suchier 3556) angeführt, wozu noch aus dem letzteren Denkmal 3552 und 3564 kommen. Das D. G. zitiert schließlich eine Stelle aus G. de Coincy nach Delboulles Recueil.

³ Schon bei M. et M., Th. findet man S. 32 die Form *musquet* als in der Arsenalhs. (K) stehend, was durch die Angabe von Steffens bestätigt wird (P hat *mulget*). Desgleichen schreiben in einer oben weiterhin genannten Pastourelle (Ba. S. 283) nicht nur die Hs. K (M. et M., Th. S. 36), sondern auch die Hss. PX *musquet*, s. die Ausgabe von Richter S. 58. Ich mache auf diese, wie es scheint, ursprüngliche Form im Hinblick auf das aufmerksamer, was Gamillscheg und das D. G. zur Herkunft des Wortes sagen (G. gibt für *musquet* das 15. Jh. an, was wohl nur ein Druckfehler für 13. Jh. ist). Beiläufig sei noch bemerkt, daß Azaïs, der in seinen Troubadours de Béziers auf den Gedanken verfiel, die zweite Pastourelle ins Altprovenzalische zu übertragen, S. 86 für *musquet* ein *musquet* einsetzt, das aprov. 'Moschus' bedeutet.

den typisch dänischen Bauernbesitz des *manlot* oder der *bovata* zu den normannischen Hundertschaften und *carucatae*. Der Wandel von der ags. *lect* und die kleine dänische Hundertschaft einander entsprachen, während die große normannische Hundertschaft nur ein äußerlich aufgelegtes fiskalisches Schema darstellt, das die innere Struktur des Bauernbesitzes nicht ändert.

Berlin.

Martin Weinbaum.

Schlüsselblume, Maiglöckchen und Veilchen in der altfranzösischen Lyrik.

Die formelhaften Frühlingsschilderungen in den Eingangsstrophen der Lieder in der mittelalterlichen französischen Lyrik erhalten etwas Reiz und Farbe durch die Erwähnung bestimmter Blumen, und zwar ist letzteres, soweit ich sehe, erheblich häufiger im Norden der Fall als im Süden. Ob dieses daran liegt, daß in Nordfrankreich die Wald- und Wiesenflora wegen des feuchteren Klimas entwickelter ist als in Südfrankreich, oder ob dort die Beobachtung der Natur etwas genauer und lebendiger war, möge derjenige untersuchen, welcher einmal zusammenfassend über alle Blumen handeln wird, die in der mittelalterlichen französischen Lyrik vorkommen. Hier beabsichtige ich nichts weiter, als einen kleinen Beitrag dazu zu liefern, indem ich mich auf die Schlüsselblume, das Maiglöckchen und das Veilchen beschränke, wobei ich auf Vollständigkeit gerade keinen Anspruch erhebe. Die Pastourellen rechne ich zur Lyrik und schließe sie mit ein.

Am seltensten scheint die Schlüsselblume zu begegnen. Ein in drei Hss. erhaltenes Lied des Gille le Vinier beginnt: *Beaus m'est prins tans au partir de fevrier Ke primerole espanist el boscaige* (Rayn. 1280; Arch. 42, 246; A. Metcke, Die Lieder des Gille le Vinier [1906] S. 41, wo mit Unrecht gesagt wird: 'bisher ungedruckt'); Godefroy, der in VI, 406a noch zwei weitere Belege aus literarischen Denkmälern (Rosenroman und G. de Deguileville) für *primerole* beibringt, sagt, daß diese Bezeichnung für schriftfranzösisches *primevère* noch heute in der Normandie anzutreffen ist. An unserer Stelle zeigt die Berner Handschrift, in der das Lied anonym steht, *premevoire* für *primerole*, also die volkstümlichere Form gegenüber heutigem *primevère*, und in einem anderen Gedicht, das von Richard de Fournival herrührt (Rayn. 759 = 1281; Jeanroy, Orig. S. 472; Zarifopol, Die Lieder des R. de Fournival [1904] S. 22), V. 81 weist die Hs. O gleichfalls *primevoire*¹ auf, während HNC *primerose* (*premeroze* C) schreiben. Fast scheint es, daß wir in diesem *primerose* einen dritten Ausdruck für die Schlüsselblume vor uns haben, wenigstens läßt das englische *primrose*, das 'Schlüsselblume' bedeutet, darauf schließen, und auch eine Perceval-Stelle (*par les prex cueillir les floretes, Primeroses et violetes*) spricht wegen der Erwähnung der Wiesen eher für

¹ God. hat diese Belegstellen nicht, dagegen in X, 418a drei andere aus den Hss. des Lothringerepos, unter denen die der Berner Hs. hervorzuheben ist: *Al matin lievert mesines et puceles Vont primevoire et la flor de lis querre*. Diese Belege hat wohl Gamillscheg im Auge, wenn er in EFW schreibt: '12. Jahrh. in östlichen Hss. *primevoire*'. Übrigens steht die Stelle bei R. de Fournival nicht innerhalb einer Frühlingsschilderung, sondern es heißt, daß wie die Blüte des *aiglet* und die *primerose* mehr *bonté* haben (als andere Blumen), so das Mädchen vor der Frau den Vorzug verdient.

die Schlüsselblume als für etwas anderes. Immerhin paßt die Bezeichnung *rose* für Schlüsselblume recht wenig, und God., der in VI, 406b unsere Stelle nicht anführt, dagegen nach den Handschriften eine andere aus dem Lothringer-epos und die obige aus dem Perceval beibringt, glossiert *primerose* mit *passerose*. Inwieweit ist das letztere richtig? *Passe-rose* heißt heute neben *rose trémière* und *alcée rose* 'Stockrose', also eine Gartenblume, aber das stimmt gar nicht zu der Perceval-Stelle; freilich ist auch hier die Sache wieder nicht so einfach, denn wenn *Litré passe-rose* als 'Stockrose' erst aus dem 16. Jahrhundert belegt, so erscheint das Wort doch schon im 13. Jh. (s. God. X, 291b), einmal im Tornoient Antecrist als auf einem Schilde abgebildet und dann im Fablel 'Guillaume au faucon' im Vergleich mit den roten Lippen einer Dame. Ich vermute, daß an diesen beiden Stellen die rötliche Malve gemeint ist, aber wohl nicht die einfache Feldmalve (*malva alcea*), welche in der alten Sprache, wie heute, *maure* heißt (s. God. VI, 113b), sondern eine schon damals in Gärten angepflanzte Malve mit größerer Blüte und stärkerem Rot¹. Wie ist es nun aber zu dem Ausdruck *primerose*, sei es für 'Schlüsselblume', sei es für 'Gartenmalve', gekommen? Mir scheint, daß eine Kreuzung von *primevoire* und *passerose* stattgefunden hat, also *primevoire* + *passerose* > *primerose*. Um mich nicht in eine Monographie der *passe-rose* zu verlieren, habe ich hier kurz sein müssen; zur erschöpfenden Behandlung des kleinen Problems würden wohl noch der Atlas linguistique, Rolands Flore populaire de la France und vor allem eine Geschichte der französischen volkstümlichen Blumenbezeichnungen sowie eine solche der Gartenzucht von Feldblumen in Frankreich heranzuziehen sein.

Etwas häufiger erscheint das Maiglöckchen. Zu den anmutigen Zügen, mit denen uns die altfranzösischen Pastourellen erfreuen, gehört auch das Maiglöckchen-Pflücken. Hierfür habe ich vier Stellen, von denen sich zwei bei God. X, 183 finden². In der hübschen Pastourelle des Richart de Semilli (Rayn. 1583; M. et M., Th. S. 32; Ba., R. u. P. S. 242; Steffens im Foersterband S. 355) wird V. 16 ff. berichtet, daß Robin frühe aufgestanden war, *por cueiller la rose et le muguet*³, und aus den Blumen Kränzchen gemacht hatte, eines

¹ Wenn *passerose* im Ménagier (14. Jh.) auch 'Kornrade' bedeutet, so sehe ich darin erst eine Übertragung von der Malve, die sich aus der Gleichheit der hellroten Farbe erklären mag.

² God. verzeichnet außerdem je einen Beleg aus einem Salut d'amours und aus Manekine 2174. *Litré*, der von God. nicht berücksichtigt wird, hatte schon eine Prosastelle aus dem 13. Jh. und Jeh. et Blonde 3537 (bei Suchier 3556) angeführt, wozu noch aus dem letzteren Denkmal 3552 und 3564 kommen. Das D. G. zitiert schließlich eine Stelle aus G. de Coincy nach Delboulles Recueil.

³ Schon bei M. et M., Th. findet man S. 32 die Form *musquet* als in der Arenalhs. (K) stehend, was durch die Angabe von Steffens bestätigt wird (P hat *mulget*). Desgleichen schreiben in einer oben weiterhin genannten Pastourelle (Ba. S. 283) nicht nur die Hs. K (M. et M., Th. S. 36), sondern auch die Hss. P X *musquet*, s. die Ausgabe von Richter S. 58. Ich mache auf diese, wie es scheint, ursprüngliche Form im Hinblick auf das aufmerksamer, was Gamillscheg und das D. G. zur Herkunft des Wortes sagen (G. gibt für *muguet* das 15. Jh. an, was wohl nur ein Druckfehler für 13. Jh. ist). Beiläufig sei noch bemerkt, daß Azaïs, der in seinen Troubadours de Béziers auf den Gedanken verfiel, die zweite Pastourelle ins Altprovenzalische zu übertragen, S. 86 für *musquet* ein *musquet* einsetzt, das aprov. 'Moschus' bedeutet.

für Marot und eines für sich. Gleichfalls als Maiglöckchen pflückend erscheint Robin in einer anderen Pastourelle (V. 11), die wohl dem Jehan de Nueville angehört (Rayn. 962; Ba. S. 283; Die Lieder des Jeh. de Nueville ed. M. Richter [1904], S. 58). Eine dritte, allerdings sonst wenig erbauliche anonym überlieferte Pastourelle (Rayn. 961; Ba. S. 171) zeigt uns die Schäferin eben damit beschäftigt: Putepoinne trifft sie an *ou cuet muguet* (V. 3).

Die vierte in Betracht kommende Pastourelle steht in der Oxforder Hs. (Rayn. 1697; Ba. S. 146), wo ihr erster Teil als ballette wiederkehrt (Rayn. 974; Gennrich, Rondeaux, Virelais ... I, 199). Hier heißt es V. 6 von der Schäferin, daß sie einen Kranz machte *partit a muguet*; das volle Verständnis wird durch das Fehlen der folgenden Zeile unmöglich gemacht, aber daß die Hirtin Maiglöckchen gepflückt hat, die sie zu einem Kranze verwenden will, kann nicht zweifelhaft sein. Ich erwähnte oben in der Anmerkung, daß Godefroy auch eine Stelle aus einem Salut d'amours (*de floretes et de mugeit*), also aus der Lyrik, anführt, da er aber nach der Hs. und ohne Angabe des Anfangsverses zitiert, so ist es schwer festzustellen, ob jenes Salut im Druck vorliegt. Es kann hierher auch noch die gleichfalls von Godefroy beigebrachte Stelle aus Manekine 2174 gezogen werden, denn sie trägt durchaus lyrischen Charakter: Das Erwachen des Frühlings und die Frühlingsfreude werden geschildert (ed. Suchier V. 2153 ff.); Burschen und Mädchen, unter deren Namen 'Marot' und 'Robechon' nicht fehlen, ziehen nach dem Wald, um Maiglöckchen zu pflücken (*puis s'en vont au bos au muguet*). Aus der späteren Lyrik habe ich mir nur G. Paris, Chansons du XV^e siècle no. 27 angemerkt, wo V. 4 von einem Gärtchen die Rede ist, *ou eroist la rose et le muguet*.

Am häufigsten treffen wir unter unseren drei Frühlingsblumen das Veilchen an. Von dem wiederholten Vorkommen desselben in der nordfranzösischen Lyrik lassen freilich die Wörterbücher, das sei gleich hier bemerkt, nichts ahnen; es ist begreiflich, daß Littré nur zwei Belege bringt und das Dict. gén. einen, aber es verblüfft, daß bei Godefroy X, 860b *violete* im Sinne von 'Veilchen' nur in Marbods Steinbuch und in einem Beleg aus dem 15. Jh. erscheint. Wohl die älteste Stelle findet sich am Eingang eines Liedes, das den Kastellan von Coucy zum Verfasser hat (Rayn. 986¹; Brakelmann, Les plus anc. chansonniers franç. I, 115): *Li novels tens et mais et violete Et roisignors me semont de chanter*; der Kastellan zeigt auch sonst, wie das schon Voretzsch, Einführung³ S. 348 zutreffend andeutet, in seinen Liedereingängen eine gewisse Wärme der Empfindung für die sich neu belebende Natur. Raoul de Soissons beginnt ein Lied (Rayn. 929; E. Winkler, Die Lieder des Raoul de Soissons [1914] S. 44): *Quant avril et li biaux estex Fet la violete espanir*. Am Anfang eines nur in einer Hs. überlieferten und dort dem Raoul de Ferrieres zugeschriebenen Gedichtes (Rayn. 1412; Brakelmann, Chans. II, 52) heißt es: *Quant je voi les vergiers florir Et la violete ou buisson*, und in dem eigenartigen Liede, das anonym überliefert ist (Rayn. 1645; Rev. d. lang. rom. 39, 265; Spanke S. 224): *En ces vergiers violete florist* (V. 3). Weiterhin liest man im Eingang eines ebenfalls anonymen, aber ebenso wenig wie das vorige volkstümlichen Charakter tragenden Gedichtes: *Quant marx commence et fevrier fait, Que li printems revient jolis, Que violete nest el gaut* (Rayn. 391; Spanke S. 96). Eine Pastourelle des

¹ Die Nummern 985 und 986 bei Raynaud sind in eine zusammenzuziehen, s. Brakelmann im Archiv 42, 372.

Moniot de Paris (Rayn. 987; Ba. S. 300) beginnt: *Au nouviau tens que nest la violete*, und eine andere dem Jocelin de Bruges angehörende Pastourelle (Rayn. 968; Ba. S. 318; Scheler, *Trouv. belges* I, 158): *Quant j'oi chanter l'aluete Et ces menus oisillons Et je sent de violetes Odores tous ces buissons*. Der Anfang eines anonymen Gedichtes, das Gennrich, *Rondeaux* I, 213 als ballete auffaßt, Spanke als *Rotrouange*¹ (Rayn. 988²; Noack bei Stengel, *Ausg. u. Abh.* Nr. 98, S. 125; Gennrich, s. oben; Spanke S. 242) lautet: *En marz quant la violete Nest par ces vergiers indete*. Schließlich gehört hierher noch ein Motett: *Quant florist la violete* (Rayn., *Rec. de mot.* I, 39, no. XXIV; Stimming, *Bamberger Motette* S. 57). Für sich stehen die beiden folgenden Stellen: G. de Coincy vergleicht in einem Marienliede V. 20 (Rayn. 526; P. Meyer, *Rec. II*, 380) die Jungfrau mit einem Veilchen, und in einem Motett der Wolfenbütteler Hs. heißt es V. 5—6 sinnig und zart: *Mis cuers dort En la violete*³ (Stimming S. 97).

Was das Veilchenpflücken angeht, so sind auch hier die Stellen ziemlich zahlreich, doch begegnen sie nur selten außerhalb der Refrains, Rondels und Motetten, im höfischen Liede, wie es scheint, gar nicht. In der Pastourelle eines Ungenannten (Rayn. 1709; Ba. S. 193; Spanke S. 164) sucht der Bewerber die Hirtin, nachdem er ihr Geschenke angeboten hat, damit zu locken, daß er ihr ein gemeinsames Veilchenpflücken in Aussicht stellt (V. 25). Ein débatähnliches Stück (Rayn. 980; Jeanroy, *Orig.* S. 466; Spanke S. 107) zeigt uns eine Dame, welche unter einem Haselstrauche Veilchen pflückt (V. 3). In einem Motett *Quant repaire la verdor* (Raynaud, *Rec. de mot.* I, 42) heißt es: *Par un matin me levai Sorpris d'une amorete. En un vergier m'en entr'ai Por cuillier (sic) violete*, und ähnlich in einem Rondel: *Entroy m'en en un giardin, Ay lorin, lorin, Culhir la violeta* (Franz. Lieder aus der Florentiner Hs. Strozz-Magliabecchiana⁴ Cl. VII. 1040 ed. R. A. Meyer no. 20, V. 5—6) sowie am Anfang von zwei fast gleichlautenden Stücken in derselben Hs. (unter Nr. 32 von Meyer zusammengefaßt): *Je me levy un matin au jort prenant, Entroy m'en en un giardin la flor culhant (d'amour pensant), Si chulhoy de violetas mes pleyn gans*. Hierher gehört auch die Stelle aus einem Bamberger Motett: *Ele m'a navré d'un chapiau de violete Qu'ele m'a doné* (Stimming S. 46, V. 11 ff.), denn natürlich muß das Mädchen die Veilchen zu dem Kranze vorher gepflückt haben; *violete* heißt zwar auch 'veilchenfarbener Stoff' (s. *God.* VIII, 254c), aber dieser kann hier nicht gemeint sein. Auch mag hier Platz finden das Motett: *Sor la rive de mer Fontenelle i sordoît cler, La pucele i vault aler, Violete ai trovee*. Schließlich die Refrains: *Et pour çou que j'ai bone amor Keudrai la violete au jor* (Ba. S. 93, V. 10—11) — *Ben doit quellir violete Qui par amours aime* (ib. V. 13—14) — *Qe qessistes ore ci? Je keuc la violete* (Ba. S. 181, V. 27—28) —

¹ Spanke hat versäumt, Gennrich namhaft zu machen.

² Rayn. führt dasselbe Lied als besonderes unter 990 auf, es liegt aber nur eine andere Fassung in Hs. I vor, s. Spanke S. 407.

³ Ich glaube zwar kaum, daß man zu übersetzen habe 'mein Herz schläft in den Veilchen', sondern etwa nur 'mein Sinn ruht in dem Veilchen' (vgl. für *dormir* 'fest (unangerührt) daliegen' Bartsch, *R. u. P.* S. 318, V. 92), d. h. ist ganz dem Veilchen zugewandt. Immerhin wäre auch bei dieser Bedeutung die Ausdrucksweise recht bemerkenswert.

⁴ Gennrich, *Rondeaux* ... berücksichtigt, soweit ich sehe, diese Gedichte nicht.

Au bois irai Pur cueillir la violette (Mélanges Jeanroy S. 504). — Auch in der späteren Lyrik begegnet noch das Veilchenpflücken; wenigstens kann ich auf G. Paris, Chans. du XV^e siècle no. 22 V. 7—8 (*Et gray seullete au bois avec luy Cueillir violette pour passer ennuy*) und no. 27 V. 13—14 hinweisen (*Je la vi l'autre jour cueillir La violette en ung vert pré*), vgl. auch M. Haupt, Franz. Volkslieder S. 129, wo ein Mädchen sagt, daß es Veilchen pflücken ging.

Vielleicht ist es dem Leser erwünscht, wenn ich noch einen kurzen Blick auf die provenzalische Lyrik werfe. Hier begegnet der Zug des Veilchenpflückens nur einmal, und zwar in der allerliebsten Pastorela in Ballatenform *Per amor soi gai*, die doch wohl Guiraut d'Espanha zum Verfasser hat¹: *Eum levei un bon mati Enans de l'albeta, Anei m'en en un vergier Per cuillir violeta*² (Hoby, G. de Espanha S. 47). Aber mit dieser Pastorela hat es ja eine besondere Bewandnis: sie erinnert nach Inhalt und Ton sowie auch in Einzelzügen sehr lebhaft an eine anonyme altfranzösische Pastourelle, nämlich an Ba., R. u. P. II, 68 (S. 193), so daß ich schon in Zs. VIII, 108 Einwirkung von daher annahm³ und u. a. auch auf die Übereinstimmung im Zuge des Veilchenpflückens, der sonst der altprovenzalischen Lyrik fremd ist, aufmerksam machte. Dazu kommt nun noch der Umstand, daß der Eingang der provenzalischen Pastorela fast gleich lautet mit den Anfangsversen altfranzösischer lyrischer Stücke, die ich oben aus dem Florentiner Codex angeführt habe, insbesondere des Motetts aus der Hs. von Montpellier: *Par un matin me levai Sospris d'une amorete, En un vergier m'en entrai Por cuillier violete*; der zweite Vers weicht allerdings ab, aber *sospris d'une amorete* ist eine echt nordfranzösische Wendung, und es ist viel wahrscheinlicher anzunehmen, daß Guiraut hier geändert hat, weil ein *amoreta* dem Provenzalischen so gut wie unbekannt ist⁴, als daß man an ein umgekehrtes Abhängigkeitsverhältnis denkt.

Jena.

O. Schultz-Gora.

Zwei Parallelen (Entlehnung oder Zufall?).

I. Im Text zu Richard Strauß' Ägyptischer Helena schrieb Hugo von Hofmannsthal im Zwiegesang zwischen Helena und der Nymphe Aithra:

¹ S. zuletzt dazu meine Äußerung im Archiv 134, 432—33.

² Das Wort *violeta* wird nur noch einmal im Lex. Rom. V, 550 belegt: *capelx an de violetas* (Un troubadour anonyme: *Seinor vos*). Gemeint ist mit der Quellenangabe die erzählende allegorische Dichtung eines Ungenannten, 'Hofhalt der Liebe', in der Hs. N² (Cheltenham); der betreffende Passus steht in dem vollständigen Abdruck, den Constans in der Rev. d. l. r. XX geboten hat, S. 217, V. 1076, außerdem aber finden sich noch zwei andere Stellen für *violeta* darin, nämlich S. 159, V. 56 und S. 211, V. 850. Hinzu kommt noch Flamenca² V. 948. Das Simplex *viola* 'Veilchen', das im Norden sehr selten ist — ich kenne keine Stelle —, belegt Raynouard aus A. Daniel (ed. Canello XVI, 12, wo es sich nur um einen übrigens wenig glücklichen Vergleich handelt) und aus einer allegorischen Dichtung des P. Guillem, bei Raynouard irrtümlich P. Vidal genannt (Bartsch, Chr. S. 267, V. 23).

³ Savi-Lopez erkennt in Studi Medievali I, 405 wenigstens nordfranzösischen Einfluß an.

⁴ Es erscheint erst im 'G. de la Barra', also erst im 14. Jahrhundert, V. 2139 und auch hier wieder in Versen, die an den Norden erinnern.

‘Stärker als Krieger, reicher als Könige
Sind zwei Frauen, die sich vertrauen.’

(I. Akt, Seite 35)

In Akt II, Szene 11 der Komödie ‘Gli occhi del cuore’ des venezianischen Dichters Giacinto Gallina (1852—1897), des ‘modernen Goldoni’, sagt in der schriftsprachlichen Fassung Teresa (die Komödie ist ursprünglich im Dialekt der Lagunenstadt geschrieben gewesen): *Se due donne fanno lega tra loro spiantano tutti i chiodi del mondo.* Es ist wohl möglich, daß Hofmannsthal ‘Gli occhi del cuore’ gelesen oder gesehen hat.

II. Schwieriger und interessanter ist der Fall einer scheinbaren, doch nicht unwahrscheinlichen Motiventlehnung bei Rostand und Paul Ernst. In des Franzosen geistsprühendem Werk *Cyrano de Bergerac* (Uraufführung 28. Dezember 1897), das vor nicht ganz drei Jahrzehnten in der kongenialen deutschen Bearbeitung von Ludwig Fulda (1898) unzähligemal auch über die deutschen Bretter ging, begegnet uns folgendes Motiv: Roxanes Liebhaber, Christian de Neuville, weiß sich weder schriftlich noch mündlich so auszudrücken, wie die präziöse Roxane es wünscht, und muß am succès verzweifeln. Sein Freund Cyrano kommt ihm selbstlos zu Hilfe, indem er ihm aus dem Urquell seiner ‘gaskonischen’ Verve Briefe und Verse zur Verfügung stellt und — auch souffliert (in der berühmten Balkonszene, III. Akt, *le baiser de Roxane*; als Motto zu dieser Szene würde wohl das schöne Wort passen aus dem Rostandschen *Aiglon* III, VII, welche das Heldenideal auch Cyranos bezeichnet: ‘*C’est du vrai luxe, — inaperçu!*’), Cyrano tut dies, da er erkannt hat, daß die von ihm selbst geliebte Roxane nicht ihn, sondern seinen Freund liebt und er sowohl dessen als Roxanes Glück begründen will. Die Täuschung gelingt, das Geheimnis, wer der Verfasser der geistvollen Briefe, Verse und Gespräche ist, bleibt — im Stück — drei Lustren lang bis gegen den Tod Cyranos wohlbewahrt und wird erst in Cyranos Sterbestunde offenbart, lange nach dem Tode des Freundes.

Dies Motiv findet sich in geistreich zierlicher Umbiegung nun auch wieder in Paul Ernsts Novelle ‘Dichterglück’, enthalten in dem neuen Bande *Romantische Geschichten* (Verlag Georg Müller, München, 1929/30; entstanden, nach des Dichters freundlicher Mitteilung an mich, ‘etwa um 1922’). Hier ist die Sache so: Ein adliges Madrider Fräulein, das nicht weniger hohe Ansprüche an den Geist, das Feuer und die Beredsamkeit des Liebhabers stellt, wird von einem albernem, reichen Einfaltspinsel (Rostands Christian ist das nicht!) geliebt, den ihr die Eltern auch zum Gemahl bestimmt haben. Derselbe wendet sich in seiner Not an einen bettelarmen jungen Poeten, der ihm auch in der gewünschten Weise mit Lieferung von herrlichen Gedichten gegen Bezahlung aushilft. Infolgedessen läßt sich das Fräulein zu einer Entführung bereit finden (die eigentlich ziemlich überflüssig ist, doch ihrem Drang nach Romantik Genüge schaffen soll). Ihr Tölpel von Liebhaber jedoch verbummelt das Stelldichein, die verschleierte Dame findet vor ihrer Tür im Abenddämmern den wahren Verfasser der sie so entzückenden Sonette vor, reißt ihn im Glauben, er sei der rechte, mit in die bereitstehende Kutsche, das Paar fährt los, der Dichter zeigt sich ganz auf der Höhe der Situation und reißt das Glück an sich, was in einer posada vollzogen wird, wo das süße Pärchen nächtigt. Andern Morgens kommt beim Tageslicht die Geschichte heraus. Die Dame ist zunächst erstaunt und erzürnt, einen anderen als den ihr wohlbekannten Seladon an ihrer Seite erwachen zu sehen; nach

einer von graziösem Reiz geradezu funkelnden Aussprache klärt sich jedoch alles, die Entrüstung der Dame wendet sich gegen den Dummkopf, der ihr fremde Gedichte als eigene vorzulegen sich unterstanden, und ihre Bewunderung und Liebe überträgt sie auf den Dichter, mit dem sie ein neckischer Zufall in der Kutsche und im Gasthof zu Kuß und Scherz vereinigt hatte. Darüber erscheinen die Eltern und in ihrem Gefolge auch der reiche Bewerber, es löst sich alles in Wohlgefallen auf für alle, außer für den dummen Kerl von adeligem Stutzer, der mit Hohn zurückgewiesen wird. Der Dichter und die Dame werden, wie es sich gehört, ein glückliches Paar, gemäß — der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, die sich bei Vorlesungen im Salon so gut macht, wenn auch das rauhe Leben sie meistens vernachlässigt und etwas anders verfährt.

Chemnitz.

Franz Reuß.

Klärung von Mißverständnissen.

(Zu *Archiv* 156, 139 ff.)

Die Kürze meiner Darlegungen im *Neuaufbau der Grammatik*, zu der mich die Forderung des Verlegers zwang, die Zahl von hundert Seiten nicht zu überschreiten¹, hat in der — wie alle Publikationen des Herrn Rezensenten — scharfsinnigen und geistreichen Besprechung des Büchleins durch Max Kuttner gewisse Mißverständnisse hervorgerufen, deren Beseitigung denjenigen Lesern (mag ihre Zahl auch nur gering sein), denen theoretische Untersuchungen der allgemeinen Grammatik am Herzen liegen, willkommen sein dürfte.

1. Gegen meine Behauptung, 'daß es eine sich nur des Mittels der Worte bedienende Sprache weder gibt, noch gegeben hat usw.', führt Rezensent die 'mathematischen oder sonstigen wissenschaftlichen Lehrsätze oder Definitionen' ins Feld. Das Mißverständnis liegt hier darin, daß Rezensent an *langage* denkt, während ich *langue* gemeint habe. Ich hätte statt: 'eine sich nur des Mittels der Worte bedienende Sprache existiert nicht' ausführlicher sagen sollen: 'Kein Volk der Erde hat (oder hatte oder wird haben) eine Sprache, welche usw.'

2. Gerade um dem (auch mir 'recht unfruchtbar' erscheinenden) Ellipsenstreit ein Ende zu machen, habe ich die Anwendung dieses Terminus seiner Etymologie entsprechend auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen eine wirklich 'mangelhafte' Ausdrucksweise vorliegt und von ihnen die unzähligen Kurzausdrücke der Sprache gesondert (vgl. 'und ob!', *plus souvent*!) die nach der landläufigen — jedoch unzutreffenden — Anschauungsweise 'unvollständige Sätze darstellen', aber nichtsdestoweniger jedem Sprachangehörigen ohne weiteres verständlich sind. Eine bei einem Turnerfest an die Vereinsgenossen gerichtete Aufforderung, das Lied 'Wohlauf' zu singen, wäre eine hochgradige 'Ellipse', da es nicht weniger als fünf mit diesem Worte beginnende Turnerlieder gibt, und würde dem Auffordernden sicher eine stür-

¹ Dies mag zugleich als Rechtfertigung gegenüber dem von E. Otto erhobenen Vorwurf dienen, daß ich mich nicht mit all den von ihm S. 26 aufgeführten Gelehrten — er nennt deren zehn — im einzelnen auseinandergesetzt habe. Übrigens: Hätte es wohl einen Sinn gehabt, wenn der Begründer der heliozentrischen Astronomie die sämtlichen von der geozentrischen aufgestellten Epizyklen-theorien im einzelnen widerlegt hätte? Waren diese ja doch durch Einführung des neuen Standpunktes insgesamt erledigt!

mische Vorhaltung der Kameraden eintragen, sich gefälligst etwas genauer auszudrücken. Daß man 'guten Tag', *bonjour* verschieden 'ergänzen' könne (und zu verschiedenen Zeiten tatsächlich verschieden ergänzt hat) vermag ich als Argument gegen die Bezeichnung 'Kurzsatz' nicht gelten zu lassen: 'Kurzsatz' ist eben alles, was, in welcher Weise auch immer, auf eine ausführlichere Form (mit Träger, Verlauf usw.) gebracht werden kann.

3. Befehls- und Fragesätze sind darum 'Kurzsätze', weil in ihnen ein Teil ihres Begriffsinhaltes — statt durch Worte — durch Tonklang bzw. Gebärde ausgedrückt ist. Bei 'Komm!' besagen die letzteren: 'Ich befehle, daß ...', bei 'Kommst du?': 'Ich will (möchte usw.) wissen, ob ...' Man kann das hier von der Sprache angewandte, höchst sinnreiche Verkürzungsverfahren mit den 'Sigeln' der Stenographie vergleichen.

4. 'Jemanden, der mir bei einer Verhandlung mit einem Dritten warnend mehrfach auf den Fuß tritt oder mir verschiedene heimliche Rippenstöße versetzt, einen Demosthenes zu nennen,' ist auch mir nie in den Sinn gekommen. (Ich erkenne sehr wohl, daß diese Bemerkung des Rezensenten nur ein Scherz ist.) Doch möchte ich mir erlauben, auf den für unsere Erörterung höchst bedeutsamen Unterschied hinzuweisen, der zwischen derartigen aus purem Übermut entspringenden 'Freundschaftsbekundungen' oder gar zornigen Mißhandlungen einerseits und zur Warnung gegebenen Zeichen anderseits besteht. Im letzteren Falle stellen sie Gedankenübertragungen, Mitteilungen dar ('Bedenke, was du da sprichst'), sind also — laut Definition — Sätze.

5. 'Analyse' und 'Subsumption' (als Elemente der Sprechttätigkeit) haben nichts mit der Deutung, d. h. der Erkenntnis des Sinnes eines Vorgangs zu tun (vgl. K.s Beispiel von den beiden, Pelze ausklopfenden Männern), sondern sind lediglich vorbereitende psychische Akte für die sprachliche Mitteilung. Für diese genügt (als Analyse) die Erkenntnis, daß von gewissen Seienden eine gewisse Tätigkeit ausgeübt wurde, und (als Subsumption) die Erfassung dieser Seienden als zweier Männer und der Tätigkeit als eines Klopfens (auf ein Nichterkennbares, ein 'etwas') Sprachliches Ergebnis: die Mitteilung 'Zwei Männer klopfen auf etwas'. Habe ich dann den Zweck des Klopfens erfahren, dann kann ich die Mitteilung entsprechend präzisieren; doch bietet die Sprache die erforderlichen Ausdrucksmittel (sowie entsprechende Analyse und Subsumption) auch für die verworrensten und unklarsten Sinneseindrücke dar.

6. So lehrreich das vom Rezensenten über die Bedeutungen von *sujet* und *objet* beigebrachte Material auch ist, das, worauf es im vorliegenden Falle ankam, war lediglich, ob es im Französischen einen dem des angeführten deutschen Satzes entsprechenden Sinn ergäbe, wenn man sagte: 'L'Allemagne, d'un *sujet* de la politique européenne, en est devenue l'*objet* seulement' (entsprechend englisch: 'G, from a *subject* of European politics, has become its *object* only). Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen.

7. Die Pause, die Herr Baruzi hinter *La philosophie française contemporaine* gemacht hat, ist nicht ein Beweis dafür, daß er damit 'seinen Gegenstand, sein "Subjekt" angab und diesem dann mittels einer Gedankenverbindung, also einer Synthese, ein "Prädikat" zufügte', sondern sie bekundete lediglich ein Schwanken im Analyse- und Subsumptionsakt. (Bei einem weniger gewiegten Redner könnte sogar Zögern im Benennungsakt, d. h. Suchen nach Worten für die durch Analyse und [Begriffs-]Subsumption ge-

wonnenen Gedanken vorliegen.) Man versuche einmal, als Nichtfachmann den Zustand eines zertrümmerten Autos zu beschreiben, das man eben gesehen und ganz deutlich in der Erinnerung hat (oder gar in einer Abbildung vor sich sieht), und man wird die Erfahrung machen, daß man trotz deutlichsten Bewußtseinsinhalts bei den verschiedensten Satzteilen zögern oder nachträgliche Konstruktionsänderungen (wie die aus Valéry und Loti zitierten: *Quant au texte ... Mais le texte, on ne songerait même pas à l'écrire. — Moi! ... un de ces jours, oui, je ferai mes noces ...*) vornehmen wird. Niemals stellt sich ein Antrieb zum Sprechen ein, ohne daß schon ein Bewußtseinsinhalt (Sinneswahrnehmung, oder Erinnerungsabbild einer solchen, oder Erkenntnis oder Phantasiegebilde) vorhanden ist oder sich plötzlich aufdrängt, und niemals kommt ein Sprechen, sei es im Französischen oder Botokudischen oder welcher Sprache auch immer, anders zustande als durch Analyse, Subsumption und Benennung, nur daß jede Sprache in diesen drei Stücken ihre Besonderheiten hat.

8. 'Deckt sich das wirklich mit unserem Sprachempfinden?' (nämlich, daß in 'Sie ist glücklich' — im Gegensatz zu franz. *elle est heureuse* — 'glücklich' ein Vollwort, d. h. Substantiv, ist). Ich antworte: Nicht das 'Sprachempfinden' ist maßgebend, denn das ist bei den meisten Sprechenden gleich Null und unterliegt leicht den wunderbarsten Irreführungen (vgl. vulgär: 'Laß der man kommen,' oder, auch bei Gebildeten: 'Bevor du nicht abbittest, spreche ich nicht mit dir' usw. usw., vgl. insbesondere die französische 'unlogische' Negation). Entscheidend ist lediglich — wie in allen Dingen des Lebens — das Urteil des gründlich untersuchenden Fachmannes, also hier des Grammatikers.

9. Die sog. franz. 'Konjunktion' *que* ist dasselbe Wort wie *que* in 'c'est un grand trésor *que* la santé', und dieses *que* hat m. W. noch niemand als 'Konjunktion' bezeichnet. Gotisch *thatei* ist genau gleich lat. *quod*, und das deutsche 'daß' weiter nichts als ein orthographisch (und durch Voransetzung eines Kommas auch interpunktionell) verballhornter 'bestimmter Artikel' (l. 'präsentatives Bekanntheitspräfix'), also in: 'Ich erwarte das "mein Freund kommt"' genau dasselbe Wort wie in 'Ich erwarte *das* Kommen meines Freundes'. Aber noch viel einleuchtender dürfte es jedem sein, daß in *depuis* *que* je suis parti ganz dasselbe *depuis* vorliegt (vgl. das unmittelbar vorher über *que* Gesagte) wie in *depuis* mon départ, und daß nur der irgehehnde Grammatikunterricht der Schule — zusammen mit der irgehehenden 'Orthographie' von *lorsque*, *puisque* — die Gebildeten zu dem irgehehenden Glauben geführt hat: in *depuis que* bilde *depuis* eine Einheit mit *que* und sei daher ein anderes Wortwesen als die 'Präposition' *depuis*.

Berlin-Schlachtensee.

Theodor Kalepky.

Genues. *cucuàcia* 'Küchenschabe'.

Garbini Antroponimie 1391 führt für die Küchenschabe (*blatta orientalis*) aus Genua *cucuàcia* an¹, dessen Herkunft ihm dunkel ist. Dieses Wort ist zweifellos span. *cucaracha* 'Küchenschabe'², das die Genuesen jedenfalls

¹ Außerdem *cucaràcc* aus Chieti (a. a. O.).

² Garbini kennt dieses Wort, da er es bei den Schnecken op. cit. S. 162 Anm. 1 mit Berufung auf Baráibar, Vocab. de palabras usadas en Álava selbst anführt.

auf spanischen Schiffen hörten, hält sich doch dieses Insekt besonders gern in Schiffsräumen auf¹. *Cucaracha* dürfte eine Vermischung sein von *kakerlak*², das aus einer südamerikanischen Eingeborenensprache stammt, mit span. *cuca*³ 'Kornwurm', das dial. für 'Küchenschabe' gebraucht wird (z. B. in Álava). Auf dieselbe Weise ist *cucaracha* nach England gekommen, wo es als *cockroach* weiterlebt⁴. Daneben kommt abstrahiert einfaches *roach* vor — *cockroach* wurde als eine Zusammensetzung mit *cock* 'Hahn' aufgefaßt —, das nicht mit dem Fischnamen *roach* 'Rotauge' (mit deutsch *Roche*⁵ verwandt) verwechselt werden darf.

¹ Brehm, Tierleben, 3. Aufl. Bd. 9, S. 578.

² Im Deutschen und im Ndl. (*kakkerlak*) gebraucht (Weigand-Hirt, DWb. s. v.). Im Franz. ist das Wort eine Vermischung mit *cancer* 'Krebs' eingegangen; *cankarla* (La Rochelle, Rolland, Faune pop. 3, 286), *canquerlin* (Paris, ebenda), *kinkarlà* (prov., Rolland, op. cit. 13, 88).

³ Rolland, op. cit. 13, 87 führt für die Küchenschabe aus den Basses-Pyrénées *cuke*, aus den Hautes-Pyr. *cuko* an.

⁴ Rolland, op. cit. 13, 88.

⁵ Vgl. Skeat, A concise dict. of the Engl. language 451 und Weigand-Hirt, DWb. 2, 597.

Beurteilungen.

H. Bork, Chronologische Studien zu Otfrids Evangelienbuch. (Pa-laestra, 157.) Leipzig, Mayer & Müller, 1927. VIII, 202 S. 16 M.

In einer überaus eingehenden und fleißigen Untersuchung hat der Vf. hier die wesentlichen Hilfsmittel herangezogen, soweit sie geeignet sind, zu einer Klärung der Frage über die relative Chronologie der Dichtung Otfrids in ihren einzelnen Teilen und über seine Arbeitsweise beizutragen. Da bietet insbesondere das Verfahren des Dichters in seiner Reimtechnik, in Versbau und Rhythmik mancherlei Möglichkeiten, die der Vf. bis ins einzelne untersucht und auswertet. Reim und Versbau verursachen dem Dichter zunächst noch verschiedene Schwierigkeiten, die er erst im Laufe der fortschreitenden Arbeit nach und nach überwindet, indem er sich eine größere Fertigkeit aneignet. Immerhin verhält sich die Sache nicht ganz so einfach, da Otf. manche Partien seiner Dichtung später einer Umarbeitung unterzog, in denen er seine weiter ausgebildete Technik zur Anwendung bringt, und dadurch wird die Aufgabe des Vf. natürlich sehr erschwert. So hebt sich beispielsweise das 11. Kap. des ersten Buches mit Anzeichen einer späteren Überarbeitung von seiner Umgebung ab.

Der Fortschritt in der Entwicklung der Kunstfertigkeit des Dichters wird vom Vf. nun für jedes Kapitel hinsichtlich der einzelnen Reimarten usw. geprüft, und als Endergebnis dieser Untersuchung stellt sich dar, daß Otf. zuerst die erste Hälfte von Buch I, dann einzelne Partien aus Buch III, IV, weiter die zweite Hälfte von Buch I und Buch II sowie die übrigen Teile von Buch III und IV und schließlich Buch V verfaßte. Das Schreiben an Hartmut und Werinbert fällt vermutlich vor die Abfassung der zweiten Hälfte des ersten Buches, die Akrosticha an Ludwig und Salomon an den Schluß der Dichtung.

Außer diesen Kriterien hat der Vf. auch noch das Verhältnis Otf. zu seinen Quellen in die Untersuchung einbezogen, und auch in dieser Hinsicht zeigt der Dichter ein verschiedenes Verfahren in den einzelnen Teilen des Werkes. Während er sich in den ersten Kapiteln eng an die Quelle anschließt, hat er sich in den späteren Abschnitten mehr und mehr von ihr frei gemacht, so daß auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet die erste Hälfte des ersten Buches aus dem Gesamtrahmen herausfällt und, wie dies schon früher vermutet wurde, eine Sonderstellung einnimmt. Ebenso zeigt auch das Buch IV, das auch metrisch kein einheitliches Bild gibt, ein anderes, ungleichartiges Verhalten des Dichters zu seinen Quellen als die übrigen Abschnitte. So werden im großen und ganzen die durch die metrischen Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse durch die Quellenkritik bestätigt.

Schließlich kann auch im Wortgebrauch Otf. eine fortschreitende Entwicklung beobachtet werden, indem der Dichter in den früheren Partien mehrfach Wörter und Wendungen verwendet, die sich späterhin nicht mehr so häufig vorfinden oder die er geradezu meidet. Aber der Vf. beurteilt richtig die Bedeutung dieses Kriteriums wie anderer rein sprachlicher Beobachtungen als isolierte Beweismittel für weitergehende Schlußfolgerungen als nicht ausreichend; nur im Zusammenhang mit den übrigen Verhältnissen können sie zur Bestätigung gewonnener Erkenntnisse dienen. Das legt nun allerdings auch die Frage nahe, ob es auch mit allen vom Vf. angewendeten Hilfsmitteln überhaupt möglich ist, eine so scharfe Abgrenzung der einzelnen Partien und deren gegenseitige zeitliche Fixierung durchzuführen, und es will mir scheinen, daß der Vf. trotz der bestechenden tabellarischen Aufstellungen mit prozentuellen Berechnungen, die uns ein

vorzügliches Bild der tatsächlichen Verhältnisse geben, in den Schlußfolgerungen manchmal über die Grenze des Sicheren hinausgegangen ist.

Innsbruck.

L. J u t z.

Katalog der 'Alten Bibliothek' des Theaters an der Wien, auf Grund der Aufnahme von Friedrich Arnold Mayer ausgearb. u. erg. v. F. Trojan u. F. Hadamowsky, Kataloge der Theatersammlung der Nationalbibliothek in Wien, hg. von der Generaldirektion der Nationalbibliothek. I. Bd. Wien, in Kommission bei O. Höfels, 1928. 167 S., 3 Tafeln. 12 M.

Im Jahre 1921 wurde an der Wiener Nationalbibliothek eine Theatersammlung gegründet, die bestrebt ist, das alte wertvolle Material der Theaterstadt zu sammeln und an zentraler Stelle der Forschung bequemer zugänglich zu machen, als das bisher der Fall war. Fünf große Archive und die unschätzbare Sammlung Hugo Thimig sind jetzt zusammengefaßt. Die Generaldirektion gibt nun Kataloge der Bestände heraus, um diese auch weiteren Kreisen vor Augen zu führen und brauchbare bibliographische Hilfsmittel zu schaffen. Denn bisher war man doch mehr auf Suche angewiesen, und man konnte von Glück reden, wenn man bestimmte Stücke ohne allzu viel Umschweife auftreiben konnte. Dies die literarische Seite des Unternehmens. Aber der Zweck reicht darüber hinaus. Denn es soll durch diese Kataloge ermöglicht werden, rasche und gute Überblicke über Repertoire, Besetzungen usw. zu schaffen, so daß damit unentbehrliche Arbeit für die Theatergeschichte geleistet wird. Bisher gab es ja nur von einzelnen Theatern und, auch da häufig nur von einzelnen Epochen Repertoirestudien, die in mancher Hinsicht lückenhaft geblieben waren. Nun soll das anders werden. Den Auftakt bildet die vorliegende Publikation über die 'alte Bibliothek' des Theaters an der Wien, jenes Theaters, in dem Mozarts 'Zauberflöte' und Grillparzers 'Ahnfrau' das Licht der Bühne erblickten.

In großherziger Weise haben Josef Simon und Konsorten (Hubert Marischka) die bisher auf dem Dachboden des Theaters an der Wien untergebrachte Sammlung der Nationalbibliothek in dauernde Verwahrung und Verwaltung übergeben. Ein ursprünglicher Katalog gruppierte nach Titeln. Dr. Gertrude Doublier legte 1925 ein Verzeichnis nach Autoren und Titeln an, das aber nur für den internen Gebrauch bestimmt war. Friedrich Arnold Mayer hatte als erster eine vollständige Aufnahme der Sammlung schon vor dem Kriege noch am alten Aufstellungsorte in Angriff genommen, ohne die Arbeit beenden zu können. Hier setzen nun Felix Trojan und Franz Hadamowsky ein. Der Leiter der Theatersammlung an der Wiener Nationalbibliothek, Josef Gregor, steuert eine kurze Geschichte der Sammlung bei und weist auf die Neuartigkeit des Druckunternehmens hin. Da es sich nicht um den Katalog von Druckschriften im engeren Sinne handelt, sondern um Theaterdokumente, so war mit den gebräuchlichen Grundsätzen für Bibliothekskataloge nicht auszukommen. Die genaue Beschreibung, die Erwähnung von bei Druckschriften entbehrlichen Nebenumständen brachte es mit sich, daß der Theaterkatalog sich vielfach einem Handschriftenkatalog näherte. Die Publikation selbst stellt einen ersten Versuch auf dem neuen Boden dar, für den daher noch keine Erfahrungen vorhanden sind. Daß mir der Versuch vorbildlich gelöst erscheint, sei gleich hier vorweggenommen.

Die Sammlung des Theaters an der Wien besteht aus zwei Gruppen, die auch im Katalog getrennt vorgeführt werden: der Bibliothek Emanuel Schikaneders und der Gesellschaft der Kavaliers und der Bibliothek Franz

und Alois Pokornys. Der erste Teil umfaßt 366 Pappbände, von denen 48 Reste des Schikanederschen Archivs darstellen, aus der Zeit von 1784 (so muß es wohl heißen, 1684 S. 11 ist wohl Druckfehler) bis 1805. Es handelt sich hier zumeist um Exemplare, die von der Zensurbehörde durchgesehen und bewilligt wurden. Daneben finden sich aber auch Exemplare mit Bühneneinrichtungen, Besetzungsangaben usw., so daß sich also der theatergeschichtliche Wert erhöht. Die Sammlung der Gesellschaft der Kavaliere geht wahrscheinlich auf den Grafen Pálffy zurück (1807 ff.), sie wurde nach 1810 mit der Schikanederschen Abteilung zusammengeschlossen und neu signiert. Spätere Umsignierungen erfolgten um 1825 unter Direktor Carl und nach 1862. Die zweite Gruppe von Stücken bildet das Archiv des Josefstädter Theaters unter Franz Pokorny (1837—1850) mit einigen Stücken aus dem Besitz seiner Vorgänger seit Stöger (1832), ferner das Archiv des Theaters an der Wien unter Franz Pokorny (1845—1850) und Alois Pokorny (1850—1862), einschließlich der von ihnen geführten Sommertheater. Diese Gruppe setzt sich aus aufgeführten oder auch nur eingereichten Manuskripten, zur anderen Hälfte aus Drucken zusammen.

Der Katalog scheidet nun diese beiden Gruppen und gibt so auch ein Bild von der Herkunft der Stücke. Er bringt die einzelnen Nummern in alphabetischer Reihenfolge nach dem Stichworte des Titels, bestimmt den literarischen Charakter und die szenische Gliederung der Stücke und fügt Namen des Autors und Komponisten bei. Dazu tritt in abgesetzter Zeile die Bezeichnung des Standortes in der 'Alten Bibliothek' des Theaters an der Wien, der bibliothekarische Charakter der Textbücher und ihre theatrale Verwendung (zu Regie-, Soufflier- oder Zensurzwecken), die Angabe des Umfanges auf Grund der Originalzählung, die Anzahl der Rollen. Ferner werden Ergänzungen beigelegt über Stücke, die nur als Ausschnitte aus Sammelwerken vorliegen, die Daten der Erstaufführungen für alle von den Gründern und ersten Besitzern des jüngeren Archivteils geleiteten Theater beigebracht, mit Ausnahme des Theaters in Preßburg, Drucknachweise von im Manuskript vorhandenen Stücken und Namen der Komponisten und jener Autoren, die ihre Werke mit dem Hinweis auf ein früheres Stück zu benennen liebten. Ein genau durchdachtes System von Abkürzungen ermöglicht es, all das auf sparsamstem Raume zu bringen. Franz Hadamowsky steuert dann noch eine Übersicht über alle unter Franz und Alois Pokorny aufgeführten Stücke bei, die sich nicht in der Sammlung erhalten haben. Dadurch wird für Gruppe II ein Überblick über das gesamte Repertoire geboten, was bei Gruppe I, wohl aus Mangel an Material, nicht der Fall ist. Ein umfassendes Register ergänzt fehlende Vornamen, berichtigt falsche Namensformen, führt neben den Pseudonymen die bürgerlichen Namensformen der Autoren auf und bestimmt die Verfasser anonym erschienener Stücke. Durch dieses Register wird die Arbeit erst recht brauchbar. Generaldirektor Bick hat einbegleitende Worte vorausgeschickt, die die Geschichte der Theatersammlung und das Ziel des vorliegenden Unternehmens umschreiben, drei Tafeln geben Beispiele von Zensurbewilligungen mit oft einschneidenden Änderungen. So ist der Katalog ein unentbehrliches und höchst belehrendes Nachschlagewerk für alle die geworden, die sich mit dem Wiener Volkstheater einlässlicher beschäftigen.

Noch fehlt eine genaue Bearbeitung des Repertoires, die natürlich nicht Aufgabe der Herausgeber war. Denn sie konnten nur bringen, was noch vorhanden ist. Darum fehlen ja auch begreiflicherweise im Katalog die Aufführungsdaten, darum sucht man gerade die berühmtesten Stücke, wie die 'Ahnfrau' oder die 'Zauberflöte', an zuständiger Stelle vergeblich. Von dieser ist nur ein späteres Buch aus der Sammlung Pokorny erhalten (S. 127), von jener nur eine Aufführung im Josefstädter Theater aus dem Jahre 1838 belegt (S. 133). Der Literar- oder Theaterhistoriker wird sich

also hüten müssen, aus dem vorliegenden Katalog etwa das Repertoire abstrahieren zu wollen. Das kann und will der Katalog, der ein höchst verdienstliches Unternehmen vorstellt, nicht leisten.

Innsbruck.

MORIZ ENZINGER.

L. F. Thompson, Kotzebue. A survey of his progress in France, and England preceded by a consideration of the critical attitude to him in Germany. (Bibliothèque de la Revue de la Littérature Comparée, Bd. 51.) Paris, Champion, 1928. 174 S.

Die Studie zerfällt, wie der Titel zeigt, in drei Teile, von denen der erste von der Ansicht ausgeht (S. 9), es sei noch niemand eingefallen, Kotzebue als Sohn seiner Zeit zu studieren und demgemäß zu verstehen. Das ist denn doch übertrieben — ich darf auf meine eigene Darstellung in dem von R. F. Arnold herausgegebenen Werke *Das deutsche Drama* (München 1925) hinweisen, das Thompson augenscheinlich nicht kennt. Bei seiner Rechtfertigung des fruchtbaren Theaterschriftstellers gegen deutsche Beurteiler übersieht der Verf. zweierlei: Kotzebue hat sich nun einmal dem Großen und Zukunftsvollen in unserer Dichtung und Philosophie, ja auch den gewiß unklaren aber hochsinnigen Idealen der nationalen Jugend entgegengestellt, ohne für diesen Widerstand die nötigen geistigen Eigenschaften zu haben; darum hat er mit dem unbestreitbaren äußeren Erfolg seiner Schriften auch seinen Lohn dahin gehabt, hat ihn mit der Geringschätzung seiner Persönlichkeit zahlen müssen, die dann auch eine Mißachtung dessen, was er konnte, nach sich zog. Was sodann den Vorwurf der Unmoral anbetrifft, so handelt es sich darum, zu begreifen, was ursprünglich damit gemeint war. Kotzebue verstand das selbst nicht, und daher gingen alle seine durchaus ehrlich gemeinten und, soweit sie reichen, auch begründeten Rechtfertigungen vorbei. Die Zeit des kategorischen Imperativs empfand dieses Theatermannes Stellung zu den tiefen Fragen des Lebens als entsetzlich flach; sie empörte sich gegen die billige Rührung, die seichte Vernunft, mit der ernsteste Konflikte leichtfertig gelöst wurden (Beispiel: *Brüder Moritz*) — daß solch Empfinden nicht auf Deutschland beschränkt blieb, lehrt u. a. das Urteil des Franzosen Geoffroy, das der Verf. selbst in anderm Zusammenhang auf S. 123 zitiert. In diesem Sinne aber hatte man durchaus das Recht, von Unmoral zu sprechen; gewiß war Kotzebue gerade mit solcher trivialen 'Aufklärung', mit seiner oberflächlichen Versöhnung zwischen den Gefühlen des edlen Herzens und des weisen Kopfes ebensogut ein Sohn seiner Zeit wie die Schüler Kants, aber gerade dieser matten Zeitstimmung galt der Kampf der Besten. Auf einem ganz andern Blatt steht es, daß spätere Geschlechter diese Anklage auf falsche oder schlechte Sittlichkeit dahin erweiterten und mißverstanden, daß Schlüpfirigkeit gemeint sei, und ohne eigene Nachprüfung sich in dieser Beziehung über den sittenlosen Kotzebue aufregten. Deshalb aber geht es noch lange nicht an, ihn (S. 40) den *dramatist par excellence* jener Entwicklungsstufe zu nennen, in der das Theater nichts als *a means for amusement pure and simple* geworden sei, während man es vorher als *instrument for conveying a moral lesson* angesehen habe. Soundso viele von Kotzebues Schauspielen enthalten eben doch *a moral lesson*, wie er den Begriff verstand, und darum mußte er es sich auch gefallen lassen, daß man zu Art und Inhalt dieser 'Moral' Stellung nahm. Seine tatsächlichen Verdienste um den Spielplan, seine große dramatische Begabung können wir deshalb ruhig anerkennen, freilich war auch schon vor ihm *the people* durchaus nicht bloß auf Schmiertruppen angewiesen, wie Verf. S. 41 meint. Und was seinen Einfluß auf die Weiterentwicklung anbetrifft, so werden

wir viel deutlicher, als es Thompson tut (S. 51), zwischen wirklichem Fortleben seiner dramatischen Art und bloßen stofflichen Einflüssen scheiden müssen: um mehr als solche kann es sich bei Freytags *Botz* (lies Bolz) und *Funk* (lies Fink), bei Spielhagens *Oldenburg* (die beiden letzten sind Romangestalten!) nicht handeln, erst recht nicht bei Grillparzers *König Ottokar* (mit Bezug auf Kotzebues *Rudolf von Habsburg*) und anderen seiner Tragödien.

Der zweite Abschnitt *Kotzebue in England* hat manche deutschen Vorarbeiten, zu denen Thompson Nachträge und Richtigstellungen gibt (auf S. 59 kann Meißners *Bianca Capello* — so heißt der Titel — nicht wohl unter deutschen Dramen genannt werden, es ist seinem Wesen nach ein Roman); dankenswert ist vor allem die Erörterung der Gründe von Kotzebues Erfolg in England. Thompson zeigt, daß das englische Drama der Zeit mancherlei verwandte Züge aufwies, so daß also die Bearbeitungen dieser deutschen Schauspiele nicht als fremdartig, sondern als Erfüllungen heimischer Ansätze wirkten — dabei ist allerdings kaum daran zu denken, daß der Deutsche von englischen Vorbildern lernte; was der Verf. in dieser Beziehung anführt, sind Dinge, die sich aus Stoff und Art dieser Theaterdichtung sehr natürlich von selbst ergeben, und im übrigen hebt er selbst mit Recht hervor, daß es sich bei dem Kotzebue, den die Engländer kennenlernten, nicht um einen Vertreter eigentlich deutschen Geschmacks handelte: seine Gestalten und Handlungen waren überall zu Hause, wurden überall verstanden, man kann hinzufügen, daß das auch für die slawische Welt gilt. In dieser Beziehung ist es auch kein Zufall, daß bei uns Kotzebue am längsten als Lustspiel- und Possendichter lebendig geblieben ist (*Die deutschen Kleinstädter*); in England wie in Frankreich erwies sich dagegen vor allem der Verfasser tränenreicher Rührstücke als zugkräftig: Thompson weist *Menschenhaß und Reue* noch 1891 auf einer Londoner Bühne nach, im Odéon zu Paris wurde dasselbe Stück 1862 in neuer Übersetzung aufgeführt, und *Die Verführung* zierte den Spielplan der Comédie française noch 1883. Dabei wäre bei uns um diese Zeit ziemlich undenkbar, daß angesehene Kritiker sich in einer Weise geäußert hätten, wie sie Thompson (S. 127) für Sarcey, Gautier, Ulbach belegt; dagegen wurden *Die deutschen Kleinstädter* erst 1841 ins Französische übersetzt und sind anscheinend nicht aufgeführt worden — herausgegeben wurden sie zwischen 1840 und 1902 mehr als zwanzigmal, aber als Schulbuch, also zu sprachlichen und 'kulturkundlichen' Zwecken.

Die Frage der Einwirkung Kotzebues auf das englische und französische Drama wird auf S. 86 ff. und auf S. 156 ff. behandelt. Dabei gibt der Verf. eine ganze Reihe von Einzelnachweisen; es hätte sich vielleicht gelohnt, darüber hinaus dem Einfluß auf die Gesamthaltung mindestens einer Gattung, des Melodramas, nachzugehen; für England scheint mir das Zitat aus einem Kritiker des Jahres 1823 (S. 91) den Weg zu weisen, für Frankreich drückt sich Thompson auf S. 157 in dieser Beziehung sehr vorsichtig aus — das große Werk von Egli über *Schiller et le romantisme français*, das über die Entstehung der Gattung reichen Aufschluß gibt, ist ihm anscheinend unbekannt. Im übrigen wird man mit ihm übereinstimmen, wenn er sonstige Nachwirkungen für Frankreich gering einschätzt — vielleicht ließe sich an stofflicher Übernahme noch einiges feststellen (auf das Verhältnis von Delavigne zu Kotzebue denke ich gelegentlich einmal einzugehen); indessen das Gesamtbild wird sich dadurch kaum wesentlich ändern.

Im ganzen haben wir also dem Verf. für eine lehrreiche, vielfach fördernde Arbeit zu danken; den Druck hätte er freilich genauer überwachen müssen, die Fehler sind zahlreich und stehen häufig in den Titeln.

Berlin-Lichtenberg.

Albert Ludwig.

Hoxie Neale Fairchild, *The Noble Savage. A Study in Romantic Naturalism*. New York, Columbia University Press, 1928. IX, 535 S.

Wir stehen im Zeichen des Primitivismus. Nicht nur, daß die plastischen Künste seit einem Menschenalter fruchtbare Anregungen durch Berührung mit 'wilden' Völkerschaften gewonnen haben, auch die Literaturwissenschaft wendet sich mehr und mehr dem Studium der Entstehung und des Einflusses des Mythos vom 'edlen Wilden' zu. Den ergebnisreichen Werken Gilbert Chinards (*L'exotisme américain dans la littérature française au XVI^e siècle*, Paris 1911; *L'Amérique et le rêve exotique dans la littérature française au XVII^e et au XVIII^e siècle*, Paris 1913; *L'exotisme américain dans l'œuvre de Chateaubriand*, Paris 1918) folgte im Jahre 1922 C. W. Tinkers Studie *'Nature's Simple Plan. A Phase of Radical Thought in the mid-eighteenth Century*, Princeton N. J., und im Jahre 1925 die fleißige Monographie von B. Bissell *'The American Indian in English Literature of the Eighteenth Century'*, New Haven, Conn. (Von kleineren Aufsätzen wären noch zu erwähnen: P. A. Barba, *'The American Indian in German Fiction'*, *German American Annals*, New Series, vol. 11, Philadelphia 1913, p. 143 ff., und G. Desczyk, *'Amerika in der Phantasie deutscher Dichter'*, Jahrbuch der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft von Illinois, Bd. XXIV—XXV, Chicago 1925, p. 16 ff.) Diesen Schriften reiht sich das vorliegende Buch würdig an, ja überbietet entschieden die Arbeiten Tinkers und Bissells an Reife des Urteils und Gründlichkeit der Methode. Während Chinard und Bissell die Gestalt des Indianers — Chinard in der französischen, letzterer in der englischen Literatur — verfolgen, behandelt F. die Stellungnahme englischer Schriftsteller zu dem Begriff 'der edle Wilde' im weitesten Sinne des Wortes, um auf diese Weise tiefer in das Wesen der englischen Romantik einzudringen. Um das Bild vollständig zu machen, mußte daher neben der Bedeutung des Indianers auch die anderer Wilden herangezogen werden. Denn wie es ganz richtig p. 1 f. heißt: 'the rather common restriction of the term "Noble Savage" to the American Indian has no logical basis. Negroes, South Sea Islanders and other sorts of savages are often regarded in precisely the same light as the redman. To me, a Noble Savage is any free and wild being who draws directly from nature virtues which raise doubts as to the value of civilization. The term may even be applied metaphorically to romantic peasants and children when a comparison between their innocent greatness and that of the savage illumines the thought of the period.' Aber gleich hier sei die Frage erlaubt, warum dann zwei weitere Gattungen von 'edlen Wilden', nämlich Skythen und Zigeuner, auslassen, die wohl auch in der englischen Literatur sowie in den Literaturen des Kontinents, neben Indianern, Negern, Südseeinsulanern, romantischen Bauern und Kindern als Kontrastfiguren zu den Vertretern der verderbten Kultur erscheinen müssen. Für Voltaire — man denke an sein Stück *'Les Scythes'*, 1767 — und Goethe (*'Iphigenie'*) stellt gerade der 'klassische' Wilde — d. h. der Skythe — die edelste Gattung des 'primitiven' Menschen dar. Wenn F. selbst einmal sagt (S. 247): *'Marlowe's "Scythian Shepherd" has much in common with Byron's Noble Savage'*, so regt sich bei dem Leser der Argwohn, daß in England nicht nur Tamburlaine, jener 'sturdie' 'Scythian', der *'a most puissant and mighty Monarque'* wurde, sondern daß auch andere Tataren und echte Skythen — man wußte zwischen beiden nicht zu unterscheiden — besonders im Zeitalter Wordsworths und Coleridges einen ähnlichen Reiz ausgeübt haben müssen wie Indianer. Was aber den Zigeuner anbetrifft, so hat er seit seinem Eintritt in die Weltliteratur durch Cervantes' *'Gitanilla'* in den *'Novelas ejemplares'* immer wieder als 'Wilder' in romantisch gefärbten Zeiten — man

denke hier an Goethes 'Goetz' — eine große Anziehungskraft entwickelt. Es ist daher zum mindesten unwahrscheinlich, daß in der englischen Literatur — besonders da in Godwins 'Fleetwood' einmal 'gypsies and savages' in einem Atem genannt werden (Fairchild, S. 154) — George Borrow's 'The Zincahi' (1841) und 'Lavengro' (1851) keine Vorläufer hätte haben sollen. — Nach der allgemeinen Einleitung über die Gesichtspunkte, die ihn geleitet haben, verfolgt F. die Momente, den Anregungen Chinards folgend, die zur Bildung der 'Noble Savage convention' geführt haben. Die Hauptfaktoren sind des Las Casas' 'Brevísima relación de la destrucción de las Indias' (1552) und Montaignes Aufsätze 'Des Cannibales' (1580) und 'Des coches' (1558). Hier wären ein paar Worte am Platze gewesen über die Gründe, warum des Las Casas' schwächliches Büchlein einen so gewaltigen Widerhall in der ganzen Welt — und nicht zum wenigsten in der angelsächsischen — bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts finden konnte. Ich gedenke an anderer Stelle auf diese Frage einzugehen, möchte aber schon hier daran erinnern, daß es gerade zu der Zeit erschien, als der Protestantismus sich für seinen erbitterten Kampf mit der katholischen Kirche zu rüsten und als die spanische Weltherrschaft eine ernste Gefahr für andere Völker zu werden begann. Was konnte den Feinden des Papstes und des Königs von Spanien — zu denen neben den Holländern besonders die Engländer gehörten — willkommener sein als die furchtbaren Anklagen, die hier ein menschenfreundlicher katholischer Priester gegen seine Kollegen und gegen die Beamten seines Königs schleuderte. Kein Wunder daher, daß Übersetzungen und Bearbeitungen immer wieder im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, also während der Religionskriege und der Kämpfe der Holländer, Franzosen und Engländer gegen Spanien, erschienen, und daß im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Humanität und der Toleranz, besonders infolge der Beliebtheit von Marmontels Roman 'Les Incas' (1778), Las Casas, und in seinem Gefolge der glückliche Wilde, noch einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So blieb sein Büchlein, wie wenige andere, immer aktuell und trug neben den 'Comentarios reales' des Inca Garcilaso de la Vega (1609, 1617) — die dem absolutistischen Zeitalter das Idealbild einer absolutistischen Regierung vorhielten — dazu bei, je und je überall das Interesse für den edlen Indianer wach zu erhalten. Neben Las Casas und Montaigne sind dann noch, wie F. richtig hervorhebt, Sir Walter Raleighs 'The Discoverie of the ... Empyre of Guiana' (1596) und vor allem Sir Francis Drakes 'Voyage' für die Bildung eines Mythos vom edlen Wilden in der englischen Welt von besonderer Bedeutung. Die Verbreitung des Drakeschen Buches als eines Berichts des vor Nelson größten englischen Seehelden und eines Lieblings des englischen Volkes hätte F. etwas näher verfolgen können. Vor allem hätte auf das vielgelesene Werk 'The World Encompassed by Sir Francis Drake', London 1628, mit seiner rosigen, durch Drakes Spanierhaß erklärlichen Auffassung der Wilden hingewiesen werden sollen. — Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wendet sich F. im zweiten, 'The Noble Savage in the Pseudo-Classical Period' überschriebenen Kapitel der Besprechung der Rolle des edlen Wilden im Zeitalter Drydens, Lockes, Addisons und Swifts zu. Von einem tieferen Verständnis für den edlen Wilden ist noch verhältnismäßig wenig die Rede, wie Aphra Behns 'Oroonoko' und Drydens 'Indian Emperour' beweisen. Bedeutsamer sind die Aufsätze von Addison und Steele im 'Tatler' (1710) und im 'Spectator' (1711) über den vielbesprochenen Besuch der vier Indianerhäuptlinge in London. Hier erscheint der Wilde zum erstenmal als Kritiker englischer Verhältnisse — eine Rolle, die er später öfter spielen sollte und in der auch 'Wilde' ganz anderer Art, nämlich die 'Houyhnhnms' auftreten. Sind F.s Ausführungen über die 'Houyhnhnms' zu billigen, so scheint er mir sich einer Unterwertung von Drydens 'Indian

Emperour' schuldig zu machen. Das Stück kann keinen literarischen Wert beanspruchen, aber es bedeutete für die Verbreitung des Mythos vom edlen Wilden und für die Geschichte des europäischen Dramas nicht wenig, daß hier Wilde auf die Bretter traten, die die Welt bedeuten und somit eine breite Bresche in die dramatische Überlieferung schlagen halfen. Drydens kühner Anregung folgend, konnte ein Menschenalter später Voltaire wagen, Menschen aus aller Herren Ländern in seinen Theaterstücken einzuführen und somit die Bewegungsfreiheit des modernen Dramas vorzubereiten. Außerdem ist zu bedenken, daß, trotzdem, wie F. richtig betont, Drydens Peruvianer und Mexikaner eher 'Barbaren' als 'Wilde' sind, sie doch als Wilde empfunden wurden. Denn bis ins 19. Jahrhundert hinein wußte man nicht zwischen den 'kultivierten' Untertanen der Inkas und Montezumas und Irokesen und Huronen und anderen echten 'Wilden' zu unterscheiden. Noch Herder, der im 18. Jahrhundert bei weitem bedeutendste Kenner auf diesem Gebiete, schreibt einmal: 'Ich finde diesen Kunstgriff fast unter allen Wilden, wie ihn z. B. Garcilasso di Vega von Peruvianern, Condamine von den Brasilianern, La Loubere von den Siamesen, Resnel von den Nordamerikanern anführt' (Suphan Bd. V, S. 87).

Schwankt also das Charakterbild des Wilden noch heftig in der englischen Literatur bis etwa 1730, so entwickeln sich immer klarere Umrisse seiner Gestalt von dann an bis gegen Ende des Jahrhunderts, d. h. während der Frühromantik, wie F. im 3. Kapitel ('Early Romanticism') nachweist. Trotzdem immer noch viele Dichter (wie James Thomson, Goldsmith u. a.) starke Inkonsistenzen verraten, so zeigen Werke wie Helen Maria Williams' Epos 'Peru' (1784), George Colmans Schauspiel 'Inkle and Yarico' (1787), besonders aber Mackensies 'Man of the World', daß auch in England Wilde aller Gattungen, seien sie Nord- oder Südamerikaner, Lappländer oder Bewohner weniger bekannter Gegenden, dazu benutzt werden, die Schäden europäischer Kultur zu geißeln, wobei dem Leser die viel größere Bedeutung des 'Edlen-Wilden-Mythos' für Frankreich als für England auffällt. Die unerträglichen Verhältnisse im Vaterlande Lahontans und Voltaires motivieren die Leidenschaft, mit der die Koryphäen des französischen Geisteslebens den Wilden als Sturmgessellen gegen geistige und soziale Tyrannei anrufen, während in Deutschland das Bestreben der erlauchtesten Geister nach Verbreitung eines hohen Humanitätsideals die Bedeutung erklärt, die Männer wie Herder, Goethe und Kant dem Wilden als Bundesgenossen zuweisen. In seiner Skizze des Einflusses von Steeles Geschichte von Inkle und Yariko (S. 86) hätte F. neben Bodmer, Gellert, Geßner und Chamfort noch Goethe erwähnen können, der sich in seiner Jugend mit dem Plan einer Dramatisierung dieses Themas trug. Er schreibt an die Schwester (13. Oktober 1766): 'J'ai commencé de former le sujet d'Ynkle et d'Jariko pour le Theatre, mais j'y ai trouvé beaucoup plus de difficultés, que je ne croissai, et je n'espere pas, d'en venir à bout' (Morris, Bd. I, S. 153). (Über die große Bedeutung des Ynkle- und Jariko-Stoffes für das pietistische Zeitalter vgl. die eingangs erwähnte Studie von Desczyk, S. 17 f.). — Ehe F. nun zur Behandlung des Wildenmythos in der Zeit von Wordsworth und Coleridge übergeht, fügt er zwei Kapitel ('Eighteenth Century Travelers. Rousseau' und 'Some English Jacobins') ein. Im ersten beweist F. die Bedeutung besonders von Carvers berühmten 'Travels through the Interior Parts of North America' (1778—79) für das in der englischen Hochromantik geltende Bild des Indianers, von Hawkesworths 'Voyages' (1773) für das des Südseeinsulaners und von Mungo Parks 'Travels in the Interior Districts of Africa' (1799) für den Neger. Sehr hübsch wird an Hawkesworths Auslegung des ihm vorliegenden Materials gezeigt, wie verhältnismäßig nüchterne Berichte zu einem Idealbild umgebogen werden können. Sollte außer den erwähnten Büchern nicht auch Prevosts

'Histoire générale des voyages' (Paris, 1745 ff.) genannt werden, ein Sammelwerk, das in Frankreich stark gewirkt hat und das gewiß auch in England zur Förderung des Interesses für alles Exotische beigetragen haben muß? Die auf neuen Forschungen gegründeten Bemerkungen F.s über Rousseau — ohne dessen überwältigenden Einfluß wir uns die primitivistische Modekrankheit der europäischen Romantik schlechterdings nicht denken können — rücken diesen Gegenstand in ein zum Teil neues Licht. Erst nach dieser Auseinandersetzung mit dem Genfer Philosophen sind wir in der Lage, die Stellungnahme mehrerer Jakobiner wie Thomas Day, Godwin, Mary Woolstonecraft, Robert Bage zu verstehen. Ein wie willkommenes und biegsames Werkzeug der Wildenmythus für diese Schriftsteller wurde, erhellt aus F.s Bemerkung: 'Throughout this period, the Noble Savage is a convenient example for whatever a writer may wish to prove. The perfectibilist can use him to suggest what man, once free, might become; the deteriorationist can use him to show what man formerly was, and never more will be' (S. 142). Noch wichtiger als für die Godwins und Bages wird der Wilde für Wordsworth, Southey und Coleridge, die von F. im sechsten, dem vielleicht interessantesten Kapitel, besprochen werden. Seine Bedeutung für diese Dichter kann man in einer allerdings in anderer Verbindung von F. geprägten Wendung (S. 460) zusammenfassen: 'One may well doubt whether the Lyrical Ballads could have taken shape without the Noble Savage idea.' Sehr richtig spricht in diesem Kapitel F. von der Verwandtschaft zwischen dem Interesse für den edlen Wilden und der Bewunderung für den Schweizer Alpenbewohner. In diesem Zusammenhang scheinen ihm aber zwei für sein Thema wichtige Schriften entgangen zu sein: E. Ziehen, 'Die Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815', Frankfurt a. M. 1922, und besonders desselben 'Philhelvetismus', Marburg a. d. L. 1925 (vor allem Kapitel 4: 'Von Wordsworth zu Scott'). Kann man aber sogar bei Wordsworth, Southey und Coleridge doch nicht von einer konsequenten Wildenverehrung reden, sondern eher von einem Parallelismus zwischen dieser Verehrung und den Schwankungen ihres 'romantic naturalism' (S. 228), so treten bei Byron, Rogers, Campbell und Moore schon ganz unzweideutige Anzeichen des Verfalls des Mythos hervor (Kapitel 7). Wir können hinzufügen, daß um dieselbe Zeit ein ähnlicher Verfall in der deutschen Literatur zu verfolgen ist. Nach Goethes 'Iphigenie' mit ihrem edlen Thoas erscheint Grillparzers 'Goldenes Vließ' mit seiner realistisch aufgefaßten Medea (vgl. mein Buch 'From Goethe to Hauptmann', New York 1926, S. 187 f.). Ob es der Mühe wert war, im 8. Kapitel ('Minor Poets Negative and doubtful Results') so viele halbversunkene Gestalten ins Licht zu heben anstatt nur einige typische zu behandeln und die übrigen in Anmerkungen zu verweisen, möge dahingestellt bleiben, jedenfalls bereitet dieses Kapitel geschickt auf das nächste, das 9. vor, in dem von den 'Enemies of the Noble Savage' die Rede ist. Es zeigt sich, daß in dem 'age of sensibility' der streitbare Vertreter des englischen 'common sense', Samuel Johnson, und in der nächsten Generation Shelleys Freund Peacock die als Unterströmung damals herrschende Abneigung gegen den edlen Wilden zum Ausdruck bringen. Es hätte darauf hingewiesen werden können, daß diese Abneigung schon seit der Entdeckung Amerikas immer wieder, und zwar zeitweise in abstoßender Form, auftritt, und daß neben spanischen Schriftstellern gerade Engländer besonders streng in ihrem Urteil sind. Wenn ein Spanier wie Gómara in seiner 1553 erschienenen und noch im 18. Jahrhundert in weitesten Kreisen bekannten 'Historia de las Indias' die Ausschreitungen seiner Landsleute durch übertriebene Betonung der indianischen Charakterfehler zu verschleiern sucht, so ist das immerhin noch verständlich. Aber geradezu verletzend wirken die oft brutalen Angriffe englischer Kolonisten, wie des John Smith, der in seiner

'History of Virginia' (London 1624) feindliche Indianerstämme einfach als 'hell-hounds' brandmarkt, oder wie des bekannten 'Pastor of the North Church in Boston, New England', Cotton Mather, der in seiner 'Magnalia Christi Americana', London 1702, Gott dafür dankt, daß durch des Allmächtigen Hilfe 'there can hardly any of them — d. h. Indianer — now be found under any Distinction upon the Face of the Earth'. Es ist daher wohl kein Zufall, daß es im 'age of prose and reason' gerade ein großer englischer Historiker, nämlich William Robertson, in seiner im 18. Jahrhundert hochgeschätzten 'History of America', London 1777, war, der, frei von aller Rousseauschen Schönfärberei, dem indianischen Wesen im modernen Sinne gerecht zu werden bestrebt ist. Sein Werk hilft uns die Einstellung von Männern wie Samuel Johnson verstehen. — Es wäre zu begrüßen gewesen, wenn F. am Schluß dieses 9. Kapitels nach den Worten '... the Noble Savage, deprived of his philosophical significance, becomes a mere outworn fad, and gradually gives place to other aspects of the romantic spirit. He is as immortal as the phoenix, but he dies one of his many deaths in the neighborhood of 1820' (S. 364) darauf hingewiesen hätte, daß im 19. Jahrhundert der 'edle Bauer' und der 'edle Proletarier' die Nachkommen des edlen Wilden werden, wie ich in meinem oben erwähnten Buche S. 263 ff. ausgeführt habe. Ansätze zur Verherrlichung beider sind schon früher, wie F. im 10. Kapitel ('The Child of Nature and the Noble Savage') zeigt, zu finden. Aber erst bei Béranger, Tolstoi und Zola erscheinen Bauern und Proletarier, ähnlich wie der edle Wilde im 18. Jahrhundert, als die Verkörperung aller Hoffnungen und Illusionen, die eine rauhe Wirklichkeit immer wieder zerstört. — Sehr einleuchtend deckt F. im 12. Kapitel ('The Noble Savage and the Religion of Nature') die fruchtbaren Anregungen auf, die für das romantische Denken von dem Edlen-Wilden-Mythus ausgingen und die diesem Denken anhaftende Unreife, ja Kindlichkeit. Eine merkwürdige Mischung, die vielleicht am besten durch die Worte F.s gekennzeichnet werden: 'The boy who hurried home from skating beneath the watchful eyes of the mountains never quite grew up, although he learned to clothe his feelings in the pantheistic rapture of "Tintern Abbey"' (S. 425). — Dadurch, daß in dem anregenden letzten Kapitel ('Natural Man and Natural Poetry') der Nachdruck fast ausschließlich auf die für die Form und den Geist der englischen Lyrik höchst fruchtbaren, vom Wildenmythus ausgehenden Einflüsse liegt, schließt das Werk mit einer positiven Note und erinnert uns wieder nachdrücklich an die gewaltige Bedeutung, die das Erlebnis der Berührung mit dem 'primitiven' Leben und Empfinden für die englische — und wir können hinzufügen, für die gesamte europäische — Kultur gehabt hat. Die wortreiche 'Conclusion' bestärkt nur diesen Eindruck. — Zum Schluß noch zwei Bemerkungen. Dem Leser dieses Buches muß auffallen, wie wenig in der englischen Literatur, im Gegensatz zur französischen und deutschen, der Mythus vom edlen Wilden zur Verbreitung des Toleranzgedankens ausgebeutet worden ist. Man halte einmal die kühlen Ausführungen über Wilde in der 'Letter concerning Toleration' und in 'Of Human Understanding' neben Voltaires 'Les Scythes', Marmontels 'Les Incas' oder Goethes 'Iphigenie' und Herders 'Ideen', um sich des Abstandes zwischen Hauptvertretern des Toleranzgedankens diesseits und jenseits des Kanals in ihrer Stellungnahme dem Wildenmythus gegenüber zu vergegenwärtigen. Zweitens aber fällt bei der Lektüre des F.schen Werkes die geringe Rolle auf, die der Weltschmerz — diesmal im Gegensatz zur französischen und besonders zur amerikanischen Literatur — in England in Verbindung mit dem Wildenmythus gespielt hat. Die englische Literatur hat anscheinend nichts, das sich in dieser Beziehung mit Chateaubriands 'Les Natchez', mit Coopers Lederstrumpf-Pentalogie (vor allem mit der 'Prairie'), mit Long-

fellows 'Hiawatha' oder sogar mit Washington Irving's 'Traits of Indian Character' vergleichen ließe. — So hat uns denn F. ein außerordentlich anregendes und wertvolles Werk beschert. Trotz gelegentlicher Weitschweifigkeit und einiger nicht unbedeutender Auslassungen gehört es bei weitem zum Besten, das bisher über den Primitivismus in der Dichtung erschienen ist, und wir müssen dem Verfasser aufrichtigen Dank dafür wissen.

München.

Camillo von Klenze.

- I. Handbuch der Englandkunde, Band I von M. Deutschbein, B. Fehr, W. Halbfäß, F. Knapp, R. Müller-Freienfels, H. Niewöhner, Fr. W. von Rauchhaupt, L. Rieß, E. Vowinkel; Band II von K. Arns, Ph. Aronstein, G. Becking, K. Bornhausen, K. Friebe, H. Levy, L. Mackensen, W. Scheidt, E. Wahle. (Handbücher der Auslandskunde, hg. von P. Hartig und W. Schellberg, Bd. I, II.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928, 1929. 348 u. 370 S.
- II. Karl Brunner, Großbritannien. (Die Handbibliothek des Philologen, ed. Engwer.) Bielefeld, Leipzig, Velhagen & Klasing, 1929. 214 S.
- III. Paul Hartig und Adolph Krüper, England and the English. 1927. 257 S.
- IV. E. Bode und D. A. Paul, England and America. Their Character and Culture. Ein Kulturlesebuch für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Kurzausgabe von 'Seeds and Fruits'. Frankfurt, Diesterweg, 1929. 239 S.
- V. Wilhelm Effenberger, English Politics from 1902 to 1919 (Extracts from the Times). Diesterwegs Schulausgaben 1928.

Die Zahl der Handbücher, in denen dem Lehrer der höheren Schule ein anschauliches Bild des heutigen England vermittelt werden soll, und der Textsammlungen zu gleichem Zwecke für die Schüler unserer höheren Lehranstalten mehrt sich in erfreulicher Weise.

I. Weite Ziele steckt sich das Handbuch der Englandkunde, herausgegeben von Hartig und Schellberg.

Es will im Sinne der modernen kulturkundlichen Ideale eine Gesamtdarstellung des englischen Lebens bringen. Nebeneinander werden behandelt Geographie (Halbfäß), Ethnographie, Prähistorie (Scheidt, Wahle), Wirtschaft (Levy), Gesellschaftsleben (Rieß), Staat (Niewöhner), Musik (Becking), Literatur (Arns, Aronstein, Fehr, Vowinkel), Erziehungswesen (Friebe), Volkskunde (Mackensen), Religion (Bornhausen), Recht (von Rauchhaupt), Philosophie (Müller-Freienfels), Kunst (Knapp). Ein Buch mit so umfassendem Inhalt ist unter allen Umständen eine erhebliche Bereicherung unseres Wissens, und niemand wird es ohne Nutzen lesen. Daß wichtige Gebiete wie der Sport ganz fehlen, daß für die sprachlichen Dinge so wenig Raum geblieben ist, daß die Darlegungen Deutschbeins eigentlich nur dem verständlich werden können, der des Verfassers andere Werke kennt, das gehört nun einmal zu den schwer zu vermeidenden Mängeln aller Sammelwerke. Nicht alle Beiträge stehen auf gleicher Höhe. Einige bieten nur kurze Zusammenfassungen von Dingen, die auch anderweitig zu finden sind. Dafür sind andere zunächst einmal wertvoll durch die Fülle von Tatsachen, die hier in bequemer Zusammenstellung geboten werden. Der Aufsatz von Mackensen über Volkskunde macht auf die starken keltischen Einschläge in Sitte und Brauch aufmerksam. Die Schlaraffiaden und

Lügenmärchen, die Geschichten von Helden voll übermenschlicher Riesenkraft wie Jack the Giantkiller, die Vorliebe für den Kehrreim, die Feen- und Elfengeschichten sollen keltisches Erbgut sein, sogar der weltabgewandte Typus der Religiosität, der später im Puritanismus auftritt — Behauptungen, die freilich wohl eine eingehende Nachprüfung verdienen. Vom Standpunkte des kulturkundlichen Gesamtprogramms aus sind natürlich besonders wertvoll allerhand Tatsachen, in denen deutliche Eigenheiten speziell englischer Kultur sich in überraschenden Einzelheiten auf entlegenem Gebiete spiegeln oder sehr deutlich eine Divergenz auftaucht. Der Kunsthistoriker Knapp findet z. B., daß der romanische und der gotische Stil in höchst charakteristischer Weise in England national verändert werden. Wuchtige Größe und Kraft tritt an Stelle alles Feingliedrigen, der breite Rhythmus verdrängt den Höhenakzent; die wirklich große Raumgestaltung fehlt, da der Trieb zur Entwicklung in die Höhe sich nicht ausbildete, also mehr Massivität als Feinheit im Gegensatz zu kontinentaler Entwicklung. Die reine Plastik kommt nicht zur Entwicklung, wohl aber ein linear stilisierender Trieb (Fächergewölbe, Perpendikularstil), den der Verfasser mit der Dekorationsfreude der altirischen Buchillustration in Verbindung bringt. [Also der Trieb zur Feinheit fehlt keineswegs ganz, äußert sich aber auf einem anderen Kulturgebiete!] In der Malerei betont Knapp, daß die Kunst lange akademisch und hofmännisch blieb, daß aber im 19. Jahrhundert die Freude an der Landschaft von England ausgeht und hier wirklich im Volke wurzelt, daß England mit Constable das Heimatland des modernen Naturalismus und Impressionismus geworden ist (S. 170). Bedeutsam ist hier die Feststellung, daß das ganze 18. Jahrhundert über die Kunst eben nicht Ausdruck des Volkscharakters ist, daß dieser sich erst später durchsetzt, daß also vorschnelle Verallgemeinerungen nicht am Platze sind.

In dem sehr lesenswerten Kapitel über die englische Musik von Becking überrascht eine Feststellung über den Kanon und die englische Polyphonie überhaupt: 'Nicht die Freude daran, eine Anzahl individuell möglichst verschiedener Stimmen nebeneinander zum Ganzen zu ordnen (ist für englische Musik charakteristisch), sondern das Bestreben, im Grunde gleiche Individuen doch unabhängig voneinander zusammenwirken zu lassen' (II, 216), also aus der Musikgeschichte eine überraschende Parallele zu dem, was ich England, 5. Auflage, I, 184 über den Typenindividualismus des englischen Volkscharakters gesagt habe. Solche Darstellungen seien der eingehenden Kritik des kunsthistorischen Fachmannes empfohlen; für den Philologen werden sie mindestens wertvolle Arbeitshypothesen sein.

Voll gelungen scheint mir ferner die Darstellung der englischen Philosophie durch Müller-Freienfels. Obgleich auch hier der Laie etwas zurückhaltend urteilen muß, so kann es schwerlich ein Zufall sein, daß die Hauptgedankengänge des mittelalterlichen Nominalismus, den der Verfasser Konkrektismus zu nennen vorschlägt, mit überraschender Zähigkeit vom Mittelalter bis zum modernen Pragmatismus die englische Philosophie beherrschen. Ein typischer, immer wieder auftauchender Zug ist ferner eine hedonistische, utilitaristische Auffassung der Ethik; bemerkenswert ist drittens, daß die große Synthese erheblich seltener ist als die Freude, konkrete Einzelheiten zu studieren. Hier scheinen wirklich Eigenheiten des englischen Volkscharakters in der Philosophie zum Ausdruck zu kommen. Aber sehr richtig macht der Verfasser auch darauf aufmerksam, daß neben dieser, die englische Kultur wirklich beherrschenden Philosophie eine volksfremde Philosophie der Universität einhergeht, die sich im Platonismus des 17. Jahrhunderts und im Interesse für Hegel in neuerer Zeit zeigt, und daß hier sich eigentlich überall Auffassungen offenbaren, die dem eigentlichen Drange des Volkscharakters diametral entgegengesetzt sind.

Hier zeigt sich die ganze Gefahr dieser kulturkundlichen Richtung mit voller Deutlichkeit; die Kultur eines Volkes läßt sich eben nur zu einem Teil aus einer gewissen nationalen Eigenart erklären. Es wirken daneben zweitens Zeitsignaturen internationaler Art und drittens höchst individuelle Signaturen, die sich aus dem Fortwirken der Eigenart großer Individuen erklären. Shakespeare allein aus englischem Volkscharakter heraus deuten zu wollen ist unmöglich, die Zeitsignatur der Renaissance ist doch wohl stärker als die nationale und die individuelle Signatur. Bei Byron oder Keats, Oscar Wilde kann man sogar von direkter Gegensätzlichkeit sprechen. Literaturgeschichte nach kulturkundlichen Gesichtspunkten allein zu schreiben, ist schlechterdings unmöglich; will man sie überhaupt in den Vordergrund rücken, so erfordert dies einen Raum, der in einem Handbuch nicht so leicht zur Verfügung gestellt werden kann. Einigermmaßen fertig geworden sind mit diesen Schwierigkeiten eigentlich nur die überaus gedrängte, gedankenreiche Darstellung der Lyrik von Fehr und die Darstellung des Romans von Vowinkel, wenngleich die starke stoffliche Zusammenfassung des letzteren schon hart an die Grenze dessen geht, was noch lesbar ist. Vowinkel bemüht sich sehr ernstlich, die modernste Literatur in große Gedankengänge zu fassen, allerhand verschiedene Auswirkungen von Spieltrieb, Rationalismus und Glaube in ihr zu entdecken. Fehr betont die Vorliebe der englischen Lyrik für alles Realistische, weist hin auf die ungeheure Vielheit der in der Lyrik behandelten Objekte; zur vollen Auswirkung des Widerspiels nationaler und anderer Gesichtspunkte konnte es keiner der Autoren auf dem knappen Raum bringen; Aronstein verzichtet in seiner Darstellung der englischen Dramatik nahezu ganz darauf.

Es ist mir leider unmöglich, alle Beiträge im einzelnen auch nur aufzuführen. Die meisten sind, soweit ich sie beurteilen kann, wertvoll und zuverlässig. Eine starke Revision verlangt dagegen der Beitrag von Newöhner über die englische Verwaltung: Das heutige Nordirland ist nicht von England ganz geschieden, sondern hat zwar einen eigenen Landtag, sendet aber seine Abgeordneten weiter zum Londoner Parlament (I, 288). Die Armenpflegeverbände der Guardians of the Poor werden nicht von den Grafschaftsräten eingesetzt (S. 321), sondern von einer autonomen Behörde; diese Organisation hat mit der Einteilung des Landes in Grafschaften nichts zu tun; daß sie nunmehr aussterben soll und ihre Tätigkeit von den Grafschaftsräten übernommen wird, war bei Abfassung des Buches noch nicht vorauszusehen. Nicht ganz richtig ist die Feststellung, daß die Gewerkschaften im Kriege ihr Streikrecht opferten; sie wollten es zwar tun, aber trotz ihres guten Willens waren die Jahre 1916 und 1917 von sehr ernsthaften Streiks erfüllt (S. 318). Das unter Lloyd George riesenhaft angewachsene Kabinettssekretariat (S. 323) ist neuerdings wieder sehr stark vermindert worden. Zu korrigieren sind auch die Angaben Mackensens (II, 34) über das Common Prayer Book, das angeblich auch von den Dissenters gebraucht wird (das kann nur sehr ausnahmsweise der Fall sein) und von der katholischen Universität, die nach Bornhausen (II, 270) angeblich in London besteht.

Und bei einer neuen Auflage müßte das Buch sehr energisch von Druckfehlern gesäubert werden. Recht unerfreulich ist in dieser Darstellung (vor allem in dem Artikel von Knapp, I, 131 ff.), die doch als Nachschlagewerk gedacht ist, die Nachlässigkeit, mit der die englischen Namen immer wieder falsch geschrieben werden; die Liste ist zu umfangreich, als daß ich sie hier hätte aufführen können. Auch ein Sachregister wäre zu wünschen. Alles in allem ist das Buch ein wertvoller Beitrag zu unserer Kenntnis des Gegenstandes.

II. Keineswegs auf der Höhe steht das Werk von Brunner. Es ist ungeheuer tatsachenreich, jedoch werden die Tatsachen fast immer ohne jeden

Deutungsversuch gegeben; die historische Darstellung ist auf ein Minimum beschränkt. Brunner behandelt die geographischen Grundlagen, Staatsverfassung, Verwaltung, Kirche und Schule. Aber wie kann man von der englischen Kirche sprechen, ohne die Reformation, die methodistische Bewegung, die Oxforder Bewegung, wenn auch noch so knapp, historisch darzustellen; wenn das Buch nicht einmal Platz hat für die Darstellung der Unterschiede von High Church und Low Church, so kann eine verständliche Darstellung nicht herauskommen. Andererseits ist es überladen mit Ballast. Was hat es für einen Zweck, die Einfuhr- und Ausfuhrstatistik von fast allen Ländern der Welt zu bringen, die sich ja in jedem Whitaker nachschlagen lassen, wenn das Buch keinerlei Schlüsse aus dem vorhandenen Tatsachenmaterial zieht? Was für einen Zweck hat es, die Bevölkerungsdichte nahezu aller Grafschaften genau anzugeben, wenn aus dem breit vorgetragenen Material nichts folgt? Ist es wirklich erheblich, bei den Rechten des Königs zu erfahren (S. 74), auf welche Weise eine Prinzessin von 25 oder mehr Jahren sich auch wider den Willen des Königs das Recht auf Heirat nach eigenem Willen erzwingen kann? Sollte dieser interessante Fall jemals konkret werden, so ist es sehr zweifelhaft, ob das von Brunner dafür aus irgendeinem juristischen Buche herausgehobene Verfahren wirklich angewandt wird oder irgendein anderer Weg; in solchem Falle würden die Stimmung der öffentlichen Meinung und die politische Lage wahrscheinlich sehr viel wichtiger sein als irgendwelche juristische Theorien. Im allgemeinen folgt das Buch den üblichen Darstellungen; es geht darüber hinaus, indem es in dankenswerter Weise auch die abweichenden Verhältnisse Schottlands in Verwaltung, Gerichtssystem und Schule eingehend darstellt. Im einzelnen ist es leider nicht immer zuverlässig. Nicht nur ist auch hier die Zahl der ungenau gegebenen englischen Namen unverzeihlich groß, sondern im einzelnen findet sich auch manches, was längst überholt oder einfach unrichtig ist. Die Beschlüsse der Reichskonferenz von 1926 haben das Vetorecht des Gouverneurs praktisch abgeschafft (zu S. 69), haben den Kolonien das Recht, selbständig Verträge zu unterzeichnen, gegeben, und Kanada hat im Halibut-Treaty davon bereits längst Gebrauch gemacht (zu S. 71). Die Prüfung für den Indian Civil Service findet nunmehr auch in Indien statt, und die höhere Beamtschaft in Indien rekrutiert sich in keiner Weise nur aus Engländern (zu S. 72). Die englische Miliz besteht nicht mehr, die special reserve ist abgeschafft (S. 144). Die englische Altersversorgung ist seit 1925 entscheidend geändert worden; es gibt nicht nur Alterspensionen, sondern auch eine Altersversorgung und Witwen- und Waisenversorgung ähnlich wie in Deutschland mit Beiträgen; in den Kolonien (S. 67) heißen die beiden Häuser des Parlaments nicht allgemein Senate und House of Representatives, sondern auch andere Namen sind üblich (Legislative Council, House of Commons, Assembly). Gladstones Home Rule Bill wurde nicht 1888, sondern 1886 eingebracht (S. 98). Das grundlegende Armengesetz datiert nicht von 1832, sondern von 1834 (S. 120). Die Verwaltung der nördlichen Universitäten (S. 189) liegt nicht nur in der Hand der akademischen Lehrer, sondern an der entscheidenden Stelle im Council (ganz abgesehen vom Court) sind die Geschäftsleute sehr stark vertreten, die Erhebung zur Peerage bedeutet im parlamentarischen Leben für einen aktiven Politiker nicht eine Erhöhung seines Einflusses, sondern im Gegenteil ehrenvolles Ausscheiden, da der Einfluß des Oberhauses sehr stark zurückgegangen ist. Die industrielle Entwicklung Irlands (S. 30) stammt nicht aus dem 18. Jahrhundert, sondern schon im Mittelalter gab es eine irische Tuchindustrie, und bei der Darstellung der Gegenwart ist eine der wichtigsten Industrien, die Schiffsbauindustrie von Belfast, einfach vergessen. Alles in allem braucht das Buch eine äußerst gründliche Revision, um seinen Zweck zu erfüllen.

III Krüper und Hartig geben in ihrem Lesebuch Stücke verschiedenen Inhalts, geordnet unter dem Gesichtspunkt *The English Country* (Geographisch), *The English Races*, *Leading Personalities and Main Currents of History*, *Sensualism and Empirism*, *Political Activism*, *Individualism*, *Common Sense*, *Love of Nature*, *Metaphysical Belief*, *Humorous Satire*, *Humanitarian Utilitarianism*. Schon diese Überschriften zeigen, daß die Auswahl wohl überlegt ist. Alle Stücke stammen von namhaften Verfassern, sie geben eine klare Übersicht auch über verschiedene historische Perioden, einschließlich älterer Einflüsse (Normannenzeit, Wikinger); auch Königin Elisabeth, Cromwell und das 18. Jahrhundert kommen zu ihrem Rechte; einzelne Stücke sind vorzüglich ausgewählt, so z. B. Stevensons amüsante Darstellung von der Unkenntnis des gewöhnlichen Engländers mit Bezug auf Schottland. Nicht genügend ist das Kirchentum vertreten; die fundamentalen Begriffe High Church, Low Church und Broad Church werden ebensowenig klar wie das schottische und methodistische Element. An Einzelheiten notiere ich: Zu Seite 50, 13: Der Ausdruck 'die protestantische Garnison in Irland' hat nichts mit Militär zu tun, sondern bezieht sich auf das englische Element von Adligen und Bauern, das England oft bildlich als seine Garnison von Irland bezeichnete; auf Seite 145, 11 ist die Insel, die sich über 9 Längengrade und 7 Breitengrade erstreckt, natürlich England und nicht Südafrika. Im großen und ganzen kann man das Buch als eine geschickte, wenn auch sicher nicht voll umfassende, Zusammenstellung wichtiger Seiten des englischen Volkstums empfehlen.

IV. Das Buch von Bode und Paul ist eine völlige Neubearbeitung des in dieser Zeitschrift früher (CLII 129) besprochenen Buches: *Seeds and Fruits*. Von dem Material der ersten Auflage ist nur ein geringfügiger Rest stehengeblieben. Nahezu alles Gebotene ist neu, und zwar ist die Neuauflage in jeder Beziehung der alten überlegen. Weggefallen ist alles dürre Zahlenmaterial, alle Urteile, die kleinen Handbüchern entnommen waren, alles hat jetzt literarischen Wert und Niveau. In der Einleitung wird noch einmal betont, daß umfassende literarische Lektüre unbedingt neben diesem Kulturlesebuch getrieben werden muß. In seiner jetzigen Form ist das Buch eine durchaus brauchbare Lektüre geworden.

V. Unter den Einzelschriften, die als Schullektüre kleine Ausschnitte aus der englischen neuesten Geschichte verwerten, ist als sehr brauchbares Hilfsmittel zu erwähnen die Zusammenstellung von Artikeln aus der Times von 1902 bis 1919 von Effenberger. Die Zeitungsstimmen sind mit kritischer Umsicht ausgewählt und zeigen deutlich die allmähliche Verschärfung der Stimmung in den kritischen Jahren und den scharfen, vor keiner Übertreibung und Entstellung zurückschreckenden Kriegswillen der Kriegszeit. Die Sammlung ist ein auch über den Krieg hinaus wertvolles Dokument zur Geschichte der englischen Presse und bietet sehr brauchbares Material zur Schullektüre.

Berlin.

W. Dibelius.

Roger Bacon, *The opus majus: a translation by R. Belle Burke*. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1928. Vol. I: XIV, 418 S.; vol. II: 419—840 S.

The cipher of Roger Bacon by W. R. Newbold, ed. with forward and notes by R. G. Kent. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1928. XXXII, 221 S.

Das Latein Roger Bacons zu lesen ist ein mäßiger Genuß; gern greift man daher zu den zwei stattlichen Bänden, in denen ihn der Lateinprofessor und College-Dean von Philadelphia in bequemes Englisch gewandelt hat. Das

Vorwort ist ganz knapp, das Inhaltsverzeichnis beschränkt sich bei jedem Bande auf den Bruchteil einer Seite, aber das Register ist reichlich und umfaßt nicht bloß Namen, sondern auch Gegenstände; da kann man sich praktisch orientieren.

Wer im 'Opus majus', dem Hauptwerk des gelehrten und nachher eingesperrten Franziskanergenies von Oxford (geschr. 1268) einen Ausbruch von 'bitterness of a disappointed and despairing man' erwartet (Kent, S. 13), ist auf den ersten Blick enttäuscht, daß überall die Kirchenlehre als die maßgebende und die Wissenschaft nur als deren Ergänzung hingestellt wird. Bacon wandte sich eben hilfessuchend an Papst Clemens IV., um durch ihn eine Hebung des abendländischen Geisteslebens zu erreichen. Die Zweifel sind vorsichtig abgebogen, die Kritik muß man zwischen den Zeilen lesen. Ungeteilt und machtvoll war noch die Kirche, aber schon mißtrauisch. Die Familie Bacons hatte im Kampfe für Heinrich III. ihren Reichtum eingebüßt; Hilfe und Sicherheit suchte der Forscher bei den geistlichen Organisationen; aber schon neun Jahre nach dem Tode von Clemens IV. erließ der Bischof von Paris eine schneidige Verurteilung der Astrologie-, Magie- und Averoeresstudien an seiner Universität, und noch in demselben Jahre 1277 wurde Bacon durch seinen Ordensgeneral Jerome de Ascoli ins Gefängnis gesteckt und seine Lehre als 'gefährlich' verurteilt (Kent, S. 17). Aus den Folgen haben wir zu schließen, wie die geistlichen Behörden das Opus Bacons lasen.

Wer nun ketzerische Ausfälle mit Absicht sucht, kann in Bacons sieben Kapiteln immerhin einiges Anstößige finden. Merkwürdigerweise liegt es zunächst mehr auf philologischem als auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Die lateinische Bibelübersetzung sei mangelhaft; Dominikaner und Franziskaner seien wetteifernd um die verderbten Stellen bemüht; die Theologen sollten mehr Sprachen studieren, nicht bloß Latein, sondern auch Griechisch und Hebräisch und namentlich die arabischen Aristoteles-Übertragungen lesen. Hiermit erfolgt dann der Übergang zur Hauptsache. Bacon hat eine Weltkenntnis aufgebaut, die mit Atomen, Experimenten, Mathematik arbeitet und von der Offenbarung völlig absieht. Er verfügt über ein heidnisches System des Wissens und betont, besonders wo er auf seine Lieblingsthemen, auf Strahlen, Linsen, Explosiva u. dgl. zu reden kommt, auch dessen Macht. Das war gegenüber den dogmatischen Kreisen eine Kriegserklärung, nicht mit Worten, aber mit einem breiten Masseneinbruch. Vorsicht, ja Unterwürfigkeit in Redensarten fiel dagegen nicht ins Gewicht. Er war ein auf die Vernunft gestellter Forschungsmensch und erklärte die Unlust, zu lernen, für das größte Übel. Wie viele Autoritätsmenschen mußten sich da beleidigt fühlen!

Über seine Lehrer spricht Bacon mit größter Offenheit. Voran stellt er Aristoteles, vermittelt durch Avicenna und Averroës; nur durch 'dense ignorance' (I 22) seien deren Bücher in Paris angefeindet und dann sogar verboten worden. Er kennt und schätzt Platos 'Phaedo', weil dieser Dialog ein Preis der freien Seele war, scheint aber sonst über die Naturphilosophie des Altertums fast nur durch Cicero, in zweiter Linie durch Seneca und Boethius unterrichtet. Von Zeitgenossen steht ihm am höchsten der Lincolner Bischof Robert Grosseteste, der 'alone knew the sciences' (I 76). Nicht immer reicht das Urteil Bacons über das seiner Umwelt hinaus; ernsthaft glaubt er z. B. an die Gleichzeitigkeit von Moses und Prometheus (I 88). In ästhetischen Dingen ist er mit dem ganzen Mittelalter der Ansicht, der Dichter wolle die Laster angreifen und die Tugenden verklären, 'so as to attract men to a love of good and hatred of sin' (I 80). Er war ein für seine Zeit ausgezeichnete Fachgelehrter nach außen, im Inneren aber doch weit mehr.

Hat er in der englischen Volksliteratur des 13./14. Jh.s eine Spur hinterlassen? Man denkt unwillkürlich an das 'Fragment on popular science', das zuerst Wright in 'Popular treatises' 1841 veröffentlichte und dann Mätzner Sp. Pr. I 136 ff. bequem erreichbar nachdruckte. Dies Fragment hat mit Bacons 'Opus majus' ohne Zweifel eine Reihe Probleme gemeinsam: Sternenhöhe, Pla-

neteneinfluß, Wetterkunde. Aber die Ähnlichkeit dürfte lediglich auf paralleler Benutzung des Ptolemäus beruhen; alles für Bacon Charakteristische ist beim Fragment nicht vorhanden. Scholastik und Volksdichtung blieben tief getrennt.

Ein eigenartiges Dokument ist im Begleitbande von Newbold und Kent aus Tageslicht gefördert worden. Der Neuyorker Bibliophile Woynich entdeckte 1892 'in einem alten Schloß Südeuropas' einen Kodex aus dem Ende des 13. Jhs (S. 30), der durch eine seltsame Geheimschrift und durch kunstreiche naturwissenschaftliche Zeichnungen auffiel. Ein am Vorderdeckel angefügter (attached: S. 31) Brief vom gelehrten Jesuiten Marcus Marci '1665 oder 1666', damals Rektor der Universität Prag, an den Mitjesuiten Athanasius Kircher, den Begründer des Museum Kircherianum in Rom, teilt mit, der Kodex habe dem Kaiser Rudolf gehört, der 600 Dukaten dafür gab: 'He believed the author was Roger Bacon, the Englishman' (S. 32). Das erregte die Aufmerksamkeit von W. R. Newbold, der als 'Professor of intellectual and moral philosophy' an der Universität Philadelphia lehrte, in Syrisch, christlicher Archäologie u. dgl. sehr bewandert war und eine jahrelange Arbeit der Liebe an die Entzifferung setzte, bis er 1926 plötzlich starb. Ganz vermochte er die Schrift nicht zu enträtseln, aber doch so weit, daß er einige aufsehenerregende Vorträge darüber hielt; an einer Stelle glaubte er auch ein Bekenntnis Roger Bacons als Autor zu entdecken. Laut Newbolds Entzifferungen schrieb Bacon dies Dokument nach vergeblicher Überreichung des 'Opus majus' an Papst Clemens IV. und nach seiner Gefangensetzung für einen Freund und Helfer namens John, weil 'he felt himself buried alive, and the fruits of his labors seemed destined to be finally buried with him in the Priory Church at Oxford' (S. 27). Obwohl der Text noch nicht ganz feststehe, ergebe sich schon jetzt, besonders aus den Zeichnungen, daß Bacon ein Teleskop und ein Mikroskop erfunden und hiermit sowohl anatomische als astronomische Dinge gesehen hatte, die niemand vor ihm kannte. 'He is here trying to weave them into, and interpret them by, a preconceived system of ideas drawn in the main from the Platonic tradition' (S. 28). Newbolds Arbeit wurde posthum herausgegeben von R. G. Kent, dem Sprachvergleichler an der Universität Philadelphia. In zusammenhängendem Text — ne. übersetzt — ist daraus allerdings nur mitgeteilt ein Bericht über einen Streit zwischen Rittern und Geistlichen zu Oxford 1273 (S. 183 ff.).

Wer wird auf Grund eines solchen Materials so leicht ein Echtheitsurteil wagen? Das nächste Wort haben jetzt offenbar die Fachkenner mittelalterlicher Chiffrierung, sobald sie das Woynich-Ms. selber eingesehen haben werden. Bis dahin möchte ich nur die Möglichkeit andeuten, daß eine solche Nachlaßschrift von Bacon zur Entstehung des Volksbuches vom Friar Bacon (repr. Thoms) beigetragen haben kann, das den Dramatiker Greene veranlaßte, ihn als Erfinder des Fernrohrs zum Helden eines bekannten Lustspiels der Marlowe-Zeit zu machen. Jedenfalls hat sich die Universität Philadelphia durch die vorliegenden drei Bände bereits ein großes Verdienst um das Studium Roger Bacon erworben.

Berlin.

A. Brandl.

J. L. Hotson, Colfox versus Chauntecleer. Publ. Mod. Lang. Ass. Am. XXXIX, 762—781.

Die Ansicht, die ich vor einiger Zeit an anderem Orte¹ über die Beteiligung Nordamerikas an der Chaucerforschung aussprach, nämlich, daß quantitativ seine Beiträge hierzu die aller anderen Länder übertreffen, daß qualitativ aber deren Wert nicht immer der Sorgfalt, mit der sie unfehlbar durchgeführt werden, entspricht, wird in dem vorliegenden Bande vollauf bestätigt, der außer dem angeführten noch 7 andere Aufsätze über denselben

¹ S. Angl. N. F. XXVII, S. 194 f.

Dichter und seine Werke enthält¹. Sie alle lassen mehr oder weniger das Streben erkennen, eine Untersuchung bis zu den äußersten erreichbaren Grenzen zu verfolgen, wozu die Hochschulen der Vereinigten Staaten besonders durch den Erwerb eines reichlichen bibliographischen Materials wie durch ergiebige Unterstützung zu wissenschaftlichen Studien im Auslande beitragen zu können in der glücklichen Lage sind. Andererseits verhält sich aber auch, namentlich in dem in Rede stehenden Artikel, die Neigung amerikanischer Gelehrter, auf die ich wiederholt hingewiesen habe², auf unsicheren Prämissen weitgehende Schlüsse aufzubauen.

Doch nun zum Inhalt des in Rede stehenden Aufsatzes, zu dessen Erörterung mich der verehrte Herausgeber dieser Ztschr. freundlichst eingeladen hat. Es handelt sich hierin um die bekannte Erzählung des Nonnenpriesters in den C. T., die in den Hauptzügen auf dem Roman de Renart beruht, die aber von Chaucer eigenartig im Stile des komischen Heldenepos ausgestaltet ist. Wir sehen darin, wie ein Fuchs, *daun Russell*, durch Schmeicheleien einen Hahn betört und ihn fortschleppt, wie aber der Hahn nachher seinen Feind überlistet, indem er ihn zum Sprechen veranlaßt, und als dieser das Maul dazu öffnet, davonfliegt. Ohne bei des Dichters köstlicher Beschreibung der Nebenpersonen, der Witwe nebst ihrer Wirtschaft, welcher besagter Hahn angehörte, der Dame Pertelote, seiner Lieblingsgattin, und den humorvollen Gesprächen der Eheleute über die Bedeutung von Träumen usw. zu verweilen, wende ich mich gleich zu der Stelle der Erzählung, von der der Verf. bei seinen Untersuchungen ausgeht. V. 15 999 (B 4405) bezeichnet Ch. den Fuchs als *Colfox*, nachdem er ihn vorher V. 15 686 ff. (B 4094 ff.) wie folgt beschrieben hat:

a beest,

Was lyk an hound...

His colour was betwixe yelow and reed,

And tipped was his tayl and bothe hise eeris

With blak, vnlyk the remenaunt of hise heeris usw.,

d. h. er gehörte zu einer Abart, die wir Brandfuchs oder Kohlfuchs nennen. Da dieser Ausdruck aber als Bezeichnung eines Tieres nur an jener Stelle belegt ist, dagegen öfters als Personennamen erscheint, kommt Hotsen auf den Gedanken, daß es damit eine besondere Bewandnis haben müsse. Er

¹ I. R. K. Root und H. N. Russell, A Planetary Date of Chaucer's Troilus, S. 48—63, wozu ich Engl. St. 64, S. 86 ff. Stellung genommen habe. II. C. K. Maxfield, Chaucer and Religious Reform, ebd. 64—74 (Ch. weder Wycliffit noch Lollard). II. Grace W. Landrum, Chaucer's Use of the Vulgate, ebd. 75—100. (Obgleich seine biblischen Zitate meist zweiter Hand sind, zeigen einige eigene Kenntnis der Hl. Schrift.) IV. E. Kuhl, Chaucer and Aldgate, ebd. 101—122, von mir Engl. St. 59, S. 105 f. besprochen. V. W. Farnham, England's Discovery of the Decameron, ebd. 123—139. (Bekanntschaft mit diesem Werk daselbst nicht vor dem 16. Jh. nachweisbar, daher auch nicht von Ch. benutzt, woran ich stets gezweifelt habe; s. Engl. l. c. S. 222.) — XXIII. W. W. Greg, The Early Printed Editions of the Canterbury Tales, ebd. S. 737—761. (Außer den von Zupitza und mir bei der Untersuchung des Hss.-Verhältnisses in der Pard. T. verglichenen ersten beiden Drucke Caxtons und dem Thynnes von 1532 werden auch die beiden Drucke Pynsons und der de Wordes für V. 1—116 der Kn. T. herangezogen; Ergebnis: nur Caxton 1 hat selbständigen handschriftlichen Wert; die Verbesserungen der folgenden Drucke lassen sich nicht auf Einfluß bestimmter Mss. zurückzuführen [?]). XXIV. s. o. XXV. F. S. Damon, Chaucer and Alchemy, 782—88 (Ch. verwirft nur die angebliche Goldmacherkunst).

² S. besonders meine Bemerkungen Engl. l. c. S. 212 f., 215 f., 218 f., 224 f., 231; ferner Literaturblatt XLVIII, Sp. 263 ff.

findet nun, nach Durchstöberung alter Dokumente und Chroniken, daß ein Nicholas (Johan) Colfox, ein 'Esquier' im Dienste Mowbrays, des Herzogs von Norfolk, auf dessen Anstiften nebst anderen an der heimlichen Ermordung des Herzogs von Gloucester, des verfeimten Oheims König Richards, in Calais i. J. 1397 beteiligt war, und schließt daraus, daß jenes Wort eine Anspielung auf diese fragwürdige Persönlichkeit sein soll. Diese Untat kam jedoch erst nach der Thronbesteigung Heinrichs IV (30. Sept. 1399) an die Öffentlichkeit, worauf die Mitschuldigen, sobald man ihrer habhaft werden konnte, grausam hingerichtet wurden. Colfox dagegen, der sich wohl in Sicherheit gebracht hatte, erlitt nur die Konfiskation seiner Güter, erlangte aber später (1404, also nach dem Tode des Dichters) Begnadigung auf sein demütiges Gesuch.

Die Richtigkeit dieser Beziehung sucht Hotson durch verschiedene Argumente zu stützen. Zunächst hebt er hervor, daß die Mörder Gloucesters wegen (Hoch-)Verrats bestraft wurden, und verweist auf eine Stelle dieser Erzählung (V. 16 011 ff., B 4421 ff.), an der Ch. seinen Brandfuchs mit allbekannten Verrätern (Judas, Ganelon, Sinon) vergleicht, während er an einer anderen (V. 15 834 ff., B 4240 ff.) seinen Abscheu vor einer Mordtat ausdrückt, die eines Tages sicher ans Licht kommen müsse, usw. Dann geht der Verf. einer Vermutung weiter nach, daß diese Dichtung neben ihrer eigentlichen Bedeutung, ähnlich wie Drydens Bearbeitung derselben Fabel¹, einen besonderen politischen Hintergrund habe, zu dem jener unbedeutende Esquire nur die Unterlage bilde. Er sieht ein, daß die grauenvolle Mordtat an einem Mitglied der königlichen Familie keinen Anlaß zu einem komischen Heldengedicht gegeben haben könne, und sucht daher nach einem anderen Motiv aus der Zeitgeschichte. Er findet dieses in dem Zweikampf zwischen Heinrich von Hereford und Derby und jenem Mowbray, der im letzten Augenblick vom König abgebrochen wurde und mit der Verbannung der beiden Kämpfer endete, welche Szene aus Shakspeare in seinem Richard II. (I. 3) so dramatisch packend vor Augen führt. Hotson meint nun, daß dieser unblutig verlaufene Kampf sich in dem ebenfalls erfolglosen Überfall des Fuchses auf den Hahn widerspiegele, und bemüht sich weiterspürend Ähnlichkeiten zwischen dem Hahn und Derby und zwischen dem Fuchs und Mowbray aufzudecken. Namentlich hält er die bei der Beschreibung Chauntecleers (V. 15 643 ff., B 4049 ff.) aufgezählten Farben für eine Anspielung auf das Wappen Derbys, die oben angeführten des Fuchses für solche im Wappen Mowbrays vorkommende. Das Geschrei und Getümmel, das sich bei der Entführung des Hahns im Hofe erhebt, soll dem Geschrei des Volkes entsprechen, in das es bei der Verkündung des Verbannungsurteils gegen Derby ausbrach. Auch für den Namen des Fuchses *Russel* entdeckt er ein Vorbild in einem der verhaßten Günstlinge Richards. Freilich vermag er nicht zu allen Momenten in der Erzählung eine historische Parallele zu finden; so fehlt ihm ein passendes Gegenstück zu Dame Pertelote, auch will der Tag des Zweikampfs, der an einem Montag stattfand, nicht mit Chaucers Freitag übereinstimmen. Aber das schade auch nicht viel, meint er, da Ch. nicht beabsichtigt habe, eine die Wirklichkeit in allen Einzelheiten wiedergebende Allegorie zu schreiben. Vielmehr stellt sich Hotson die Entstehung der Nun's Priest's Tale so vor, daß der

¹ Ein hinkender Vergleich, da Dryden bekanntlich mehrere politische Satiren geschrieben hat, während bei Chaucer wohl eine gemütvollte Teilnahme an dem Geschick seines Herrscherhauses (s. B. D., P. F., Prol. LGW.) und seines Landes (Former Age, Stedfastnesse), aber nie die Tätigkeit als Parteimann nachweisbar ist. Ein Versuch Hotsons, die Erz. des Melibeus als politische Allegorie zu deuten, wird im Archiv, Bd. 145, S. 156 als wenig überzeugend bezeichnet.

Dichter durch den fruchtlosen Ausgang des erwähnten Zweikampfes veranlaßt wurde, eine Satire darauf mit zeitgemäßen Anspielungen zu verfassen. Bei der Suche nach einem dazu geeigneten Stoff stieß er auf die bekannte Tierfabel vom Fuchs und vom Hahn, die er demgemäß auszugestalten beschloß. Mit der Zeit aber wuchs sein Interesse für diese, so daß er sie schließlich ausführlicher behandelte und die Satire mehr in den Hintergrund schob. Als Abfassungszeit nimmt der Verf. Oktober oder November 1398 an, d. h. bald nach jenem Ereignis, welches damals noch lebhaft im Bewußtsein des Volkes sein mußte. Und um zu zeigen, daß Ch. auch in seinem hohen Alter seinen Humor nicht eingebüßt hatte, verweist er auf seine Klage an die Börse, die sogar noch ein Jahr später geschrieben sei.

Auf den ersten Blick erscheint dies künstliche Gebäude der Beweisführung wohlgefestigt, aber bei genauerer Untersuchung wird man bald merken, auf wie unsicherer Grundlage es steht. Zunächst ist darauf zu achten, daß *Colfox* gar nicht der Name des Fuchses in dieser Erzählung ist, sondern als Gattungsbegriff gebraucht wird: *a colfox*, dessen Eigenart, wie oben zitiert, bereits vorher beschrieben ist. Sein Name ist vielmehr, wie gleichfalls schon gesagt, *Russel* (= Rötling), wie auch im Tierepos der jüngste Sohn Meister Renards genannt wird. Auch sonst wird das Wort zur Bezeichnung eines Fuchses gebraucht; s. N. E. D. sub verbo. Und nun sollen hier sogar zwei verschiedene Personen (C.: dem Mörder, R.: dem Günstling) entlehnte Namen auf dasselbe Geschöpf übertragen sein! Aber nehmen wir wirklich an, daß Ch. bei der Wahl jenes Wortes an den berüchtigten Dienstmann *Mowbrays* gedacht habe, so könnte ihm dieser Name schwerlich vor Oktober 1399, wo die Untersuchung über Gloucesters Mord im Parlament stattfand, bekannt geworden sein, da diese Untat bis dahin geheim gehalten wurde. Oder aber, wenn er selbst ihn durch seine Beziehungen zum Hofe erfahren haben sollte, hätte er eine gleiche Bekanntschaft bei seinem Publikum schwerlich voraussetzen können, um seine Anspielung allgemein verständlich zu machen. Will man aber dieses Datum als Entstehungsjahr der Erz. vorläufig als richtig annehmen, so würde der von Hotson ergründete enge Zusammenhang mit dem Zweikampf zwischen Derby und Mowbray gelöst sein. Aber noch aus einem anderen Grunde ist die vermutete Anspielung des Ausdrucks *Colfox* auf eine noch lebende Person höchst unwahrscheinlich, nämlich die Vorsicht, mit der Ch. sonst auf zeitgenössische Ereignisse oder Personen hinzudeuten pflegt: die Herzogin *Blanche* heißt *faire Whit*, ihr Gemahl ist der schwarze Ritter; der Graf von *Huntingdon* erscheint unter der Maske des Mars, die Herzogin von *York* unter der der *Venus*; König *Richard* ist der Liebesgott, Königin *Anna Alceste* im *Legendenprolog* usw. Seine Freunde *Gower* und *Strode* nennt er zwar im *Epilog* zum *Troilus*, doch um ihnen seine Huldigung darzubringen; ebenso *Scogan* und *Buxton*, denen er seine humorvollen Geleite widmet; ebenso auch *Harry Bailey*, den munteren Wirt vom Gasthause zum *Heroldsrock*, den Führer auf der Pilgerfahrt nach *Canterbury*, aber nie nennt er einen Lebenden, den er bloßstellen will¹. Und nun soll er gerade mit einem so gefährlichen Burschen wie *Nicholas Colfox*, der sich an ihm rächen konnte, eine Ausnahme gemacht haben?

Was ferner jenen Zweikampf betrifft, übersieht der Verf., daß in der Fabel überhaupt kein Kampf stattfindet, da ja der Hahn gar keinen Widerstand leistet. Lassen wir aber trotzdem eine beabsichtigte Anspielung darauf gelten, so endete dieses Duell freilich, ohne daß die Waffen die Entscheidung brachten, aber durch einen willkürlichen Machtspruch des tyrann-

¹ Jakke Straw, V. 16 178 (B 4783), der Führer des Bauernaufstandes von 1381, war längst tot.

nischen Königs, der ohne Untersuchung des Streitfalls Mowbray auf Lebenszeit, Derby auf 10 Jahre des Landes verwies und des letzteren Güter unrechtmäßig einzog. Ist es denkbar, daß ein so tragischer Ausgang Ch. den Anlaß zu einer komischen Darstellung geben konnte?

Daß der an Gloucester ausgeübte Mord als solcher nicht in Betracht kommt, erkennt Hotson, wie gesagt, selbst an, aber auch die Verse der Dichtung, die nach seiner Ansicht durch diese Greuelthat hervorgerufen sein sollen (s. o.), zwingen nicht zu dieser Deutung. Zunächst gehören sie nicht der eigentlichen Erzählung an, sondern einem Exemplum des Hahns, dem sie sich ganz natürlich anschließen. Dann will der Dichter sie offenbar ganz allgemein verstanden wissen, ohne jede Beziehung auf einen bestimmten Fall, wie besonders V. 15 836 (B 4242) zeigt:

Mordre wol out, that se we day by day . . .

eine Erfahrung, die er wohl genugsam hat machen können (s. auch Form. Age, V. 64).

Doch bei seinem Bemühen, Derby mit unserer Erzählung in Zusammenhang zu bringen, legt Hotson besonderen Wert auf die schon erwähnte Beschreibung des Hahns, deren Ausführlichkeit ihm zunächst auffällt. Indessen ist daran zu erinnern, daß Ch. öfters Vergnügen daran findet, die äußere Erscheinung seiner Gestalten bis auf nebensächliche Einzelheiten auszumalen. Die Beschreibung der Schönheit der Herzogin Blanche (B. D. 895—918) können wir hier beiseite lassen, da sie eine Nachahmung französischer Vorbilder ist, doch selbstgeschaffen sind seine Porträte der Königin Alceste und des Liebesgottes im Legendenprolog (V. 212 ff.), der beiden streitbaren Fürsten Lygurge und Emetreus in der Kn. T. (V. 2129 ff.), der keuschen Virginia in der Phis. T. (11 970 ff.), der hübschen Frau Alison und des verliebten Clerks Absolon in der Mill. T. (V. 3131 ff. und 3346 ff.), des Junkers Thopas (V. 13 630 ff., B 1915 ff.) und namentlich die der Wallfahrer nach Canterbury. Richtig ist wohl, daß der Dichter mitunter Personen durch Angaben über ihr Wappen kennzeichnet, so Bertrand du Guesclin in der Monk's T. (V. 15 471 ff., B 3373 ff.), wie er auch dem Liebesgott die Embleme Richards beilegt. Daher ist es auch möglich, daß er hier eine gleiche Absicht hegte. Er gibt dem Hahn einen roten Kamm, einen schwarzen Schnabel, blaue Beine, weiße Zehen und ein goldenes Gefieder, welche Farben auch in Derbys Wappen vorkommen, die aber in ihrer Mannigfaltigkeit kaum noch etwas Charakteristisches bieten. Um aber eine solche Beziehung wahrscheinlich zu machen, betont der Verf., daß Ch. sich bei dieser Beschreibung heraldischer Ausdrücke bediene, zu denen auch *azure* für blau gehört; doch gebraucht er dieses Wort auch ohne solchen Nebensinn, z. B. Anelida V. 330. Andererseits wäre *gules* der heraldische Ausdruck für *red*, das an der angezogenen Stelle steht. Also viel Beweiskraft haben diese termini hier nicht. Demgemäß fragt es sich, ob der Dichter bei seiner Beschreibung nicht ein wirkliches Tier im Auge gehabt hat. Nun zeigt die Tafel mit den Abbildungen der wichtigsten Hühnerrassen in Brehms 'Tierleben' (Bd. 7) nur eine Art, welche die dem beschriebenen Hahn eigenen Merkmale so ziemlich vereint, das englisch-belgische Kampfhuhn mit rotem Kamm, goldenem Halsgefieder, blauen Beinen, weißen Zehen, doch auch weißem Schnabel. Nun ist es ja möglich, daß ein unserem Hahn genau entsprechender Typus infolge der verschiedenen Kreuzungen und Züchtungen von Rassen verschwunden oder nicht mehr bekannt ist, und daß Ch. tatsächlich einen Vogel, wie er ihn beschreibt, gesehen hat. Es wäre dann die schwarze Farbe des Schnabels nicht, wie Hotson meint, eine bloße Hinzudichtung, um auch in dieser Nuance das Gefieder des Hahnes dem Wappen Derbys anzugleichen, zumal auch auf diesem das Schwarz nur in einem nebensächlichen Teile, den Schwänzchen

im Hermelinmantel, vertreten ist. Doch das sind bloße Vermutungen. Geben wir indes zu, daß des Verf.s Auslegung zutrifft, so wäre es doch unglaublich, daß Ch. seinen ehemaligen Dienstherrn, den Sohn seines alten Gönners, der sich durch ruhmreiche Kriegsfahrten ausgezeichnet hatte und vom Volke allgemein verehrt wurde, eine so klägliche Rolle, wie sie der Hahn spielt, zuerteilen konnte. Sollte er hierin das Original, nach dem der Hahn sich zum Schutz der durch den Fuchs erschreckten Hennen diesem mutig entgegenstellt, absichtlich geändert haben, um den Helden als Feigling lächerlich zu machen? S. V. 15 611 ff. (B 4098 ff.), wo ihm Pertelote zuruft:

*'Avoy! ... fy on you, hertelees!
I kan nat loue a coward! ...'*

Und weiter, als er den Fuchs bemerkte (V. 16 060 ff., B 4436 ff.), heißt es:

*... vp he sterte,
As man that was affrayed et his herte, usw.*

Auch die Warnung vor Schmeichlern (V. 16 109 ff., B 4515 ff.) möchte Hotson irgendwie mit Derby in Verbindung bringen. Doch ergibt sich diese Mahnung ungezwungen aus dem Gange der Erzählung und steht auch nicht vereinzelt da, da Ch. sich schon im Legendenprolog (V. 352 ff.) ähnlich geäußert hat. Ebenso unzulänglich wie in diesem Falle ist des Verf.s Versuch, die Farben von Abzeichen Mowbrays auf den Fuchs zu übertragen. Denn wenn der jenem vom Könige verliehene Marschallstab von Gold war und schwarze Enden hatte, so könnten diese ja auf die schwarzen Stellen am Felle des Fuchses hindeuten, aber das Fell selbst war nicht goldig, sondern gelblichrot (s. oben). Die den beiden Tieren verliehenen Färbungen sind allerdings ungewöhnlich, aber wird diese Darstellung nicht genugsam durch Ch.s Bestreben, seine Gestalten zu individualisieren, wie wir dies in den vorher zitierten Fällen sehen, erklärt? Es würde dann das prunkvolle Gefieder auf die Eitelkeit und das Selbstbewußtsein des Hahns, die schwarzen Tupfen auf die dunklen Absichten des Fuchses anspielen. Gibt nicht auch die Tracht der Pilger Aufschluß über ihren Charakter?

Wenn ferner das Geschrei, das das Volk bei der Verurteilung Derbys erhob, dem Dichter Anlaß gegeben haben soll, die Schilderung der Lärmzene bei der Verfolgung des Fuchses in seine Erzählung einzufügen, so ist daran zu erinnern, daß er die Anregung hierzu bereits in seinem Originale vorfand, das den Aufruhr im Gutshofe beim Raube des Hahns kurz schildert, welche Darstellung Ch. dann so wirkungsvoll erweitert hat. Überdies hat der hier bis ins Lächerliche gesteigerte Lärm gar keine Ähnlichkeit mit dem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch der Menge bei jenem Vorgange.

Endlich noch ein Wort zum Datum von Chaucers 'Compleynte to his purse', von der nur das Geleit mit Sicherheit in den Oktober 1399 zu setzen ist, während der humoristische Hauptteil sehr wahrscheinlich schon früher als Bittschrift an König Richard entstanden war. Demgemäß kann man aus dieser Jahreszahl nicht folgern, daß Ch. seinen heiteren Sinn bis in sein letztes Lebensjahr bewahrt hatte. Eher wird man um diese Zeit, wenn man den Ton in den letzten als (vorläufigen?) Abschluß gedachten Stücken der C. T. — die Erzählung des Schaffners und der damit eng verbundene Übergang zur Erzählung des Pfarrers — betrachtet, eine ernstere Stimmung bei dem Dichter annehmen dürfen.

Gegenüber all diesen Widersprüchen und Bedenken wird man die wenigen auffallenden Anklänge an die Wirklichkeit als Zufälligkeiten bewerten müssen. Und wenn man unsere Erzählung unbefangen, ohne überall ein Geheimnis zu wittern, liest, wird man erkennen, daß sie in ihrem Gange einfach als Wiedergabe eines vorhandenen Stoffes beabsichtigt war. Die Stelle, an der sie steht, paßt genau in den Aufbau der Gruppe von Erzählungen (B² nach Skeat u. a.), zu der sie gehört, und in der stets ein

heiteres Stück mit einem ernsten abwechselt: auf die Zote des Seemanns folgt die fromme Legende der Äbtissin, auf diese die lustige Travestie vom Junker Thopas, dann die lehrhafte Geschichte von Melibeus, und so mußte den trübseligen 'Tragedien' des Mönchs ein Stück mit komischer Wirkung entgegengestellt werden. Und was eignete sich besser dazu als die Fabel, wie ein Hahn vom Fuchs, und nachher der Fuchs vom Hahn überlistet wird? Zum Erzähler wählte der Dichter einen gelehrten, aber lebensfrohen Gottesmann, der die nützlichen Lehren, welche er aus seiner Belesenheit in den Schriften der Alten und der Weltweisen schöpft, durch feine Ironie und guten Humor schmackhaft zu machen versucht. Vielleicht schwebte Ch. als Vorbild eine bestimmte Persönlichkeit vor, aber da selbst Manly (s. *Some New Light on Chaucer*, S. 221 ff.) keine solche hat entdecken können, verzichte ich auf weitere Nachforschung. Will man indes eine Satire in seiner Erzählung erblicken, so könnte es nur die gutmütige Verspottung eines spießbürgerlichen Ehepaares sein, von dem der Gatte sich mit seiner Gelehrsamkeit, die Gattin sich mit ihrer Erfahrung in der Heilmittelkunde brüstet. Da das Datum, das Hotson für diese Dichtung gefunden zu haben glaubt, sich als unhaltbar erwiesen hat, werden wir uns auf fernerhin damit begnügen, sie in die reifste Periode von Chaucers poetischem Schaffen zu setzen, ohne diese durch bestimmte Jahreszahlen begrenzen zu können.

Berlin-Zehlendorf.

J. Koch.

Thomas Platters des Jüngeren Englandfahrt im Jahre 1599. Hg. v. H. Hecht. Halle, Niemeyer, 1929. XXXIX, 181 S., 15 Abb. u. 1 Faks. Geh. 8 M., geb. 10 M.

Die Herausgabe des ganzen auf England bezüglichen Teiles der umfangreichen Reisebeschreibung des jüngeren Thomas Platter (1574—1628) aus Basel ist jedenfalls dankenswert. Bisher war aus dem umfänglichen, zwei Folianten starken Werke bloß Einzelnes gedruckt worden, aus der Beschreibung der Reise nach England (ungefähr fünf Wochen im Herbst 1599) nur der das Theater betreffende Teil (von Binz, *Anglia* XXII, 456—464, und danach von E. K. Chambers, *Elizabethan Stage* II, 364 bis 366). Aber auch die Schilderung der anderen Reiseerlebnisse sind interessant genug, um vollständig vorgelegt zu werden; sie ergänzen unsere Kenntnis des elisabethanischen England, wenn sie auch, wie der Herausgeber in seinem Vorwort und in den Anmerkungen zeigt, nicht überall Originalberichte sind. Was aber der Basler Medizinstudent aus anderen Beschreibungen entnimmt, verwebt er geschickt mit der Erzählung seiner eigenen Erlebnisse, die doch den Hauptteil des Buches ausmachen und lebendig dargestellt sind. Der Glanzpunkt ist für Plattner sowie für den Leser unstreitig der Besuch im königlichen Schloß Nonsuch (in der Puri-tanerzeit zerstört, doch erinnert Nonsuch Park, 13 engl. Meilen von London an der Straße nach Epsom, an seine Lage), bei dem er die Königin selbst zu Gesicht bekam. Wie lebendig wird einem Hofleben und Hofsitte durch Platters Darstellung, wie weit mehr als durch lange Sittenschilderungen! Dazu kommen eine ganze Reihe anekdotenhaft eingestreuter Bemerkungen, die für das Bild des damaligen England wertvoll werden, so über Einreise- und Ausreisebestimmungen, über Straßen und über Mahlzeiten in den Gasthäusern, über die große Zahl der Wirtshäuser, über französische Einwanderer in London, Sitten bei Hofe, Sprachkenntnisse der Engländer (Platter und seine Begleiter kannten kein Englisch und waren daher auf einheimische Dolmetsche angewiesen) und anderes mehr. Kurzum, das Buch verdient zahlreiche Leser, die sicher auf ihre Rechnung kommen werden.

Die sachlichen Anmerkungen hätten meines Erachtens etwas zahl-

reicher ausfallen können. Über die Identifizierung der von Platter erwähnten Ortsnamen, für die Hecht keine Erklärung geben kann, vgl. Schöfflers Besprechung des Buches in *Angl. Beibl.* April 1929, S. 120f., doch glaube ich nicht, daß Schöffler in allem Recht hat. Daß Platters *Wickham* das heutige *High Wycombe* und sein *Westmickne West Wycombe* sind, ist wohl sicher, das Schloß bei West Wycombe ist *Desborough Castle*, das als Ruine noch auf der Ordnance Survey Map eingezeichnet ist. Hingegen halte ich die Identifizierung von Platters *Wadle* oder *Wadlington* mit *Wheatley* für unrichtig und glaube doch, daß darunter, wie Hecht annimmt, *Watlington* zu suchen ist. Platter ist in seinen Entfernungsangaben recht genau, wie ein Vergleich mit der Ordnance Survey Map zeigt. Sein *Wadle* oder *Wadlington* ist nun von Windsor 18—20 engl. Meilen entfernt, von Oxford 8—10 Meilen. Das stimmt zwar für *Watlington* ungefähr, nicht aber für *Wheatley*, das von Oxford nicht ganz 5 Meilen weit weg ist. Damit ist auch Schöfflers Identifizierung des von Platter erwähnten Wirtshauses *Techer* mit *Tetsworth* (11 Meilen östlich von Oxford an der Straße nach Beaconsfield) hinfällig, wir müssen uns damit zufrieden geben, daß dieses Wirtshaus nicht mehr feststellbar ist. Ebenso wenig ist der Flecken *Bongrien* Platters, zwischen Eton und Wycombe gelegen, feststellbar. Camdens *Uburn*, wohl das heutige *Wooburn*, das Schöffler darunter vermutet, liegt zwar auf dem Wege von Eton über Slough nach Wycombe (wenn man nicht wie auf der heutigen Hauptstraße über Beaconsfield fährt), es gibt auch heute noch ein *Wooburn Green*, aber Zusammensetzungen mit *Green* sind gerade in dieser Gegend sehr häufig. Platters *Hemniken* und *Eckin* zwischen Uxbridge und London können wohl *Hillington* und *Acton* sein, wie Schöffler glaubt.

Unter *Bouch* und *Bruch* zwischen Dover und Canterbury möchte ich auch nicht *Beusborough* vermuten, wie Schöffler. *Bouch* ist wohl ein *Bush* (vgl. *Bushy Rough House* bei Temple Ewell, 2½ Meilen nordwestlich von Dover auf der heutigen Straße nach Canterbury, doch kann *Bush* auch sonst der Name irgendeines Gehölzes oder Wirtshauses gewesen sein, den Platter zu einem Dorfnamen machte), *Bruch* könnte *Bridge* sein, etwa 3 Meilen vor Canterbury auf der heutigen Straße, freilich wäre dann anzunehmen, daß der damalige Weg schon längs dieser führte und nicht mehr auf dem alten, auf der Ordnance Survey Map als *Pilgrims Way* bezeichneten Weg. Für *Laneth* ist leider gar nichts Passendes vorzuschlagen.

Innsbruck.

Karl Brunner.

A. von Zahn-Harnack, Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft, 1928. 375 S.

Viele Leser (und Leserinnen?) gehen auch heute noch, wenn überhaupt, mit einem für die Frauen ungünstigen Vorurteil an die Lektüre eines Buches, das über 'Frauenbewegung' handelt. Daß ein solches Vorurteil unberechtigt und ungerecht ist, wenigstens in den Fällen, wo wir es nicht mit den Auswüchsen, sondern dem echten Typus der Frauenbewegung zu tun haben, geht aus der ungewöhnlich anregenden und von umfangreicher Belesenheit und Sachkenntnis zeugenden Darstellung der geistreichen Verfasserin auf Schritt und Tritt hervor.

Im ersten Kapitel werden wir nach einer scharf herausgemeißelten Begründung des Themas 'Frauenbewegung' (nicht Frauenfrage oder -emanzipation) mit den Führerinnen der ersten Generation bekannt gemacht, Louise Otto und Auguste Schmidt. Der nächsten Generation gehört Helene Lange an. Die seit etwa 1900 in der Bewegung stehenden Frauen werden nicht näher charakterisiert. Unter ihnen ist jedenfalls kaum mehr der agitatorische Führerintertypus zu finden, weil er entbehrlich geworden

ist (S. 5). Die Frauenbewegung umspannt drei Lebenskreise: Familie, Bildungs- und Berufsleben, Staat und staatenähnliche Gebilde (S. 15). Das Leben der Frauenbewegung ist nur in Vereinen möglich. Von diesen gehören trotz mehrfachen Zusammenfließens der Interessen die karitativen und politischen nicht zur eigentlichen Frauenbewegung. Die 'reinen' Frauenbewegungsvereine, auf die es hauptsächlich ankommt, gliedern sich in drei Typen: neutrale, konfessionelle und Frauenberufsbewegung (S. 16 ff.). Die folgenden Seiten behandeln die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Frauenvereine (Bund deutscher Frauenvereine, Allgemeiner deutscher Frauenverein usw.).

Das zweite Kapitel entwirft ein eindrucksvolles Bild von der Frauenbewegung, wie sie 1. in der Ehe und Mutterschaft und 2. in der Sittlichkeitsbewegung ihren Ausdruck findet. Zunächst wird 'die Rechtsstellung der Ehefrau und Mutter' als unzulänglich gekennzeichnet (S. 29 ff.). Es folgt 'die Persönlichkeit und Berufsleistung der Frau in der Ehe', worin namentlich die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ehemanne und die Schwierigkeit der Ausübung eines Berufes neben den Pflichten als Hausfrau betont werden (S. 58 ff.). Der Abschnitt 'neue Mütterlichkeit' verweist sodann auf die Teilnahme, die die Frauenbewegung allen Bestrebungen der Kinderfürsorge und allem Kinder- und Jugendleben entgegenbringt (S. 76 ff.), und leitet über zu dem 'Bevölkerungsproblem' (S. 86 ff.). Dieses wird besonders vom juristischen und medizinischen Gesichtspunkt beleuchtet, die Lösung aber erblickt die Verfasserin allein in der Aufhebung des moralischen Zwanges der Ehefrau im Eheleben.

Die Betätigung der Frauenbewegung auf dem Gebiete der Sittlichkeitsbewegung führt uns durch das traurige Reich der Prostitution mit all ihren düsteren und unheimlichen Begleiterscheinungen wie Bordell, Mädchenhandel usw. Die an diesem Treiben Schuldigen sind weniger die eigentlichen Akteure als die wirtschaftlich daran Interessierten. Als wirksames Mittel wird die weibliche englische Polizei im damals besetzten Köln angeführt. Andererseits wird die Prostitution als Folge bestimmter sozialer Verhältnisse erkannt und daher meist auf wirtschaftlichem Gebiete zu bekämpfen sein. Als mächtigsten Gegner gilt es gegen den Alkohol vorzugehen. Die beste Waffe hierzu bietet die Erziehung der männlichen Jugend neben Selbsterziehung und Erziehung des eigenen Geschlechts (S. 106 ff.).

Besondere Bedeutung kommt dem dritten Kapitel zu, das die 'Frauenbildungs- und Frauenberufsbewegung' behandelt und in anschaulicher Weise die Hindernisse zeichnet, die trennend zwischen Frauenwunsch und Frauenziel standen. 'Das Bildungsstreben der Frau und die ihm entgegenstehenden Kräfte' (S. 146 ff.) führt uns die unter der kultur- und bildungsfeindlichen Armut Deutschlands 1820—1840 besonders leidende Frau vor Augen. Mit dem Einsetzen der Frauenbewegung trat die Forderung, zu lernen, auf. Dieser standen zunächst medizinische Bedenken wegen der physischen und psychischen Beschaffenheit der Frau entgegen, Hinweise auf ihre Unproduktivität, körperliche Zartheit usw. Auch das Idealbild, das der Mann sich durch Jahrhunderte von der Frau gemacht hat, nicht ihm gleich, sondern ihm dienstbar, war ein weiterer Grund für die Enge des Frauenlebens. Aus dieser Enge strebten die Frauen unter dem Einfluß der Revolution von 1848 heraus und verlangten, daß 'die Arena der Arbeit' auch für sie geöffnet werde. Es war kein Zufall, daß in diesen Jahren die Frauenbewegung entstand. Der Wunsch, durch Arbeit frei und selbständig zu werden, machte die Frauenbewegung zu einer sozialen und für das öffentliche Leben bedeutungsvollen. Die Forderung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, namentlich Gründung von Schulen, auch höheren, führte in den nächsten Jahrzehnten zu schärfstem Widerspruch, aber schließlich doch zu den 'ersten Anstaltsgründungen' (S. 167 ff.).

Als Entgegnung auf die vielfach von sozialistischer Seite vertretene Ansicht, daß die bürgerliche Frauenbewegung sich nur der Förderung des Bürgertums angenommen habe, verweist die Verfasserin auf die Programmpunkte des ersten deutschen Frauentages, die sich, mit Ausnahme des letzten, die Förderung der wissenschaftlichen Bildung betreffend, ausschließlich mit der Lage der arbeitenden Frau befassen. Die in den 60er und 70er Jahren entstandenen Unterrichtsanstalten, die des Lettevereins, die Viktoria-Fortbildungsschule und das Viktoria-Lyzeum, verdankten ihre Entwicklung großenteils dem Einfluß der Kaiserin Friedrich.

Damit kommen wir zur 'Entwicklung der Frauenbildung bis zur Schulreform von 1908' (S. 173 ff.). In die Zeit von 1880—1908 fällt a) 'die Reform der höheren Mädchenschule'. Die höhere Mädchenschule wurde in Preußen nach der Schulkonferenz von 1873 eingerichtet und war nicht auf die spätere Erwerbstätigkeit ihrer Schülerinnen eingestellt. Sie vermittelte nur eine oberflächliche Schulbildung, woran auch die Reform von 1894 nichts änderte.

b) 'Das Mädchengymnasium' (S. 176 ff.) entwickelte sich aus 1889 in Berlin eingerichteten 'Realkursen für Frauen', die 1893 in Gymnasialkurse umgewandelt wurden und 1896 die ersten Abiturientinnen mit bestem Erfolg entließen. Das Universitätsstudium aber blieb den Frauen noch verschlossen. Dennoch gab es ein c) 'Frauenstudium bis zum Jahre 1908' (S. 180 ff.), ehe eine geordnete gymnastische Ausbildung bestand, aber nicht in Preußen, sondern in Amerika, England, Frankreich, Rußland und in der Schweiz. Als Hörerinnen stand den Frauen, allerdings mit vielen Hindernissen und Anfeindungen verbunden, die Universität in Preußen seit 1896 offen. Die verworrenen Verhältnisse drängten zur d) Umgestaltung der Lehrerinnenbildung und Sicherung des Fraueneinflusses in der Mädchenerziehung' (S. 185 ff.). In den 70er Jahren gab es Lehrerinnen nur auf der Unterstufe der öffentlichen Mädchenschulen, allenfalls noch auf der Mittelstufe; zur Oberstufe aber reichte ihre Vorbildung nicht aus. Aus psychologischen Gründen strebten die Frauen nach einer Vorbildung, die sie für den Unterricht auf der Oberstufe und für die Leitung von Mädchenschulen befähigte. Auch diesem Bestreben türmten sich Hindernisse aller Art entgegen, dennoch führte es zur Schaffung des Oberlehrerinnenexamens (1894), das sich aber aus mannigfachen Gründen sehr bald als unzulänglich erwies.

Ordnung in die verwickelten Verhältnisse brachte erst 'die Mädchenschulreform von 1908' (S. 195 ff.). Sie bescherte den Frauen neben einigen erfreulichen Erfolgen aber auch fast ebenso schwere Enttäuschungen. Ein 13jähriger Lehrgang bis zur Universitätsstufe war durchgeführt, die Immatrikulation den Frauen gewährt, wenn auch mit Einschränkungen und ohne rechtliche Sicherungen. Daneben war aber die höhere Mädchenschule ohne sinngemäßen Abschluß geblieben. Wenig geglückt war auch die als 'Frauensschule' bezeichnete Fortbildungsanstalt, die sich an die 10klassige Mädchenschule angeschlossen, wegen des wirren Nebeneinander von Fächern und Durcheinander von Lehrzielen. Besonders bedenklich erwies sich die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums und die Neuerung: das Lehrerinnenseminar (später Oberlyzeum genannt), die für das Universitätsstudium geradezu eine Hindernisbahn bedeuteten. Als überraschende Folge der Reform trat eine leidenschaftliche Gegnerschaft gegen den Einfluß der Frau in der höh. Mädchenschule auf den Plan und führte sogar zu organisiertem Widerstande. Mit dem Kriegsende sind diese Kämpfe neu entbrannt und gehen um ein Problem, an dessen Lösung die Frau unermüdlich weiterarbeiten muß.

Einer eingehenden Betrachtung wird darauf 'die Entwicklung des Mädchenschulwesens und der akademischen Frauenberufe von 1908 bis zur

Gegenwart' unterzogen (S. 206 ff.). Die Reform von 1908 führte zu einem raschen Aufblühen des Frauenstudiums, und die Weimarer Verfassung räumte auch die letzten Hindernisse für die Wahl eines akademischen Berufes aus dem Wege. In den folgenden Abschnitten äußert sich die Verfasserin mit gleicher Ausführlichkeit über 'die Mädchenfortbildungsschule' (S. 213 ff.), 'die Idee eines weiblichen Dienstjahres' (S. 228 ff.) und 'die Berufsberatung' (S. 236 ff.). Das Kapitel schließt mit der Betrachtung 'Der Schutz der Frau im Berufsleben' (S. 245 ff.).

Das vierte Kapitel behandelt 'die politische Frauenbewegung' (S. 272 ff.). Außer den erkämpften Erfolgen werden die Aufgaben hervorgehoben, die der Frauenbewegung zu lösen noch vorbehalten sind in bezug auf 1. das Reichs- und Landeswahlrecht, 2. das Gemeindewahlrecht und 3. das kirchliche Frauenstimmrecht. Das Buch schließt mit dem fünften Kapitel, einer gedankenreichen Beleuchtung der 'internationalen Beziehungen der deutschen Frauenbewegung' (S. 360 ff.).

Wenn sich auch gegen einzelne Ausführungen der Verfasserin von männlicher Seite Widerspruch regen wird und muß, so ist doch das Buch als Ganzes eine Leistung, die weit über dem Durchschnitt steht. Den Vertreterinnen der Frauenbewegung konnte kein wertvolleres Material in geradezu fesselnder Form an die Hand gegeben werden. Aber auch den Männern bietet es einen wertvollen, weil tiefen Einblick in die Gedankengänge der Frauenwelt, die bei allen Nöten und Kämpfen im Berufsleben unbeirrbar an dem Glauben festhält, durch ihre Mitarbeit ein gut Teil zur Besserung der Menschheit beizutragen.

Potsdam.

Fritz Fiedler.

A. Bernhard, Englische Grammatik (Kurzausgabe). München, Kellerer, 1928. 96 S.

Auf dem engen Raum von knapp 90 Seiten ist viel gutes Material zusammengestellt. Auch ohne das Vorwort merkt man, was der Verf. der einschlägigen Literatur (Deutschbein, Kruisinga, Sweet, Onions usw.) verdankt. Der Stoff ist eingeteilt in Laut-, Formen- und Satzlehre. Die Lautlehre ist sorgfältig und ausführlich, fast zu ausführlich, weil auch Nebensächliches oder Selbstverständliches zu breit behandelt ist, z. B. die Konsonanten-Laute I und II (S. 14); diese hätten sich m. E. wesentlich kürzer darstellen lassen. Die Umschrift ist korrekt, doch sollte unbetontes *do* nicht mehr als [*du:*] erscheinen (S. 12). Andererseits ist die Intonation (S. 10) etwas stiefmütterlich behandelt. Hier hätte mehr geboten werden können, sehr zum Vorteil der Lehre von der Wortstellung. Auch bei der Behandlung der Adverbien (S. 90) hätte zweckmäßig die Intonation herangezogen werden können. — Die Formenlehre gibt in alter Weise breite Paradigmen, ist im allgemeinen aber zuverlässig. Vereinzelt sind einige Formulierungen zu beanstanden, z. B. 'der bestimmende Artikel wird im Engl. weggelassen (S. 32) 1. vor Stoffnamen...'; richtiger ist doch wohl: steht nicht. Die Formen *elder* und *eldest* werden nicht 'nur bei Personen derselben Familie' gebraucht (S. 36). Unvollständig ist die Angabe: 'sehr heißt bei Verben *very much* (S. 43); man sähe gern auch *highly*, *greatly* u. a. m. — Auf die Satzlehre legt der Verf. das Hauptgewicht. Hier wird viel Phraseologisches geboten, das zwar sehr nützlich ist, aber, wie so manches andere, nur zu einer Übersetzungsfragmentik paßt. Die Hervorhebung der inneren Sprachkräfte und -tendenzen kommt dabei zu kurz. An Kleinigkeiten ist mir aufgefallen: die unzulängliche, wenn auch landläufige Definition des Perfekt (S. 55, 11); das Fehlen von *to be going* als Umschreibung für 'wollen' (S. 58); die Angabe, daß in Beispielen wie *once*

a week der unbest. Artikel als abgeschwächtes Zahlwort vorliegt (S. 75, II b); ein Hinweis, daß *a* die urspr. Präposition *on* ist, fehlt; *each other* und *one another* können nicht ohne weiteres als gleichbedeutend angegeben werden; unter den verbalen Ausdrücken für deutsches Adverb (S. 91 III) ließe sich erwähnen: *that is the house where we used to live* (= früher).

Potsdam.

Fritz Fiedler.

A. C. E. Vechtman-Veth, *A Syntax of living English*. Utrecht, Kemink & Zoon, 1928. XII, 330 S.

Wer sich in dem Labyrinth der ne. Grammatik zurechtfinden und auskennen will, erreicht sein Ziel am sichersten, wenn er möglichst viele Mustersätze aus guter Lektüre nach grammatischen Gesichtspunkten zusammenstellt und kritisch vergleicht. Nach diesem Gesichtspunkt verfährt der Verf. der vorliegenden, englisch geschriebenen Grammatik in Beispielsätzen, die zwar für Holländer bestimmt ist, aber auch deutschen Benutzern ohne Kenntnis des Holländischen vortreffliche Dienste leistet. Daß den angeführten englischen Beispielsätzen der holländische Wortlaut gegenübergestellt ist, stört ebenso wenig wie die vereinzelt Hinweise auf abweichenden oder übereinstimmenden Sprachgebrauch im Holländischen. Als Vorzüge der Grammatik dürfen gelten die zahlreichen guten Hinweise auf die Intonation, namentlich zur Bedeutungsunterscheidung wortgleicher Sätze, ferner die starke Berücksichtigung der Unterschiede zwischen der Literär- und der Umgangssprache und schließlich die Heranziehung der modernen und modernsten Spracherscheinungen. Im ganzen eine vorzügliche Grammatik, die auch über viele Einzelheiten Aufschluß gibt, nach denen man in anderen Grammatiken vergeblich sucht. Behandelt werden: der Satz, die Wortstellung und die Redeteile, die letzteren in der Reihenfolge: Substantiv, Adjektiv, Verb und Pronomen. Wenn ich im folgenden einige Kleinigkeiten zusammenstelle, die mir aufgefallen sind, so soll das nicht eine kleinliche Bemängelung sein, sondern nur ein Versuch, das Buch nach Möglichkeit von kleinen Schönheitsfehlern zu befreien. Wenn unter § 3 Sätze wie *go home* und *try* angeführt werden als Beispiele dafür, daß nur das Prädikat ausgedrückt ist, so gehört m. E. dazu ein Beispiel wie *coward!* (= *you are a coward*). In § 59 könnte vielleicht hingewiesen werden auf den Unterschied zwischen *the congregation fall asleep* und *falls asleep*. § 70 unterscheidet Adjektiva mit dem Präfix *a-* und Gruppen, die eine Präposition enthalten. Das Präfix *a-* ist doch von Hause aus auch Präposition. Dem letzten Beispiel in § 90 ließe sich als Parallelbeleg anfügen: *he is a real good author*. Das Beispiel: *the house is building* (§ 172) verdient einen Hinweis auf das Gerundium. Die Angabe, daß in Kompositis wie *sailing vessel* usw. der Ton gewöhnlich auf dem Gerundium liegt (§ 202), ist mit Vorsicht aufzunehmen; gerade *sailing vessel* und daneben *sowing silk*, *rowing boat* u. a. m. habe ich überwiegend mit dem *level stress* gesprochen gehört. § 240 gibt an, daß *it is me* üblicher ist als *it is I*. Die oblique Form der anderen Pronomina wird als *vulgar* oder *very familiar* angeführt. Gilt das nicht auch noch für *me* statt *I*? Auf Note 2 zu § 251 wäre schon in § 11 zu verweisen. Auf S. 287 unten befremdet das unenglische Wort *Bretagne* statt *Brittany*. Unter § 321, 5 sähe ich gern neben den üblichen *school*, *church*, *college* das Wort *university* und eine Erklärung dafür, daß man nur sagt: *he went up to the university*. Die Frage nach der Zugehörigkeit des bestimmten Artikels beim angelsächs. Gen. (§ 322) fordert zu einer Erörterung des Beispiels *to-day's paper* heraus. — An störenden Druckfehlern wäre zu berichtigen: *by* statt *bij* (§ 93, 3. Z.), *give* statt *hive* (§ 158, 2. Beisp.), *well* für *wel* (§ 175, S. 182, 1. Beisp.), *example* für *examgle* (S. 217, 1. Z.), *'to expect'* aus *'to ...'* (§ 209, 3, letzte Z.), *girls* aus *firls*

(S. 265, 4. Z.), *proves* für *prove* (S. 312, 3. Z. v. unten) und *Viertes Kapitel* statt *Vierter* (S. 315, Mitte).

Potsdam.

Fritz Fiedler.

Kr. Nyrop, *Grammaire historique de la langue française*. Tome cinquième. Copenhague s. d. (1925), Gyldendalske Boghandel. VII, 464 S.

Nach 12jähriger Vorbereitung — der 4. Band, *Sémantique*, erschien 1913 — veröffentlicht Nyrop einen neuen Band seines großen Werkes: den ersten Teil der Syntax. Es ist dem Verfasser, laut Vorwort, trotz aller Bemühungen nicht gelungen, die ganze Syntax in einen Band zu pressen; der vorliegende behandelt — das mag denen zu denken geben, die andere derartige Werke zu 'breit' finden — nur die Lehre vom Nomen und vom Pronomen. Vorausgeschickt sind freilich (ähnlich wie in meiner eigenen Syntax) etwa 100 Seiten Bemerkungen über Erscheinungen von allgemeinerer Bedeutung (Pleonasmus, Ellipse und Stellvertretung, Kontamination, Analogie u. dgl., Accord et non-accord). Dann folgt ein Kapitel über Substantiv, Adjektiv und Zahlwort (wobei die Kasus-Lehre behandelt wird, nicht aber die Stellung des Adjektivs) und ein weiteres über den Artikel; die letzten 6 Kapitel sind den verschiedenen Arten der Pronomina gewidmet. Alles übrige soll in einem zweiten Bande Raum finden, der die Syntax der Partikeln, des Verbums und der Satzarten enthalten soll; es erscheint aber einigermaßen fraglich, ob sich eine solche Zusammendrängung als möglich erweisen wird. Dabei ist Nyrops Darstellung eher zu knapp als zu breit. Hat doch sein Landsmann Kr. Sandfeld seither allein die Lehre vom Pronomen nochmals behandelt, und zwar lediglich für die heutige Sprache, und dazu einen ebenso stattlichen Band gebraucht wie Nyrop für Nomen und Pronomen zusammen (Kr. Sandfeld, *Syntaxe du français contemporain*, I. Les Pronoms, Paris 1928, H. Champion, 475 Seiten Lex.-Format). — Warum eigentlich beide Autoren mit der Lehre von den deklinablen Wortarten beginnen, ist nicht recht ersichtlich; es zeigt sich darin wohl die alte Neigung, die Syntax als eine Art Fortsetzung der *Flexionslehre* aufzufassen. Ist es nicht angemessener, die Satzlehre entweder mit der Lehre vom Satz und den Satzarten zu beginnen oder aber mit dem Verbum, das das Kernstück des Satzes ausmacht und ihm wesentlicher ist als z. B. das Subjektspronomen (das altfranzösisch noch fehlen konnte) oder der Artikel (den die Römer nicht kannten)? Immerhin gewinnt der Leser dadurch den Vorteil, daß Nyrop und Sandfeld Kapitel behandeln, die in den beiden bisher erschienenen Bänden meiner eigenen Syntax noch nicht zur Sprache kommen.

Die Vorzüge von Nyrops Darstellung: klare, übersichtliche Anordnung, reiche Dokumentierung, ungewöhnliche Kenntnis besonders der modernen Sprache, sind zu bekannt, als daß näher darauf hingewiesen zu werden brauchte. Vollständigkeit ist nicht angestrebt worden und ist auch nicht Aufgabe eines solchen 'Handbuches'; aber was behandelt wird, wird hinreichend durch Beispiele belegt, die wenigstens für das letzte Jahrhundert in der Hauptsache auf eigenen Sammlungen beruhen. Höchstens wäre mitunter eine eindringlichere Behandlung der aufgeworfenen Probleme erwünscht gewesen: oft wird doch mehr konstatiert als erklärt. Dafür nur ein Beispiel (und zwar eine Erscheinung, auf die Nyrop schon im Vorwort besonders hinweist): in § 214 behandelt er Fälle wie *Il se sentit plus maître de soi* (statt *de lui* bei Huysmans). Aber er begnügt sich damit, die Beispiele (fast eine Seite) durch drei Zeilen Text einzuleiten (*Actuellement on constate — von mir hervorgehoben —, chez beaucoup d'auteurs, une forte tendance à se servir de soi...*) — ohne jedwede Erklärung. Dabei scheint

diese nicht fernzuliegen: *soi* statt *lui* ist eine ähnliche Erscheinung wie die sog. 'Erlebte Rede' (die ja in der Literatur ebenfalls erst seit Flaubert häufiger ist). *Il se sentit plus maître de lui* wäre vom Standpunkt des Autors aus gesagt — *Il se sentit plus maître de soi* ist mehr vom Standpunkt des Helden selbst gesagt; es ist etwa = *Il se dit: Je suis plus maître de moi*. — Im nächsten Paragraphen folgen dann einige wenige altfranz. Beispiele, die ebenso zu beurteilen sind — aber der kurze einleitende Text läßt zunächst vermuten, es werde nunmehr eine ganz andersartige, wo nicht geradezu entgegengesetzte Erscheinung besprochen. Eines der Beispiele lautet *Descendue est, et si home entor soi* (Gaydon) — das bedeutet freilich '...um sie herum'; versucht man aber wörtlich zu übersetzen ('um sich'), so erkennt man sofort, daß der Dichter aus der Seele seiner Heldin heraus spricht ('sie hatte ... oder sah ... um sich'). Bedenkt man nun, daß im Altfranz. bis ins 17. Jh. hinein genau wie noch heute im Deutschen auch sonst meist das Reflexiv gebraucht wurde und nicht das Personalpronomen ('er hat Geld bei sich', nicht 'bei ihm', altfrz. meist *argent at o sei*, nicht *o lui*, vgl. Nyrop § 212), so erkennt man, daß der heute offizielle Gebrauch von *lui* statt *soi* auf die Grammatiker des 17. Jh.s (Bouhours) zurückgeht, die offenbar eine (objektive) Darstellung vom Standpunkt des Sprechenden aus verlangten statt einer solchen von der handelnden Person aus. Die moderne Sprache emanzipiert sich, wie in so vielen anderen Fällen, von den klassizistischen Regeln; sie gebraucht wieder *soi*, das vermutlich in der Umgangssprache stets weitergelebt hat. — Das aber wäre nur zum Ausdruck gekommen, wenn Nyrop statt der systematischen eine mehr historische Darstellungsweise gewählt hätte. Und das gilt auch sonst. Es ist schwerlich ein Zufall, daß Brunots *Histoire de la langue française* kaum je zitiert wird (außer z. B. zu dem spezifisch historischen Kapitel vom Duzen und Siezen, Literaturangabe zu § 195) und in der Bibliographie unter den allgemeinen Werken fehlt. Aber die systematische Darstellung ist (mag sie auch 'klarer' erscheinen) willkürlicher als die historische. Eine Sprache ist, wie H. Paul betont, kein System.

Damit hängt nun ein weiterer Punkt zusammen. Nyrop interessieren im Leben der Sprache mehr die allgemeinen, ahistorischen, sozusagen systematischen Kräfte (wie Analogie, Kontamination usw., die er in der Einleitung besonders behandelt) als die eigentlich historischen (wie z. B. Einfluß der Grammatiker). Dadurch erhält seine Sprachauffassung etwas Mechanisches, und man darf sagen, daß er die Wirksamkeit des Mechanischen überschätzt. Auch dafür ein Beispiel. Bekanntlich bilden die Franzosen die Namen von Straßen usw. ohne *de*, falls es sich um einen Personennamen handelt (z. B. *Rue Soufflot*, *Avenue Jean-Jaurès*; d. h. sie behalten alsdann den alten Typus *Hôtel-Dieu* bei), aber mit *de* in den übrigen Fällen (*Rue de Lille*, *Rue de Rennes*, *Boulevard de Strasbourg* usw.). Nyrop jedoch meint (§ 100), der erste Typus sei 'analogisch' auf Fälle der zweiten Art ausgedehnt worden: man finde schon bei Joinville *la rue Sainte-Croix*. Ebenso sei man (§ 97) 'vielleicht analogisch' nach Fällen wie *El nom Dieu*, *El nom la virgine* dazu gekommen, auch *En nom la vraie croix* zu sagen. Aber hier sagt Tobler (I¹ 60 = I³ 75), dessen Beispiele Nyrop z. T. benutzt, mit mehr Recht, *croix* sei alsdann 'in leicht verständlicher Weise behandelt wie die Namen anderer heiliger Wesen', und man wird zugeben, daß Toblers historische Erklärung zugleich psychologisch tiefer ist als Nyrops ahistorische mit der vielberufenen 'Analogie'. Das Kreuz war eben für den mittelalterlichen Menschen eine (heilige) Person, die angebetet wurde (vgl. noch Calderóns bekanntes Drama!), und so erklärt sich auch die *rue Sainte-Croix* bei Joinville. Von den vier anderen Beispielen aber, die Nyrop für die analogische (d. h. eigentlich sprachwidrige) Ausdehnung des *de*-losen Typus beibringt, sind zwei (*Rue Vau-*

girard und Boulevard Sébastopol) insofern höchst zweifelhaft, als diese Straßen auf dem Plan im Baedeker von 1923 noch 'Rue de Vaugirard' und 'Boulevard de Sébastopol' heißen; auch Renan schreibt in seinen *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* (1883, Abschnitt *Le Séminaire Saint-Sulpice*) 'rue de Vaugirard', und ich selbst habe in Paris nie etwas anderes gesehen oder gehört (obwohl es natürlich möglich ist, daß einmal auf Briefadressen oder in der Konversation der Kurze halber — nicht analogisch! — das *de* weggelassen wird). So würden also von Nyrops Beispielen nur *Rue Montmartre* und *Faubourg Montmartre* übrigbleiben, und auch hier ließe sich wohl eine andere Erklärung denken als die Analogie. Es ist im Gegenteil festzustellen, daß die beiden Typen 'Rue Saint-Jacques' und 'Rue de Lille' von den Franzosen all die Jahrhunderte hindurch streng auseinandergehalten worden sind (die *Avenue Jean-Jaurès* hat ihren Namen offenbar erst nach dem 1914 ermordeten Politiker erhalten, die *Rue de Rivoli* den ihren sicherlich erst nach dem italienischen Dorf, bei dem Napoleon 1797 siegte), genau wie im Deutschen die Typen 'Friedrich(s)strasse' und 'Leipziger Straße' sich niemals analogisch zu '*Friedricher-Straße' oder '*Leipzig-Straße' vermischen.

Ist hier Tobler benutzt und doch wieder nicht benutzt, so finden sich hinten in der Bibliographie (13 Seiten) auch sonst Schriften oder Aufsätze angeführt, von deren Ausführungen Nyrop abgewichen ist, ohne daß er sie im Text diskutiert hätte. Das gilt z. B. für die Frage des *accord* in Fällen wie *L'appartement bourdonne telle (oder tel?) une ruche* (§ 419). Hier sind hinten Kalepkys Artikel in der ZrPh. angeführt, aber obwohl Kalepkys Auffassung durchaus zutreffend war (vgl. meine Syntax II, 404 ff.), gibt Nyrop im Text eine andere, gerade entgegengesetzte und zweifellos irrige; in den 'Additions et Corrections' (p. 437) druckt er dann eine Deutung des französischen Lycealprofessors Pierre Laurent ab, die (ohne daß das gesagt würde) mit derjenigen Kalepkys übereinstimmt, bemerkt aber dazu, die Frage des *accord* sei meist rein zufällig und nicht so wichtig!

Doch das sind Kleinigkeiten, die Nyrops Leistung nicht vermindern können. Eine Leistung, die um so erstaunlicher ist, als sie von einem seit langen Jahren Blinden vollbracht wurde. Auch wenn sich unsere Auffassungen vom Leben der Sprache noch so sehr ändern sollten, so wird dieses Buch doch immer seinen Wert als ausgezeichnete Beispielsammlung behalten. Dieser Wert bleibt auch dann, wenn die Erklärungen fehlen oder als verfehlt betrachtet werden müssen, während umgekehrt eine Syntax, die das Hauptgewicht auf psychologische Erklärungen legt, wertlos wird, sobald diesen Erklärungen die Überzeugungskraft mangelt. — Deshalb soll auch auf weitere Einzelheiten nicht mehr eingegangen werden. Wir wünschen dem Bande den gleichen Erfolg wie seinen Vorgängern und sehen der Fortsetzung mit Spannung entgegen.

München-Pasing.

Eugen Lerch.

Arthur Franz, Aus Victor Hugos Werkstatt. Auswertung der Manuskripte der Sammlung «Les Contemplations». I. Teil. Die Methode der Auswertung. (Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, hg. von D. Behrens. V. Zusatzheft.) Gießen 1928.

Die hier vorliegenden methodologischen Erörterungen bilden eine Einführung in die bisher noch nicht erschienenen Teile II und III, in denen die poetische Werkstatt Victor Hugos untersucht und eine größere Anzahl von Gedichten der 'Contemplations' interpretiert werden sollen. Nicht zum ersten Male wird die Auswertung der Manuskripte eines Dichtwerkes zum Gegenstand philologischer Forschung gemacht, insbesondere lagen gerade über

V. Hugos Werk nicht unbedeutende Studien vor. Während man aber bisher auf französischer Seite gewohnt war, solche Untersuchungen unter rein stilistischen Gesichtspunkten anzustellen, und die deutsche Romanistik dazu neigte, aus der Auswertung der Manuskripte Folgerungen für die Entwicklungsgeschichte des Dichters oder die Geistesgeschichte seiner Zeit zu ziehen, stellt sich Verf. ein anderes Ziel: er will 'mit Hilfe der Manuskriptänderungen einen Teil der Genese der Gedichte erschließen und etwas über das Wesen ihrer Struktur aussagen' (S. 10). In einem ersten Abschnitt schreitet er zur Darstellung seiner Auswertungsmethodik an der Hand von Beispielen. An dem Gedicht VI. XXIV. '*En frappant à une porte*' zeigt er, wie die zu verschiedenen Zeiten in dem Gedicht vorgenommenen Änderungen ganz verschieden gewertet werden müssen. Die Feststellung der Chronologie der Änderungen ergibt sich als ersten wichtigen methodologischen Schritt. Stilistische Gesichtspunkte sind bei V. Hugo nur ganz selten Ausgangspunkte für Änderungen; Besserungen, bei denen der auszudrückende Gedanke erst ungenau und dann genau formuliert wäre, lassen sich nicht nachweisen. Vielmehr sind andere Gründe Anlaß zu Korrekturen; in dem erwähnten Gedicht handelt es sich z. B. um die nachträgliche Erarbeitung eines gleichmäßigen Aufbaues durch Einschub einer Strophe oder um die Einwirkung einer biographischen Tatsache. Dabei ist zu beachten, daß bei V. Hugo neben einer Grundinspiration eine ganze Reihe sekundärer Inspirationen wirksam waren, die die ursprüngliche Schöpfung umgestalteten; denn es gehört zur Eigenart des lyrischen Schaffens V. Hugos, daß die Ausdrucksmittel nicht nur den poetischen Inhalt verwirklichen, sondern selbst immer wieder neue poetische Antriebe auslösen. Durch die 'Werkstattarbeit', während der handwerklichen Bemühung um die Vollendung, werden solche sekundäre Inspirationen wachgerufen und finden in den Manuskriptänderungen ihren Niederschlag. Durch ausführliche Handschrifteninterpretation des philosophischen Gedichtes '*Magnitudo Parvi*' wird diese typische Entstehungsweise Hugoscher Gedichte nachgewiesen. In einem zweiten Abschnitt setzt sich Verf. in gründlicher Weise mit den bisherigen Auswertungsmethoden, insbesondere mit Vianey, dem Herausgeber der kritischen Ausgabe der '*Contemplations*', auseinander.

Es wäre verfrüht, über die noch des Abschlusses harrende Studie ein Gesamturteil fällen zu wollen; immerhin läßt sich schon jetzt sagen, daß hier ein erfolversprechender, neuer Weg beschritten wird, um dem Werden Hugoscher Dichtkunst nahezukommen. Die Franzsche genetische Methode macht zwar die übrigen Methoden der Interpretation eines Dichtwerkes nicht überflüssig, bietet aber in ihrer sicheren wissenschaftlichen Fundierung eine gute Grundlage, von der aus jede künftige Gesamtwürdigung Hugoscher Kunst wird ausgehen müssen. Man mag sich davor hüten, von solchen Untersuchungen mehr zu erwarten, als sie geben können: das Geheimnis der dichterischen Konzeption zu ergründen, wird der genetischen Methode ebensowenig gelingen wie irgendeiner anderen. Daß sie aber mit der romantischen Vorstellung vom Wesen des dichterischen Berufes aufräumt, daß sie den Dichter gleichsam entzaubert, indem sie bewußt das Handwerksmäßige seiner Kunst stark betont und die Technik der Umformung der dichterischen Eingebung in sprachliche Form an praktischen Beispielen aufzeigt, gibt ihr einen Wert über die zufällige Anwendung auf Victor Hugo hinaus. Es wäre wünschenswert, die von Franz mustergültig gehandhabte Methode der Auswertung von Manuskripten an all den Dichtern, deren Werk groß und bedeutend genug ist, erprobt zu sehen. Den Lohn würde man in einer tieferen Erkenntnis des Dichters und seines Werkes finden.

Im einzelnen sind mir bei der Lektüre einige Kleinigkeiten aufgefallen, die ich anmerken möchte. Auf S. 29 wird die Änderung des Verses: '*Quand votre jour s'en va*' in '*Quand ton soleil s'en va*' besprochen und von dem Ersatz des '*votre*' durch '*ton*' behauptet, er sei für die Wirkung des Verses

nicht nebensächlich: 'der ruhige *Tieftonabschluß* der ersten Fassung ist zerstört.' Was soll das heißen? — Verf. liebt überhaupt gelegentlich die Verwendung von Worten, mit denen der Leser keine klare Vorstellung verbinden kann. Was ist z. B. ein 'Bremsvers' oder eine 'Bremsstelle', von der auf S. 83 gesagt wird, sie sei für die biographische Ausdeutung am wenigsten geeignet? Oder was soll man darunter verstehen, wenn auf S. 31 von einer 'Veränderung des Tempos' die Rede ist auf Grund einer Korrektur der Verse:

'Voyaient de toutes parts dans l'étendue obscure'
in *'Voyaient l'urne d'en haut, vague rondeur obscure'*
und *'Sur les bois, sur les monts, sur les campagnes blondes'*
in *'Et verser sur les monts, etc. ...'*

Das Tempo dieser Verse ändert sich doch nicht — wie ja bekanntlich das Tempo in der französischen Verslehre so gut wie keine Rolle spielt, da es nicht zuletzt von der Sprechweise des Vortragenden abhängt —, sondern höchstens der Rhythmus, d. h. *la répétition, à intervalles égaux, d'un effet sensible*¹. Und auch dann bliebe noch ein Wort darüber zu sagen, inwiefern sich in obigen Versen durch die Korrekturen der Rhythmus ändert. Gerade auf dem Gebiete der Verslehre sind solche Ungenauigkeiten bedauerlich, weil wir doch immerhin die auch heute noch nicht veralteten exakten Forschungen Toblers über den französischen Versbau besitzen; entschuldigend muß freilich angeführt werden, daß in neuester Zeit viel Verwirrung auf diesem Gebiet angerichtet wurde.

S. 34 ist die Rede von folgenden Versen aus *'Magnitudo Parvi'*:

La pâle nuit levait son front dans les nuées;
Les choses s'effaçaient, blêmes, diminuées,
Sans forme et sans couleur.

Dazu sagt Verf.: '*diminuées* ist Reim zu *nuées*; aus der Anschauung stammt das Wort nicht, denn unter den geschilderten Umständen werden nicht die Dinge kleiner, sondern ihre Deutlichkeit wird kleiner.' Es ist eine eigentümliche Gepflogenheit des Verf., die Entstehung eines Verses, wenn sich keine anderen Gründe auffinden lassen, aus Reimzwang zu erklären (s. auch S. 15). Ganz abgesehen davon, daß mit solcher Argumentation gar nichts gewonnen ist, da sie vollständig subjektiv ist, muß sie bei V. Hugo besonders gewagt erscheinen, dessen 'Dichtenkönnen' und 'bewundernswerte Meisterschaft im Gebrauch von Wort, Klang, Stimmung und Gedankenverbindung' (Franz, S. 21) es nicht wahrscheinlich machen, daß er sich durch das Reimwort in seiner Bild-, Gedanken- und Wortwahl hätte binden lassen. Im übrigen ist doch wohl die Vorstellung, daß die Dinge bei hereinbrechender Dunkelheit verkleinert erscheinen, durchaus der Anschauungssphäre entnommen; natürlich handelt es sich dabei nur um eine Impression, die mit dem Worte *diminuées* festgehalten wird; denn daß in Wirklichkeit nicht die Dinge kleiner werden, sondern nur ihre Deutlichkeit abnimmt, das hat vermutlich nicht nur Verf., sondern auch V. Hugo gewußt. Wie stark V. Hugo hier gerade auf sinnlicher Anschauung fußt, mag eine parallele Auffassung der

¹ J. Romain et E. Chennevière, *Petit traité de versification*, S. 11. Wenn Grammont meint, es könne eine Verlangsamung eines Verses innerhalb einer Versreihe dadurch eintreten, daß Hebung nach Hebung ohne zwischengefügte unbetonte Silben gesetzt werden, so verwechselt er, wie nach ihm übrigens auch Klemperer in 'Die moderne französische Lyrik' S. 25, Betonung und Länge und läßt die Grundtatsache außer acht, daß für den französischen Vers nur die Zahl und unter Umständen die Betonung der Silben in Betracht kommt, niemals dagegen die Quantität, und daß die Länge des Vokals und nicht minder die Länge der Zeit, welche die Aussprache der gesamten Silbe erfordert, für das Maß des Verses vollkommen gleichgültig ist (s. Tobler, *Versbau*, S. 1 f.).

gleichen Erscheinung erhärten, die sich bei einem modernen deutschen Schriftsteller findet, der nicht durch Reimzwang behindert war: Im 'Helianth' von Albrecht Schaeffer (I, S. 17) heißt es: '... und plötzlich ergraute alles und losch aus und schien *verkleinert* — oben hatte eine kleine Wolke sich vor die Sonne gestellt.'

Solche Ausstellungen beeinträchtigen natürlich in keiner Weise den Gesamtwert der Studie, die wir aufs freudigste begrüßen.

Ilmenau.

Alfred Götze.

G. Oscar Russell, Ph. D., Director of Phonetic Laboratories, Ohio State University, *The Vowel, Its Physiological Mechanism as Shown by X-Ray*. The Ohio State University Press, Columbus, 1928. XLI, 353 S.

G. O. Russell ist ohne Vorurteil an seine phonetischen Studien gegangen. Bei sämtlichen bedeutenden Phonetikern beider Weltteile hat er sich persönlich Aufschlüsse geholt, um der Wahrheit näherzukommen. In einem kurzen geschichtlichen Überblick zeigt er die Mängel der früheren Untersuchungen und gelangt damit zu dem eigentlichen Hauptpunkt, dem Nachweis, daß die besten Forschungsergebnisse durch Röntgenaufnahmen erreicht werden. Russell berichtet von schweren Lehrjahren bei diesen Aufnahmen, von lebensgefährlichen Verbrennungen und Erkrankungen, abgesehen von den hohen Kosten und den langsam errungenen technischen Vorteilen für Erzielung der deutlichen, schönen Bilder, die er nun veröffentlicht. Er machte über 3000 Aufnahmen an 400 Versuchspersonen (Deutschen, Franzosen, Engländern, Spaniern u. a.), gibt dem Leser ausführliche Belehrung über die günstigste Einstellung des Apparates, über Exponieren und Entwickeln der Aufnahmen und beschert ihm eine Reihe von Stereoskopbildern. Aus dem Studium der Bilder erhellt nun, daß die bisherigen Anschauungen über die physiologische Beschaffenheit der Laute mit dem Sachverhalt nicht übereinstimmen. Die gesamten Lautsysteme und alle Arten von Vokaldreiecken werden untersucht und als ungenügend verworfen. Mit Genugtuung beruft sich Russell auf Viëtor, der 1914 selbst die Vokaldreieckanschauungen als hinfällig bezeichnet hat. Die Einteilungsgründe von Sweet-Bell nach der Zungenstellung *high — back — narrow* usw. werden ad absurdum geführt. Die wahre Zungenstellung, wie das Röntgenbild sie zeigt, ist so ziemlich für alle Vokale anders, als bisher angenommen wurde, vor allem aber werden die vorläufig noch geltenden Einreihungen unmöglich. Ist die Stellung für */I/* tiefer nicht nur als die für */e/*, sondern sogar als die für */æ/*, wo bleibt dann die bisherige systematische Einteilung? Russell zeigt sich schließlich der topographischen Methode Jespersons am geneigtesten. Daß er dabei das griechische Alphabet durch Buchstaben ersetzt, die aus den Bezeichnungen für den Sprechapparat genommen sind, ist gewiß nicht unpraktisch; daß er als Grund für die geringe Verbreitung von Jespersons Messungsmethode die Schwierigkeit in Betracht zieht, die das Schreiben und Erlernen des griechischen Alphabets verursacht (S. 310), berührt — überseeisch.

Mit Recht legt Russell das Hauptgewicht auf die Gestalt der Rachenhöhle, während die Gestalt der Mundhöhle nur ein Akzidens ist, worüber man sich am besten Gewißheit verschaffen kann, wenn man mit dem Finger auf die Zunge drückt und nach einiger Übung alle Vokale auch so herausbringen lernt. Russell hat sich zwar viel mit den früheren Erklärungen beschäftigt, sich aber nicht die Mühe genommen aufzudecken, woher es kommt, daß die Gestalt der Mundhöhlen um so viel mehr beachtet wurde als die der Rachenhöhlen. Es liegt nicht nur daran, daß die letzteren sich bis vor kurzem der Beobachtung so gut wie ganz entzogen, sondern auch daran, daß

das Bewußtsein der Vorderzungenstellungen wesentlich lebhafter ist, als das der Hinterzungenstellungen. Andererseits aber ist die Vorderzungenstellung doch korrelat zu der Hinterzungenstellung, und der eigenartige Sachverhalt ist also der, daß wir unbewußt die Rachenhöhlengestalt hervorbringen, die die beabsichtigte Lautung bewirkt. Die dadurch sich ergebende Zungenwurzel- und Hinterzungenstellung aber bedingt zwangsläufig die Ballung beziehungsweise Streckung der Vorderzunge, die allein uns bewußt wird. Wollen wir absichtlich einen Laut bilden, so beeinflussen wir nicht die Rachenpartien, sondern die Mundpartien, und bewirken so rückläufig, was beim natürlichen Sprechen in entgegengesetzter Richtung vor sich geht.

Ist nun die Gestalt der Rachenhöhle das Maßgebende für die Lautung, so ergibt es sich, daß die Röntgenaufnahmen den größten Fortschritt der physiologischen Beobachtung bilden. Außerdem hat Russell auch Aufnahmen mit dem von ihm erfundenen (im Buch nicht beschriebenen) Laryngoperiskop veröffentlicht, die unsere Kenntnisse über die Vorgänge im unteren Rachenraum anschaulich erweitern und zeigen, daß da in erster Linie der Kehldeckelwulst (*turb. periglottis*) in Betracht kommt. Bei [i] steht der Kehldeckelwulst ganz ab von den Stimmlippen, der Luftstoß geht frei nach oben. Bei [ə] berührt er sie oder die Arytenoiden (Stellknorpel): der Klang ist gedämpft. Bei [o] wölbt sich die Zungenwurzel so stark über die Stimmlippen, daß man den Kehldeckel fast gar nicht sieht. Das Herabdrücken des Kehldeckelwulstes bewirkt nicht nur Dämpfung, sondern auch Vertiefung des Klanges. Bei den tiefen dumpfen Lauten, die das Englische in druckloser Stellung aufweist, 'vereinigen sich Kehldeckelwulst, die Wülste der Stellknorpel, die falschen Stimmbänder zu einem Dämpfer, der die Stimmlippenschwingungen ganz überdeckt, so daß alle Vokale, ausgenommen [i], für das Ohr die gleiche Beschaffenheit haben'. (S. 93.) Wobei zu bemerken ist, daß diese Tatsache eigentlich besonders erklärungsbedürftig wäre. Gerade das [i] müßte in dieser Stellung der Wülste am ersten vernichtet werden.

Zur besseren Kenntnis der Höhlengestaltung bringt Russell die Beobachtung des Hyoid hinzu, und zwar Stellung und Bewegung von Hyoid und Thyroid in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Für [u] z. B. geht das Zungenbein um 10 mm nach vorn, der Schildknorpel um 3. Für [o] dagegen geht der Schildknorpel um 2 nach rückwärts, das Zungenbein um einen nach vorn. Die horizontalen Bewegungen des Zungenbeins zeigen natürlich die Ausdehnung der unteren Rachenhöhle an. (S. 113.) Nicht weniger bemerkenswert sind die vertikalen Bewegungen: [ə] hat die tiefste, [ø] die höchste Zungenbeinstellung, so daß bei diesem letzteren der Abstand zwischen Gaumen und Zungenbein der kleinste der ganzen Vokalreihe ist.

Bei der Untersuchung der Velumbewegungen ist Russell zu dem Ergebnis gekommen, daß der Nasenweg durch die Schwingung des Gaumensegels von vorn nach hinten und zurück mehr beeinflusst wird als durch die Auf- und Abbewegung (S. 116), was unabhängig von ihm auch Eijkmann festgestellt hat⁴.

Die Messung der verschiedenen Höhlenausdehnungen ist von maßgebender Bedeutung für die Erfassung ihrer Mitwirkung an dem zu erzeugenden Laut. Zu den zwei längst bekannten Faktoren: Luftvolumen als Resonator und Enge des Luftkanals fügt Russell als dritten die Beschaffenheit der Oberfläche der Höhlen. Ist die Oberfläche weich, so wirkt sie wie ein Dämpfer, sie saugt den Schall auf, ertötet ihn, wie wenn Klaviersaiten mit dem Filzhammer berührt werden. Ist sie hart, fest, so gehen die Schwingungen unvermindert mit unbeeinflusster Beschaffenheit durch. Bei weicher Oberfläche werden die hohen Teiltöne absorbiert, nur die dunklen, tieferen bleiben übrig. Bei harter Oberfläche ergibt sich ein metallischer Klang, wie wenn Klaviersaiten mit einem Holz- oder Metallhammer geschlagen werden.

⁴ Neophilologus, 1926.

[ɔ] (= *aw*), [o] [u], aber auch [I] und [ɛ] gehören zur 'gedämpften' (*mellow*-) Reihe, [e] [i] zur 'metallischen', [a] kann zu beiden gehören (S. 90). Russell leugnet die Notwendigkeit, Vokalpaare aufzustellen, wie sie sich in den herkömmlichen Einteilungen (offen — geschlossen, usw.) ergeben. Jeder Vokal ist eine Wesenheit für sich und kann nur aus sich selbst verstanden werden.

Die herkömmlichen Gegenüberstellungen *narrow* — *wide*, *front* — *back* usw. lehnt Russell ganz ab. Er geht nämlich von der Anschauung aus, daß jede physiologische Bezeichnung vermieden werden solle, weil unsere physiologischen Erfahrungen dem bisher Vorgestellten widersprechen, andererseits aber doch noch nicht sicher genug sind, als daß Endgültiges auf sie aufzubauen wäre. Nicht nur der Anhänger alter Systeme wird hier Widerspruch erheben. Zugegeben, daß 'front' und 'back' bei der Beschreibung der Röntgenbilder hinfällig wird. Auch an offen — geschlossen (*narrow* — *wide*) ist Russells Kritik durchaus begründet. Nicht aber die an 'gespannt' — 'ungespannt' (*tense* — *lax*), und zwar gerade, wenn man geneigt ist, die Theorie von dem Einfluß der 'Oberfläche' anzunehmen. Ich selbst vertrete diese Meinung — ist doch aus der Instrumentenlehre bekannt, welchen Einfluß die Beschaffenheit der Wand auf den Klang hat; es fehlte nur die sinngemäße Anwendung auf den Sprechapparat. Gerade dann aber sind die Ausdrücke 'gespannt' und 'ungespannt' nahezu unentbehrlich. Denn es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die 'weiche' oder 'feste' Oberfläche das Ergebnis einer Spannung bzw. Entspannung ist. Und diese Spannung der Oberflächen ist verbunden mit der Spannung der Zunge. Die stärksten Spannungen, die wir mit dem Finger an der Zunge unmittelbar feststellen können (bei [ɔ] und [e]), werden auch von stärksten Spannungen der Oberflächen begleitet. Allerdings paßt hier Russells zweite Begründung der Ablehnung: Die Spannung ist eine physiologische Tatsache, die wir noch nicht messen, also nicht einwandfrei objektiv feststellen können, wenn auch verschiedene annähernde Messungsmethoden schon vorhanden und an den Tatsachen selbst keine Zweifel möglich sind. Russell ist unseren Gaumen- und Zungenempfindungen gegenüber skeptisch und befürwortet akustische Bezeichnungen, mindestens vorläufig, bis wir nämlich die physiologische Ursache des akustischen Eindrucks unwiderleglich aufdecken können. Die Eindrücke 'gedämpft' und 'metallisch' sind natürlich durch bestimmte physiologische Vorgänge hervorgerufen. Aber die Zahlentabellen stehen noch aus, wie Russell sie für die Oberflächenausdehnung vom Kehlkopf bis an die Lippen aufstellt (S. 167 bis 243). Diese Tabellen sind auf Grund der Röntgenaufnahmen errechnet, wobei alle Kunst aufgewendet wurde, die Mittellinie der Zunge von ihren Seitenlinien kenntlich zu machen und den Diameter der Höhlen festzulegen. In der mathematischen Grundlage der Berechnungen ist Russell Lord Rayleighs *Theory of Sound* (II, S. 173) und Lloyds *Speech Sounds* (Neuere Sprachen, 1890 = *Phonetische Studien* III, 125) gefolgt. Da der Flächenraum jeder einzelnen Höhle mit der Spannung der Oberfläche notwendig in Beziehung stehen muß, sollte man meinen, daß hier in nicht allzu ferner Zeit auch die Möglichkeit gegeben sein wird, die Spannung selbst zu berechnen. Das Experiment müßte in der Weise gemacht werden, daß unter Festhaltung einer bestimmten Zungenstellung 'metallische' oder gespannte und 'gedämpfte' oder ungespannte Aussprache willkürlich hervorgebracht wird. Wobei nochmals daran erinnert sei, daß die 'gedämpften' Laute nicht durchweg dieselben sind, die wir jetzt als 'ungespannte' zu bezeichnen pflegen. Wir scheinen doch annehmen zu dürfen, daß die 'gedämpfte' akustische Wirkung und die Veränderung des Flächenmaßes auf ein und dieselbe Ursache zurückgehen. Gegen die 'Höhletheorie' führt Russell an, daß ein Mann und eine Frau aus derselben Gegend, deren Aussprache akustisch ganz gleich war, so verschiedene Gaumenbilder lieferten, daß die der Frau kaum die Hälfte des

Flächeninhaltes aufwiesen als die des Mannes. Offenbar liegt die Wirkung nicht im Flächenmaß an sich (und also auch nicht im Volumen an sich), sondern in der Verhältniszahl aller Mitwirkenden. Übrigens macht sich hier — und nur hier — ein methodischer Fehler bei Russell geltend. Gewiß ist das Ohr ein feiner Beobachter und sicherer Zeuge. Aber für objektive Beurteilung bleibt nichts übrig als die physikalische Messung. Das [i] der Dame wird eben doch anders geklungen haben als das [i] ihres Landsmannes, so gut dasselbe Rondo auf einer Diminutivgeige anders klingt als auf einer normalen Geige oder auf einem Cello.

Auffallend ist es, daß Russell, der sich mit der Höhlentheorie von Willis bis Scripture, mit der Resonanztheorie von Wheatstone bis Helmholtz und der 'unharmonischen' Theorie Hermanns usw. beschäftigt, die Vokalanalyse Stumpfs nicht erwähnt, obwohl er an D. C. Miller anknüpfend sagt, der beste Beweis für eine Vokaltheorie wäre die Herstellung der Vokale durch Zusammensetzung der Teiltöne, die die Analyse ergibt (S. 163) und M. H. Liddells Vokalspektrum als brauchbares Unterrichtsmittel empfiehlt, sowie auch z. B. Crandalls wichtige Frequenzanalyse erwähnt. Die 'Tonchemie' Stumpfs, der Hinweis auf die eigenartige Zusammensetzung der Laute aus oft gleichen Schwingungselementen, aber von verschiedener Stärke bei verschiedenen Intervallen der fehlenden Elemente, hätte hier wohl in Betracht gezogen werden müssen. Bei der Besprechung der Vokalspektren, die leicht ineinander übergehen, bemerkt Russell, die Romanisten werden daraus allerdings keine Stütze für die Veränderung der Lautungen gewinnen, aber es werde über kurz oder lang eine Untersuchung einsetzen müssen, ob die sogenannten offenen Vokale wirklich in der Mittellinie der Zunge 'offener' waren als die geschlossenen und ob hierin die Ursache der Verschiedenheit und der Veränderung zu suchen sei (S. 306). Inzwischen hat bereits Pierre Fouché in seinen *Études de Phonétique Générale* (Paris 1927) zu beweisen versucht, daß z. B. bei [e] die Unterschiede nicht in 'offen' und 'geschlossen' zu suchen seien, sondern in der Art der Spannung (S. 27), und zwar in der Art des Silbenschlusses. Ich hoffe in nächster Zeit hierüber ausführlicher sprechen zu können.

Russells Buch leidet zwar an vielen Wiederholungen, ist aber mit seinen zahlreichen, gut erklärten Abbildungen und Tabellen, mit seinen praktischen und theoretischen Auseinandersetzungen nicht nur ein belehrendes und anregendes, sondern für den Experimentalphonetiker von heute ein unentbehrliches Buch.

Wien.

Elise Richter.

Emma Schill, Les Traductions françaises de l'Intermezzo de Henri Heine. Thèse pour le Doctorat de l'Université de Paris. Paris 1928. 160 S.

Das Problematische jeder Übersetzungskunst liegt in einer zwiefachen Ursache begründet: Methode, Grenzen und Ziele der Übertragung eines Dichtwerks in eine andere Sprache hängen unmittelbar ab vom Wesen der in Frage stehenden Sprachen, von ihren Ausdrucksmöglichkeiten, dem Wort- und Formenreichtum, dem Stil, daneben aber auch von der besonderen Kunsttheorie, der 'nationalen Poetik' und weisen somit sowohl in sprachphilosophische wie in kunsttheoretische Richtung. Daneben wurzelt der Wert der übersetzerischen Leistung wie jede künstlerische Tätigkeit in der persönlichen Eigenart und Anlage des Übersetzers selbst. Damit ist deutlich zum Ausdruck gebracht, daß jedes Übersetzungswerk ein Lösungsversuch, aber niemals eine endgültige Lösung der Übersetzungsaufgabe sein kann. Inwieweit trotz der wechselnden und vergänglichen Bedeutung der

Übertragung eines Originals feststehende Grundzüge und Richtlinien für die Übersetzungskunst von einer Sprache in die andere vorhanden sind, vermag nur die induktive Methode der Erforschung und Analyse einer Reihe von Übersetzungen zu ergründen.

In diesem Zusammenhang erhält die obenerwähnte 'These' ihren Wert. Sie vergleicht die seit Gérard von Nerval im Französischen vorhandenen zahlreichen Übersetzungen von Heines 'Intermezzo' miteinander und mit dem Original, stellt Abweichungen im einzelnen fest, hebt besonders glückliche Formulierungen der Übersetzer heraus, weist Unzulänglichkeiten nach und gelangt so zu einer Gesamtwertung der französischen Übersetzer Heines, insbesondere Nervals, die manche reizvolle Neuheit zutage fördert. Leider ist sich aber die Verfasserin der grundsätzlichen Bedeutung ihrer Arbeit nicht voll bewußt geworden. Wenn sie auch in der Einleitung einmal ausspricht, daß es wesentlich sei, *'le comment et le pourquoi, les mobiles et le but des traducteurs'* zu erkennen, so befriedigt gerade in dieser Hinsicht ihre Arbeit nicht ganz. Sie neigt zu leicht dazu, sich mit der Feststellung einer Abweichung des Übersetzers vom Original zu begnügen und diese Abweichung als *'faute'* zu buchen, während doch gerade hier die Frage nach dem *'pourquoi'* zu stellen wäre, um hinter die möglichen Gründe, die zu einer Abweichung vom Original geführt haben, zu kommen. Ein Beispiel für viele: S. 55 wird bei der Übersetzung des Heineschen:

*Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Marchen ins Ohr*

festgestellt, daß keine der Übersetzungen gleichzeitig eine Entsprechung für *'heimlich'* und *'ins Ohr'* enthält. Eine Begründung fehlt. — *'Parler à l'oreille de qn.'* heißt eben schon *'heimlich ins Ohr sagen'*, *parler très près de l'oreille et de manière à n'être entendu que de la personne à qui l'on parle* (Littré). Für den Franzosen würde also ein Nebeneinander von *'secrètement'* und *'à l'oreille'* eine stark empfundene Tautologie sein.

Trotz dieser Mängel ist die Schillsche Arbeit durchaus begrüßenswert, und man kann nur wünschen, daß sie eine Reihe ähnlicher Untersuchungen anregen möge, damit nach und nach eine für die Praxis des Übersetzens so empfindlich entbehrt wissenschaftliche Grundlegung der Übertragung von Dichtwerken aus dem Deutschen ins Französische möglich wird. Auf diese Weise ließe sich vielleicht auch das oft mehr als beschämende Niveau gegenwärtiger Übersetzungstätigkeit heben.

Ilmenau.

Alfred Götze.

Hans Leo Götzfried, Romain Rollands heroischer Idealismus. Ein Beitrag zum Verständnis der Welt- und Lebensanschauung des großen Menschenfreundes. Freudenstadt, Götzfried, 1929. 157 S. 1,80 M.

Für das Interesse und die Sympathie, welche man in Deutschland schon seit Jahren für Romain Rolland bekundet, ist diese Schrift ein neues Zeugnis. Der Verfasser derselben kennt nicht nur sehr gut die einschlägige Literatur, sondern steht auch in persönlicher Beziehung zu dem Dichter. Seine mit Klarheit und Wärme geschriebene Arbeit gliedert sich, abgesehen von einem biographischen Abriß und einer Vorgeschichte, in drei Abschnitte: I. Wurzeln des heroischen Idealismus bei R. R. II. Die wesentlichen Merkmale des heroischen Idealismus. III. Tragweite des heroischen Idealismus. Den Schluß bildet eine Betrachtung über den Einfluß Rollands in Frankreich und in der Welt.

R. Rolland gehört zu jenen seltenen Naturen, welche die Wahrheit über alles stellen und nicht von Illusionen leben wollen, und weiterhin zu jenen

noch selteneren, die zwar die Menschheit in ihrer großen Unzulänglichkeit erkennen, sie aber nicht nur bemitleiden, sondern sie mit erstaunlicher Kraft des Herzens lieben können. Auf welchen Wegen Rolland zu diesem Ethos, das in den meisten seiner späteren Werke mitschwingt, gelangt ist, wird, wie mir scheint, nicht ohne Glück untersucht, und für die genaue Darlegung seiner Lebensauffassung und Weltanschauung, auf welcher ja, wie schon der Untertitel zeigt, das Schwergewicht des Buches ruht, werden gerade diejenigen dankbar sein, welche sich mit R. noch nicht eingehender beschäftigt haben. Eine kritische Analyse findet nicht statt; so wird z. B. die Frage, ob R. die Masse der Menschen, oder auch nur der Franzosen, wirklich zutreffend beurteilt und da nicht doch mit Tolstoi in einer Illusion befangen ist, und ob er daher mit einiger Berechtigung an die Zukunft und einen allgemeinen Fortschritt glauben kann, nicht zur Diskussion gestellt. Dasselbe gilt von dem Inhalt des dritten Abschnittes, wo eine Prüfung der Rollandschen Lösungen auf ihre Durchführbarkeit hin ausdrücklich abgelehnt wird, wiewohl G. auf S. 138 und 148 aus dieser Zurückhaltung etwas hinaustritt. Daher gelangt denn das schwierige Problem, wie Nationales und Weltbürgerliches zur Harmonie zu verschmelzen seien, und wie letzteres überhaupt, so wie die Menschen nun einmal angelegt sind, denkbar ist, nicht zur Erörterung. Wenn es in III, 3 heißt: 'Rolland hat immer für das scheinbar Ausichtslose gekämpft: mehrfach ist ihm der Enderfolg dennoch beschieden gewesen', so kann man doch leider nicht umhin, dazu ein Fragezeichen zu setzen. Der Tatsache, daß R. auf die weiteren Volkskreise in Frankreich keinerlei Einwirkung ausübt, wird, soweit ich sehe, nicht Erwähnung getan.

Das Literaturverzeichnis ist dankenswert, aber auch ein Namenindex wäre nicht unerwünscht gewesen. Hierauf sowie auf Druckfehler wird Verf. vielleicht bei einer zweiten Auflage achten, die der Schrift nur zu wünschen ist.

Jena.

O. Schultz-Gora.

Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz von K. Jaberg und J. Jud. Die Mundartaufnahmen wurden durchgeführt von P. Scheuermeier, G. Rohlfis und M. L. Wagner. Bd. I: Familie — Menschlicher Körper. Gedruckt mit der Unterstützung der Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich und privater Freunde des Werkes von der Verlagsanstalt Ringier & Co, Zofingen (Schweiz), 1928. 198 Karten.

K. Jaberg und J. Jud, **Der Sprachatlas als Forschungsinstrument. Kritische Grundlegung und Einführung in den Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz.** Halle, M. Niemeyer, 1928. 243 S.

'Wir bekennen uns zum Stoff, den der Geist lebendig macht.' Diese von bestem wissenschaftlichen Geiste erfüllten Worte des Einführungsbandes, die wie ein Mahnruf in dem leidigen Richtungsstreite unserer Tage klingen, deuten zugleich den tieferen Sinn des aus entsagungsvollen Bemühungen und großen persönlichen Opfern der beiden hervorragenden Schweizer Romanisten erwachsenen monumentalen Werkes an. Wenn im Jahre 1935 der achte und letzte Atlasband erschienen sein wird, dann wird eine gewaltige Stoffsammlung vorliegen, die der geistigen Durchdringung durch die kommenden Generationen von Forschern harrt, ein Rüstzeug ersten Ranges zur Erforschung der italienischen Mundarten und Volkskunde. Der Volkskunde wird außerdem durch einen Illustrationsband ein wichtiges Instrument an die Hand gegeben werden. Die besondere Berücksichtigung

der Probleme der Wort- und Sachforschung, der ein Hauptanteil der wissenschaftlichen Arbeit der Herausgeber sowohl als der Exploratoren gewidmet war und ist, wird die Eigenart des neuen Sprachatlanten ausmachen. In diesem Punkte geht er noch über das Werk Gilliérons hinaus, als dessen Schüler sich Jaberg und Jud gern und dankbar bekennen und dessen Andenken daher auch ihr Werk gewidmet ist.

Der Einführungsband bringt eine kurze Entstehungsgeschichte, die Erklärung der Anlage des Werkes, der Einrichtung der Karten, der Zeichen und Abkürzungen, eine ausführliche Erläuterung des einfachen und zweckmäßig gewählten Transkriptionssystems, die Aufnahmeprotokolle und das 'questionnaire'. Ein theoretischer Teil befaßt sich kritisch mit allen an die Entstehung eines Sprachatlanten geknüpften Fragen. Diese werden mit solcher Umsicht und mit Rücksicht auf alle nur denkbaren Einwürfe erörtert, so daß auch dem Spezialisten der italienischen Dialektgeographie kaum mehr etwas zu diskutieren übrigbleibt. Immerhin sei mir gestattet, zu einzelnen Punkten einige Bemerkungen zu machen.

Kapitel V des Einführungsbandes (Aufnahmeprotokolle) gibt außer den Personalien der Dialektsprecher jeweils kurze Angaben über die wichtigsten Mundartmonographien und Texte. Es wird dadurch eine zwar nicht vollständige (was an dieser Stelle gar nicht beabsichtigt war), aber dennoch sehr wertvolle Bibliographie der italienischen Mundarten gegeben, die bis zum Erscheinen der aus dem Nachlasse Carlo Salvionis von C. Merlo herauszugebenden eine wahre Lücke ausfüllt. Bei den romagnolischen Punkten 459 (Ravenna), 478 (Meldola) und bei P. 537 (Urbino) vermiße ich einen Hinweis auf meine Romagnolischen Dialektstudien II (Wiener Sitzungsberichte 188/1, 1919), wo die Lautlehre von 20 romagnolischen (darunter P. 459, 478) einschließlich der Nachbarmundarten von Pesaro und Urbino gegeben wird. Der Anhang dieses Kapitels bringt dann noch eine Auswahl von Wörterbüchern der Mundarten Italiens, der romanischen und italienischen Schweiz.

Kap. VII ('Wie entsteht ein Sprachatlas?') zeigt, wie das Questionnaire sich allmählich aus dem Gilliéronschen durch Anpassung an die besonderen Verhältnisse der italienischen Gebiete entwickelt hat, und wie und in welchem Maße es erreicht wurde, daß die Art der Fragestellung auch die Spontaneität der Antworten gewährleistete. Was die Dichtigkeit des Netzes und die Wahl der Ortschaften betrifft, so wäre es sicher wünschenswert gewesen, das Netz noch enger zu machen. Eine ungefähr gleiche Dichtigkeit wie auf den Karten des ALF. bedeutet für das weit dichter besiedelte und dialektisch soviel stärker differenzierte Italien gewiß nicht dasselbe. Doch sind die äußeren, technischen und namentlich materiellen Gründe, die den Herausgebern diese Beschränkung auferlegten, unanfechtbar, und die Wissenschaft muß ihnen dankbar sein, daß sie ihr das unter diesen Umständen Erreichbare in so ausgezeichnete und sorgfältiger Durchführung darbieten. Kein nach Vollständigkeit strebender Thesaurus der italienischen Mundarten konnte beabsichtigt werden, sondern eine Sammlung von charakteristischen Proben des Wort- und Formschatzes, die, auf Karten eingetragen, sich zur tatsächlichen dialektischen Abstufung im Raume wie die Skizze zu einem Bilde verhalten.

Über ihre Transkriptionsprinzipien (XI) haben sich die beiden Herausgeber bereits in ZrPh. 1927, 171 ff. ausführlich verbreitet und geben davon hier eine kurze Zusammenfassung. Was über den Unterschied zwischen dem 'schematisierenden' und dem 'impressionistischen' Transkriptionsverfahren ausgeführt wird, kann jeder Dialektforscher, der selbst Aufnahmen im 'Gelände' gemacht hat, unterschreiben. Ich selbst habe meine diesbezüglichen Erfahrungen bei meinen wiederholten Aufnahmen in der Romagna in den Jahren 1912—14 gemacht, Erfahrungen, die mich ver-

anlaßten, meine Zuflucht zum Phonographen zu nehmen: mit dem Ergebnis, daß die Abweichungen und Schwankungen gegenüber einem auf Grund der 'Lautgesetze' vorausgesetzten Normaltypus gewisser Laute unter gewissen Bedingungen bei im Satzzusammenhange aufgenommenen Wörtern nun noch größer waren als bei wiederholtem Vorsprechenlassen isolierter Wörter (vgl. meine Romagnolischen Mundarten, Wiener Sitzungsber. 181/2, 1917, S. 5, 11—12). Da aber eine wissenschaftliche Darstellung der Lautlehre kaum möglich ist, ohne ein gewisses Kategorisieren und Einteilen in Gruppen und Typen, sah ich mich in meiner oben zitierten Lautlehre doch zu einer Anlehnung an die 'schematisierende' Methode gezwungen, gab aber die festgestellten Grenzwerte, die 'Variationsbreite' gewisser Laute (vor allem der betonten Vokale) an. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß für die Aufnahmen des Sprachatlanten nach dem Vorbilde des ALF. nur die 'impressionistische' Methode in Betracht kam, und die von den Herausgebern auseinandergesetzten Gründe dürften auch keinen Einwendungen unterliegen. Der wichtigste Grund ist neben der wissenschaftlichen Ehrlichkeit der unretuschierten Wiedergabe der einmaligen Gehörseindrücke wohl der, daß bei solchen Aufnahmen dem Explorator nicht dieselbe Zeit zur Verfügung steht wie dem Spezialisten, der durch immer wiederkehrende Aufnahmen mit denselben und verschiedenen Sprechern doch in einem gewissen Maße feststellen kann, was als typisch unter gewissen Bedingungen wiederkehrt und daher von den Dialektsprechern selbst mehr oder minder bewußt als mittlere Norm angesehen wird. So betonen die Herausgeber mit Recht, daß der Atlas nicht für die Feststellung lokaler 'Lautgesetze', wohl aber für das Studium regionaler Lauttendenzen das Material liefert (S. 221). Mit anderen Worten, Spezialuntersuchungen kleinerer Gebiete werden nach wie vor ihre Existenzberechtigung haben und zur Ergänzung des Sprachatlanten dienen können. Dies ist in der Tat mein Eindruck dort, wo ich die Angaben Scheuermeiers am besten nachkontrollieren kann, auf meinem romagnolischen Spezialgebiete. Infolge des ungemein fein differenzierten romagnolischen Vokalismus dürfte es z. B. bei Anwendung des impressionistischen Verfahrens kaum möglich sein, gewisse Normen festzustellen (vgl. z. B. die verschiedenen Nuancen, die Sch. für den aus *o* in fr. S. entstandenen Diphthongen gelegentlich aus einem Ort gibt, etwa P. 479 auf K. 34, 137 usw.). Es zeigt sich aber, daß Sch., der auf umständliche Beobachtungen und Analysen der Artikulationsstellungen verzichten mußte, in der Analyse und Klassifizierung des Gehöreindrucks wohl das Äußerste geleistet hat, wozu ein feines und geschultes Gehör befähigt. Schon in ZrPh. 1927, S. 180, n. 2 findet sich der Hinweis, daß Sch., wenn er im Romagnolischen die in den Auslaut getretenen stimmhaften Konsonanten als stimmlose Lenis identifizierte, im wesentlichen mit meinen Beobachtungen übereinstimmt. Meine Feststellung, daß es sich, genau genommen, um Stimmgleiten (wenigstens bei den Dauerlauten), d. h. um stimmhaften Einsatz und Übergang zur Stimmlosigkeit während der Dauer des Lautes handelt, war ja nur durch das Abhören der phonographischen Platten ermöglicht worden und wurde mir seinerzeit durch E. Herzogs Gehörseindruck bestätigt. Wie sicher der akustische Impressionismus Sch.s verfährt, ergibt sich auch aus dem Umstande, daß er den Laut, der im Romagnolischen, Emilianischen und Venezianischen gewöhnlich mit *z* geschrieben wird, meist durch *s* mit einem darübergestellten *h*, bzw. stimmhaft mit *ž* transkribiert, ihn also als einen Mittellaut zwischen *s* und dem postdentalen Spiranten identifiziert. In der Tat konnte ich feststellen, daß dieser Laut im allgemeinen durch Rillenbildung wie beim *s*, aber nicht hinter dem Zahnfortsatz, sondern hinter dem Rand der Oberzähne gebildet wird, daß es sich also sozusagen um ein gelispeltes, postdentales *s* handelt (vgl. auch G. Malagoli, AGI. XVII, S. 47).

Wie begründet es war, daß die Herausgeber an den Transkriptionen Sch.s nichts retuschiert haben, mag noch aus einem weiteren im Einführungsbande (S. 220) gestreiften Falle hervorgehen. Wenn Sch. in dem romagnolischen P. 458 (Fusignano) und anderen romagnolischen Orten (vgl. K. 184, *grosso* und 187 *gobbo*) im Plural von subst. m. mit *o* in geschl. S. im Gegensatz zum Singular kurzes *o* registriert (sg. *grōš*, pl. *grōš*; *gōp* — *gōp*), so entspricht dies tatsächlich den romagnolischen Verhältnissen. Die Erklärung dafür findet sich bereits in meiner zit. Lautlehre, S. 167: durch *i* bedingt, trat für *o* der Diphthong *uo* (so noch im 16. Jahrh., während im 17. die Monophthongierung begann, vgl. meine Lautlehre alter Texte, Wiener Sitzungsber. 187/4, S. 63—65, 72) ein. Daraus entstand durch Monophthongierung zu Beginn des 18. Jahrhunderts *u*. Später wurden in geschl. S. die offenen Vokale gelängt, die geschlossenen aber gekürzt, womit sich die Tendenz der offenen Aussprache verband. So wurde das sekundäre, durch Monophthongierung entstandene, wie primäres *u* in geschl. S. gekürzt und schließlich als mehr oder minder offenes *o* ausgesprochen. An der Peripherie des romagnolischen Gebietes ist monophthongiertes *u* in geschl. S. noch erhalten (dort trat die Monophthongierung eben erst nach der erwähnten Quantitätswirkung ein, vgl. in Riccione *lōč*, *juč*, 499 *grōš*, *grūš*, 446 *grōš* — *grūš*, *gōp* — *gūp* 456 *gōp* — *gūp*). Aber auch sonst besteht heute im allgemeinen noch ein Unterschied im Öffnungsgrad des urspr. *o* in geschl. S. zwischen sg. und pl. In Rossetto, gem. Fusignano, habe ich z. B. *ōč*, pl. *ōš* usw. notiert. Während sich nun dieser Qualitätsunterschied in den Notierungen Sch.s bei *o* in geschl. S. deutlich erkennen läßt (vgl. K. 13 *tu fradal*, *i tu fradél* usw., auch K. 180 *bello*, *belli*), scheint es zunächst, als ob er ihm bei *o* unter den gleichen Bedingungen entgangen wäre, wahrscheinlich aber verraten uns seine Aufnahmen, die auch sonst in der Romagna zu beobachtende, immer mehr um sich greifende Tendenz, die durch den Umlaut entstandene innere Pluralbildung zu verwischen (vgl. meine Lautlehre, S. 160—161). So wird ersichtlich, daß Transkriptionsschwankungen des impressionistischen Verfahrens, wenn man sie in einen größeren geographischen Zusammenhang hineinstellt, unter Umständen in Ausbildung begriffene lautliche Tendenzen verraten oder sich als Ergebnisse von Sprachmischungen erkennen lassen. Solche auf Erfahrungen bei eigenen Dialektaufnahmen beruhende Erwägungen waren es, die mir meine Ausführungen über die Natur der 'Lautgesetze' in 'Sprachwissenschaft und Zeitgeist', S. 40—60, eingegeben haben.

Man wird also zusammenfassend sagen dürfen, daß sich der Einführungsband als ein Vademekum nicht nur für den angehenden, sondern auch für den erfahrenen Dialektforscher darstellt.

Was die Nutzbarmachung ihrer Atlanten betrifft, so haben die Herausgeber selbst bereits in einer Reihe von Abhandlungen, in der Festschrift für L. Gauchat (1926), in der *Revue de linguistique romane* und a. a. O. den Weg gezeigt, den sie vor Augen haben, der ihnen in erster Linie am Herzen liegt, nämlich den wortgeschichtlich orientierten. Ich selbst konnte mit Hilfe des mir von ihnen in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellten Materials meinen Aufsatz über *Talpa*, *mus*, *rattus* (ZrPh. 1927) schreiben. Ich trug dabei einige Punkte aus den Aufnahmen auf meinem Spezialgebiete, und außerdem auch Formen aus dem Werke von A. Garbini (zit. Einführungsband S. 140) in die Karte *Talpa* des AIS. ein. Es zeigte sich, daß durch das Netz des AIS. zwar kaum wichtige lexikologische Typen entchlüpfen, daß aber die Absteckung der Verbreitungsgebiete durch die Vermehrung der Punkte eine gewisse Stütze erhielt. Es ist eben so, wie im Einführungsband (Kap. XII) an ausführlichen Beispielen dargetan wird:

‘Die Detailforschung wird die Angaben der Sprachatlanten immer in sehr willkommener Weise ergänzen und vervollständigen’ (S. 234).

Dies gilt auch von den grammatischen Problemen, namentlich von den lautlichen. Vor mir liegt eine stumme Karte des AIS., in die ich auf Grund der Karten 168 (*naso*), 137 (*cuore*), 136 (*culo*) die Isophonen der Verbreitung von $\acute{a} > e$ in fr. S., $\rho > \delta$, $u > \ddot{u}$ eingetragen habe. Es mag hier zunächst einmal an Hand des Beispiels $\acute{a} > e$ gezeigt werden, in welcher Weise die Spezialuntersuchungen die Ziehung der Isophonen rektifizieren können. Im Süden bleibt infolge des dort weitmaschigeren Netzes der Grenzziehung ein verhältnismäßig weiter Spielraum. Ich habe daher dort die mir erreichbaren Dialektmonographien herangezogen (vgl. die Bibliographie von G. Rohlfs in RLR. I) und konnte so vier größere räumlich getrennte *e*-Zonen abstecken. Hinsichtlich der nordapulischen *e*-Zone (um P. 717 herum) zeigte es sich z. B. durch Heranziehung der Arbeit von C. Merlo, *Il vocalismo tonico del dialetto di Carbonara di Bari* (L’Italia dialettale II, S. 85 ff.), daß die *e*-Isophone um 718 herum ausweichend bis dicht vor 719 (Bari) zu führen war. In Bari selbst dürfte $e < a$ unter schriftsprachlichem Einfluß rückgebildet worden sein. — Ein anderes Beispiel: Im Tessin finden wir $e < a$ in P. 31, 53, nicht aber in dem dazwischenliegenden P. 32. Soll die Isophone 31 und 53 als zwei zusammenhanglose Inseln erscheinen lassen? Hier bringt die Arbeit von S. Sganzi, *Fonetica del dialetto della val Leventina* (L’Italia dial. I, 190 ff.) die Aufklärung: $\acute{a} > e$ gehört dem ganzen Tal, mit Ausnahme von Anzonico, Sobrio, Bodio, Pollegio (wo es durch schriftsprachlichen oder vielleicht auch mailändischen Einfluß wiederhergestellt wurde) und südlich davon noch der ‘Riviera’ (P. 53, Lodrino, circ. Osogna) an. Von der Wiederherstellung ist das zwischen Anzonico und Sobrio gelegene Cavagnago verschont geblieben. In Chironico (P. 321) aber ist der Wiederherstellungsprozeß noch nicht zum Abschluß gekommen¹. So muß also der Verlauf der Isophone diesen Umständen irgendwie Rechnung tragen.

Für den Wandel $\acute{a} > e$ läßt die mir vorliegende Karte schon durch den Augenschein die Romagna als ein wichtiges Expansionszentrum erkennen. Nach Nordwesten hat sich $\acute{a} > e$ von der Romagna aus längs der Via Aemilia bis nach Piacenza (401), mit Ausstrahlungen nach Piemont (P. 159, 158, 149, 271, 135 und ziemlich allg. piemont. der Inf. *-are* > *-e*) verbreitet, nach dem Süden über den Apennin hinweg bis in die Gegend von Arezzo, Cortona, Perugia (äußerste PP. 554, 555) längs der Via Flaminia, die sowohl zur Zeit des Exarchats von Ravenna als später des Kirchenstaates die wichtigste Verbindung der ‘Romania’ mit Rom darstellte. Nach Mittel- und Südtalien könnte $e < a$ auf dem Seewege von der Romagna aus verschleppt worden sein. Ob aber irgendein Zusammenhang mit der erwähnten tessinischen, der bergellisch-oberengadinischen und der zentralladi-

¹ Aus Sganzi’s Darstellung geht hervor, daß es sich bei den *e*-Formen in Chironico nur um Restformen handeln kann, die vorläufig von der Wiederherstellung verschont geblieben sind. Es ist daher ein vergebliches Bemühen, wenn Sg. sie unter besonders eingeschränkter ‘Lautgesetze’ zu subsumieren sucht: das zeigen auch die vielen Ausnahmen von den Unterregeln! So kann es sich auch bei den Fällen, wo $e < \acute{a}$ nach *u*, *ö*, *i*, *e* erscheint, höchstens um die hemmende Wirkung eines hohen Vokals bei der Wiederherstellung des *a* handeln. Vor allem spricht der geographische Gesichtspunkt dafür, daß in den Beispielen aus Chironico Überreste des älteren Zustandes vorliegen. Formen wie *get* = *gatto*, *čēbi* < *capulu*, *čēpa* = *gabbia* usw., im oberen Tale und Quinto erweisen sich in diesem Zusammenhange mit ihrem *e* in geschl. S. als hyperdialektisch, hervorgerufen eben durch die Wiederherstellungen des *á* in der genannten Nachbarzone.

nischen e-Zone besteht, läßt auch die Interpretation der Karte als zweifelhaft erscheinen. Für das Zentralladinische hat ja C. Battisti im Arch. Alto Adige I (1906), II (1907) und L'Italia dial. II (1926), S. 50 ff. sowie H. Kuen ZrPh. XLIII (1923), S. 68—78 das Eintreten der Erscheinung in das 16. Jahrhundert datieren können, wodurch die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit den anderen ital. $e < a$ -Gebieten ausgeschaltet wird.

Die Isophonen für δ und \ddot{u} reden eine noch deutlichere Sprache. Während sie zwischen der Lombardei und Venetien ziemlich parallel und ungefähr entlang der alten politischen Grenze verlaufen, läßt der heutige Zustand in Tirol Einbrüche des Venezianischen, also Wiederherstellungen von o , u auf ursprünglich lombardischem Gebiete erkennen (so z. B. in der Gegend des P. 331). Höchst interessant aber ist der Verlauf der Isophonen in der Emilia. Hier bekommt man das Bild einer eingedrückten Front: Während am Po noch P. 289 δ und \ddot{u} aufweist, weichen die beiden Linien in der Emilia nach Westen aus, und zwar die δ -Linie östlich an 424, 423 (Parma), die \ddot{u} -Linie gar westlich an Parma vorbei, auf dem Apennin aber sind noch die PP. 443, 453, 464 (Sestola) δ - und \ddot{u} -Gebiete. Es ergibt sich aus der Anschauung der Karte sofort, daß sich δ , \ddot{u} auf dem Apennin aus alter Zeit erhalten haben, während sie in der Ebene stufenweise durch o , u aus der Romagna, und zwar von Bologna her, zurückgedrängt worden sind. Nach der Emilia sind also Sprachwellen aus der Romagna in verschiedenen zeitlichen und räumlichen Abständen gelangt, am weitesten $a > e$. Das heißt mit anderen Worten, daß das Emilianische ein in verschiedenen Abstufungen romagnolisiertes Lombardisch¹ darstellt. Das Lombardische muß also einstmals in Oberitalien so weit gereicht haben wie die langobardische Herrschaft, in der Emilia jedenfalls bis an den Panaro, den westlichen Grenzfluß des Exarchats, bzw. des Kirchenstaates: in der Tat liegt ja Sestola im Quellgebiet des Panaro. Und so darf man denn für Oberitalien (von den rätischen Alpenmundarten abgesehen) drei hauptsächlich sprachbildende Zentren für die älteren Zeiten in Betracht ziehen: Mailand, Venedig und Ravenna, welch letzteres durch Bologna abgelöst wurde.

Nur andeutungsweise konnte gezeigt werden, welcher Art die Probleme sind, die der AIS. durch die bloße Anschauung seiner Karten stellt, wie er überall auf Zusammenhänge höherer Ordnung im räumlichen oder zeitlichen Sinne hindrängt, eines jener Forschungsinstrumente darstellt, die die Sprachgeschichte in die Geschichte des menschlichen Geistes und der menschlichen Kultur im weitesten Sinne eingehen lassen. Es dürfte klar geworden sein, daß der AIS. keineswegs dem Plan und der Absicht entsprungen ist, künftighin Spezialuntersuchungen auf kleineren oder größeren Dialektgebieten Italiens überflüssig zu machen, sondern daß er eher zu solchen anregt und durch sie Ergänzungen erhofft, umgekehrt aber auch, daß er künftighin das Rückgrat der italienischen Dialektforschung bilden wird. Daran dürfte auch später einmal das Erscheinen des unter der Patronanz der Società filologica friulana und der Leitung Bartolis vorbereiteten national-italienischen Sprachatlanten kaum etwas ändern. Vielleicht wird der Umstand, daß es nicht gelang, eine Einigung hinsichtlich eines gemeinsamen Unternehmens zu erzielen, noch seine wissenschaftlichen Früchte tragen, da die beiden Atlanten nicht nur sachlich, sondern auch methodisch sich in einer Weise ergänzen könnten, wie dies auf keinem anderen Gebiete der Sprachforschung der Fall ist.

Graz.

Friedrich Schürer.

¹ Die Bezeichnung Lombardia umfaßte ehemals auch die Emilia, vgl. z. B. F. Leandro Alberti, Descrittione di tutta Italia, Venezia 1568 über die Grenzen der Romagna, S. 296: '...dall' occidente il fiume Panaro con la Lombardia...'; ferner S. 353 ff.

El cuento de Tristan de Leonis, edited from the unique manuscript Vatican 6428 by George Tyler Northup. The modern philology monographs of the University of Chicago. The University of Chicago Press, Chicago (Illinois), 1928. 298 S.

Der Umschlag des Buches gibt folgende knappe und treffende Waschzettelbemerkung:

'A medieval "best seller", this work now edited, with critical apparatus, for the first time, was one of the two most popular pieces of prose fiction in the 13th, 14th, 15th and 16th centuries.

It was first written in French prose, after having long been popular in verse, and was translated into all the dialects of Europe. This text throws little light on Tristram problems generally; it is too far from the original and too confused and garbled; but it fills a gap in the knowledge of Spanish literature and is unusually interesting linguistically — especially the Aragonese portion.'

Northup druckt den span. Tristan de Leonis der Vaticana ab, der bislang nur unzulänglich bekannt war. Durch dieses span. Prosabuch wird, wie Northup richtig bemerkt, geringes Licht auf die Tristan-Probleme geworfen, auch künstlerische Qualitäten gehen ihm ab. Was nicht ausschließt, daß der Abdruck wissenschaftlich nützlich ist. N. gibt den Text der Vaticana-Hs. (V) wieder, im Anhang dazu 'Variants and textual notes'. Er schickt dem Text eine Beschreibung der vier 'Hände' voraus, die er in der Hs. unterscheidet. Dankenswert ist die tabellarische Übersicht (S. 14 bis 18), in der die Kapitel der span. Hs. mit denen des franz. Prosaromans (Löseth), mit dem span. Druck (TL) sowie mit zwei italienischen Tristanversionen, dem Tristano Riccardiano (R) und Polidoris Tavola Ritonda (S) verglichen werden. Dieser Übersicht folgt des weiteren S. 25—76 ein ganz eingehender Vergleich derselben Texte. Entsprechend dem, was Northup bereits vor längerer Zeit in der Rom. Rev. III, 194 ff. ausgeführt hat, betont er auch jetzt, namentlich gegen Entwistle polemisierend, die Verwandtschaft zwischen dem italienischen und dem spanischen Text. Von den drei Theorien: 1. The Spanish and Italian versions descend independently from the same French Ms or from closely related French Mss. 2. The Italian versions derived from the Spanish, 3. The Spanish derived from the Italian hält Northup anscheinend mit Recht die dritte für richtig. Der span. TL-Druck und die span. Hs. V sind unabhängig voneinander erfolgte Übersetzungen der italienischen Version. Die nähere Begründung seiner Anschauungen steht S. 20—25 und S. 76—78 zu lesen.

Obwohl N. den Text 'unusually interesting linguistically' nennt, sind die sprachlichen Bemerkungen der Einleitung und der Anmerkungen in denkbar kürzester Form gehalten.

Danzig-Langfuhr.

Werner Muler t t.

Marcel Carayon, Lope de Véga. Avec 60 planches hors-texte en héliogravure. Les Maîtres des Littératures no. 3. Paris, Les éditions Riedel, 1929. 84 S.

Die vorliegende Schrift ist sehr geeignet, die Kenntnis von Lopes Leben und das Verständnis seiner Werke weiteren Kreisen bequem zu vermitteln. Der Verfasser hat die Aufgabe geschickt gelöst, einen guten Überblick über Lopes dramatische Produktion und die stofflichen Hauptrichtungen, in denen sie sich bewegt, zu geben. Was die capa y espada-Dramen betrifft, so glaube ich allerdings, es wäre gut gewesen, eins dieser Stücke gleichsam als Beispiel genau zu analysieren und scharf zu beleuchten, weil dann der Leser ein noch

anschaulicheres Bild von Lopes Schaffensweise und speziell von der Eigenart jener Dramen erhalten hätte. Auch konnte vielleicht ausdrücklich bemerkt werden, daß keins der zahllosen Stücke unseres Dichters der künstlerischen Vollendung nahekommt.

Eine 'Note bibliographique' beschließt den Text; man vermißt in ihr die wirklich kritischen Ausgaben von drei Lopeschen Dramen durch Montesinos (eine vierte ist 1929 hinzugekommen) im 'Teatro antiguo español'. — Unter den Abbildungen, die ja heutigen Publikationen mehrfach in verschwenderischer Fülle beigegeben werden, sind pl. XXI (ein Madrider Theater der damaligen Zeit) und diejenigen die wichtigsten, welche uns den Dichter in verschiedenen Lebensaltern zeigen.

Jena.

O. Schultz-Gora.

José Enrique Rodó, *Ariel*. Edited with an Introduction and Notes by W. F. Rice. The University of Chicago Press, Chicago, Illinois, 1929. IX, 127 S. 8°.

Anläßlich der Bedeutung des uruguayischen Schriftstellers J. E. Rodó (1872—1917) für die Entwicklung des südamerikanischen Geisteslebens und im besonderen seines 1900 erschienenen Werkes *Ariel* für die Entwicklung des 'literarischen Amerikanismus' erscheint die vorliegende nordamerikanische Schulausgabe des *Ariel* in den 'Junior College Series' der Universität Chicago als ein glücklicher Griff. *Ariel*, das 'geistige Handbuch der südamerikanischen Jugend' und Lehrbuch einer personalistischen Philosophie, dürfte auch der nordamerikanischen Jugend manches zu sagen haben, ist es doch entstanden aus dem um 1900 besonders starken Gegensatz zwischen süd- und nordamerikanischem Kulturempfinden und nicht in letzter Hinsicht eine Abwehrschrift gegen den nordamerikanischen Utilitarismus.

Der Herausgeber gibt in der 'Introduction' (S. 1—10) einen Überblick über die Werke J. E. Rodós. Die in Fußnoten beigegebenen sachlichen Erläuterungen sind — offenbar mit Rücksicht auf die nordamerikanischen Colleges, für die die Ausgabe gedacht ist — recht einfach und summarisch gehalten, für unsere Begriffe häufig zu simpel, oberflächlich oder unnötig. Zu der ausgewählten Bibliographie (S. 127) wäre hinzuzufügen F. de Figueiredo, *José Enrique Rodó* in *Iberica* I, 61—87, 159—163; II, 7—18 (mit ausführlicher Bibliographie). — S. 3, Z. 9 lies: *Dario*.

Hamburg.

Wilhelm Giese.

Anna Krause, *España y la Cultura española*. The University of Chicago Press, 1929. 160 S.

Ein sehr empfehlenswertes Buch. Es behandelt in vier Kapiteln die einzelnen Landschaften Spaniens, die spanische Geschichte, Literatur, Plastik, Malerei, Architektur. Natürlich kann die Darstellung sich nur in großen Zügen bewegen, aber es wird doch eine ganze Menge tatsächliches Material vorgeführt, und wer ein treffendes Gesamtbild von spanischer Kultur erhalten will, darf mit Vertrauen nach dem Buche greifen. Als besonders willkommen kann der erste Abschnitt über den landschaftlichen Charakter Spaniens gelten, denn erst die Verschiedenheit der Gegenden macht die Verschiedenheit im Volksnaturell klar, und dieser Punkt ist klar und deutlich herausgearbeitet worden. Das Kapitel über die spanische Geschichte gibt einen guten Überblick; die Stoffauswahl ist wohlüberlegt und kaum etwas Wesentliches übergangen. Schwieriger war es, ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Dichtung und der Künste zu entwerfen, doch hat auch hier die Verfasserin sich alle Mühe gegeben, den Leser zu befriedigen, und das ist ihr, soweit

obiges in engem Rahmen möglich ist, auch im ganzen gelungen. Sehr angenehme Beigaben sind die Bibliographien zu den einzelnen Kapiteln, ein guter Index, eine Reihe ausgezeichneter photographischer Wiedergaben sowie überhaupt die vortreffliche äußere Ausstattung.

Nur ein paar Einzelheiten sind mir aufgefallen. Die Karte von Spanien kann nicht genügen, da sie zu skizzenhaft ist. — Man vermißt die Erwähnung des Palmenwaldes von Elche. — Das Porträt der Frau Karls V., die m. W. keine Rolle gespielt hat, ist wenig am Platze, wenn es auch von Tizian herührt. — Murillo hat freilich in der Schätzung der Kunsthistoriker sehr verloren, aber ein paar Zeilen scheinen mir für ihn doch allzu wenig zu sein. — Wie S. 93, Z. 11 *andaluz* in den Zusammenhang passen soll, ist mir nicht ersichtlich.

Jena.

O. Schultz-Gora.

Friedrich Lang, M. Eminescu als Dichter und Denker. Cluj-Klausenburg, Minerva, Literarische und graphische Kunstanstalt, 1928. 183 S. 8°.

Alfred Klug, Mihai Eminescu, Märchen und Novellen. Aus dem Rumänischen übersetzt. Czernowitz-Cernăuți, Druck und Verlag 'Eminescu', 1928. 153 S. 8°.

Mihai Eminescu (1849—1889) ist durch seine Gedichte und Novellen, die wiederholt (so recht gelungen durch M. W. Schöff 1923²) übersetzt worden sind, auch in Deutschland bekannt. In der Lyrik steht er unter den Dichtern seines Volkes an erster Stelle. Wie damals viele seiner Landsleute (Asaki, C. Negruzzi, Kogălniceanu, T. Maiorescu, um nur einige der berühmtesten zu nennen) war er der deutschen Sprache vollkommen mächtig und durch ein fünfjähriges, wenn auch unregelmäßiges Hochschulstudium in Wien und Berlin mit der deutschen Literatur und Philosophie gründlich vertraut. Lenau, der im Leben wie im Tode ihm ähnlich gewesen, hatte auf seine Dichtung starken Einfluß, auch Hölty, Leopardi, Lamartine, weniger wohl Byron. Von den Philosophen fesselten ihn besonders Kant, dessen 'Kritik der reinen Vernunft' er zu übersetzen begann, vor allem aber Schopenhauer, der sein Denken und Dichten nun völlig beherrschte. 'Der Kern des Lebens ist Egoismus', heißt es in der Novelle 'Cesara', und 'die Lüge ist sein Gewand'. Die indische Lehre vom Nirwana erschien bei seiner Unrast und Glücklosigkeit als Vollendung aller Sehnsucht. Naturanlage und Weltanschauung führten schließlich nach Jahren geistiger Überarbeitung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zum traurigen Ende, das sich schon in der Blüte seines Lebens vorbereitete. Sein literarisches Gepäck ist nicht sehr umfangreich und konnte es nicht werden: von den vierzig Lebensjahren entfallen die letzten sechs auf das Sanatorium mit wenigen lichten Augenblicken, und auch die sieben vorausgehenden sind größtenteils von aufreibender Berufsarbeit (Schul- und Bibliotheksdienst, dann Journalismus) ausgefüllt, die ihn auch physisch zermürbte. So wurde seine Weltanschauung leider vom Leben bestätigt, aber die wenigen Jahre dichterischen Schaffens brachten ihm unverwelkliche Lorbeeren, und nicht nur in seiner Heimat. Der schwermütige Dichter des Welt Schmerzes aus der Moldau wird immer genannt werden müssen, wo seiner westlichen Brüder im Geiste, Lenau, Leopardi u. a., gedacht wird.

Die uns vorliegende Studie von F. Lang beschäftigt sich weniger mit der Biographie, die bis auf Einzelheiten schon feststeht, als mit Eminescus Lyrik und Weltanschauung nach ihrem Gehalt. Die Form der Dichtungen wird nicht in die Betrachtung einbezogen. Was die Lyrik be-

trifft, so nimmt die Natur da einen großen Raum ein und mehr als das: sie spielt in ihrer Besetzung die Rolle eines mitfühlenden, fast eines handelnden Wesens. So gibt sie nicht bloß den Rahmen oder das Symbol der Seelenzustände, sondern scheint einzugreifen in die Geschicke des Dichters. Wenn im rumänischen Volkslied — und Eminescu hat nicht nur solche in größerer Zahl gesammelt, sondern auch deren Stil glücklich nachgebildet — der Wald als 'jüngerer Bruder', d. h. ein dem Dichter verwandtes oder zum Schutze anvertrautes Wesen angeredet wird, so verstehen wir die Bedeutung der Natur und auch des Kosmos in des Dichters Lyrik. Die Naturphilosophie Schellings ist hier wohl auch nicht ohne Einfluß geblieben. L. hebt gewisse Arten von Pflanzen und Tieren hervor, denen eine besonders auffallende Beteiligung zugewiesen ist. So genießt die Linde einen gewissen Vorzug, wie bei deutschen Romantikern, aber auch kleine Wesen, wie Käfer, Ameisen und andere Insekten, werden wie mit menschlichem Verstand begabt vorgeführt, so im Hochzeitszug *Călmă*, wo die Schilderung ins Märchenhafte übergeht. Märchenhaftes ist überhaupt — auch in den Novellen, wie wir unten sehen werden — oft anzutreffen, wo die Grenzen von Mensch und der übrigen belebten Schöpfung aufgehoben erscheinen. Auch die Teilnahme des Kosmos an seinem Gefühlsleben stimmt zur Romantik: Mondschein und Dämmerung, Waldesrauschen und Sternenlicht. Im 'Abendstern' (*Luceafărul*) verliebt sich dieser Stern wie ein Märchenprinz in ein Mädchen und wäre sogar bereit, seine Unsterblichkeit um dessen Besitz hinzugeben, wenn dieser Verzicht möglich wäre. So wird bei Eminescu die ganze belebte und unbelebte Natur, das All, eine Einheit, in deren Mittelpunkt der Mensch steht, was dem Pessimismus ja widerspricht, der das Nichts als Prinzip setzt.

Aber die Liebesdichtung bildet nicht eigentlich — wie L. meint — den größeren und wichtigsten Teil der Lyrik Eminescus; auch L.s Auffassung von des Dichters hoher Vorstellung vom Weibe kann ich mich nicht durchwegs anschließen. Wohl ist die Geliebte — wie jedem die besungene Schöne — ein höheres Wesen, ihm aber doch mehr Dämon als Göttin, der ihn beherrscht und ihn behext hat, freilich auch liebkost und beruhigt; aber die Treue fehlt, und die Sehnsucht wechselt mit dem leider oft vergeblichen Wunsche nach Lösung des Zaubers, die nicht leicht gelingt. Sinnlichkeit tritt weniger in Erscheinung, aber das kurze Liebesglück wird durch Zweifel, Unbeständigkeit und besonders durch Reflexion wieder zerstört. Anziehung und Abstoßung wechseln. In der Mutter (*O mamă!*) ist das Weib natürlich zur Heiligen erhöht, als Geliebte aber auch öfters mit schwersten Vorwürfen belastet (*Venere și Madonă*) oder tief herabgesetzt (*Dădala*). Der Übergang vom Engel zum Dämon (*Înger și demon*) oder die Verwandtschaft der Geliebten mit dem einen wie dem anderen ist im Gedicht 'Der Schutzengel' (*Înger de pază*) besonders deutlich. Es fehlt dem Dichter eben der Glaube an die Menschheit, an die Treue und an den Sinn des Lebens. So erfolgt bei E. der Schritt von Lenau zu Heine, der innigste Liebe mit bitteren Sarkasmen zu vereinen weiß. Die Liebe ist bei E. oft mehr Sehnsucht nach einer gleichgestimmten, verstehenden Seele als ein Schrei nach dem Weibe. Das unruhig schlagende, unter den Enttäuschungen des Lebens leidende Herz sucht Mitgefühl, das ihm aber oft nicht in erhoffter Innigkeit gewährt wird. Der feinnervige Dichter begegnet eben nur robusten Naturen; ein nervöser Mensch wird der Geliebten auch leicht zur Qual. Und so bilden die gedankenschweren Liebesgedichte mit den philosophischen eine gewisse Einheit, die nicht aufzulösen ist. Dieser Dichter ist ein Denker. Mit der Betrachtung der Lyrik, die ja zweifellos seine Höchstleistung darstellt, wäre also sein Werk nicht ausgeschöpft. Es enthält außer Sonetten noch Balladen, Visionen (*Îgipetul*, *Strigoi*), Satiren, Gelegenheitsdichtungen und volksmäßige Poesie. Auch stark revolutionär

angehauchte Stücke (*Imperat si proletar*) fehlen nicht, denn auch E. hat, wie so viele Politiker, den Weg von links zur Rechten zurückgelegt. Aber aus allen Dichtungen spricht dieselbe Weltanschauung der Hoffnungslosigkeit:

‘Sei gut und groß oder befleckt von Lastern,
Der gleiche Staub, der Abgrund ist das Ende;
Vergessenheit ist dein und aller Los!’

Die großen Fragen, welche alle Philosophen beunruhigt haben und die keiner gelöst hat: nach dem Sinn des Lebens und Seins, nach der Existenz der Seele vor dem Eintritt in die Welt und nach dem Tode, beschäftigen unseren Dichter nicht weniger als das ewige Rätsel: Weib. Wo die Phantasie sich nicht in der Märchenwelt bewegt, arbeitet der forschende Geist rastlos mit solchen Gedanken, und da die Vernunft mit ihrer Kritik oft unfruchtbar bleibt, geschieht bisweilen der Schritt zur Geisterwelt, deren Bezirk ja nicht weit vom Märchenreich liegt, und der Dichter wird zum Okkultisten.

L. hat sich weiter in dem Buche mit E.s philosophischen Studien und den Quellen seiner Weltanschauung beschäftigt, die sehr zerstreut liegen und hier nicht ausgeschöpft werden konnten, wo es sich um das Gesamtbild handelt; er hat in lebhaftem Stil die Gedankengänge und die poetischen Mittel und Motive des Dichters dargestellt und so zweifellos sein Ziel erreicht, den rumänischen Lyriker uns näherzubringen und dessen Weltanschauung klarzumachen. Als Vermittler zwischen rumänischer und deutscher Geisteswelt verdient Lang, auch wenn man gelegentlich anderer Meinung ist, unseren uneingeschränkten Dank.

Auch Alfred Klug, Professor am deutschen Gymnasium zu Czernowitz, hat in starkem Maße darauf Anspruch. Seine deutsche Kulturarbeit, seine deutschen Lesebücher, Kritiken, Vorträge und sonstigen Bemühungen um die Hebung der Bildung verdienen auch in Deutschland bekannt und anerkannt zu werden. Die Besprechung seines obengenannten Buches gibt uns den willkommenen Anlaß, dieser Tätigkeit im Dienste der deutschen Minorität in der Bukowina (und bei seiner geschickten deutschen Übersetzung rumänischer Literaturwerke auch im Dienste des Staatsvolkes) gebührend zu gedenken. Es gibt kein besseres Mittel der Verständigung und gegenseitigen Achtung, als sich möglichst gut kennenzulernen. — Neben Creangă hat Joan Slavici den rumänischen Volkscharakter ausgezeichnet zu schildern gewußt, und Klugs Übertragung mehrerer Werke des letzteren sollten und könnten den Weg auch nach dem Westen finden, soweit urwüchsiges Bauerntum einer erotisch krankhaften Literatur noch Leser strittig zu machen vermag. Für diesmal wollen wir uns aber, im Zusammenhang mit Langs Eminescu-Studien, nur mit der deutschen Übersetzung einiger Märchen und Novellen dieses Dichters befassen, die A. Klug trefflich und sinngemäß wiedergibt. Vielleicht ist die Bezeichnung ‘Novelle’ nur beim ersten Stück ‘*Cesara*’ am Platz, und auch da glauben die Leser sich zum Schluß im Märchenland zu befinden. Es ist die Geschichte der Liebe zwischen einer jungen Komtesse und einem nicht viel älteren Mönch, der zum Zweikampf und zur Flucht gezwungen wird; aber auch Cesara tritt in ein Kloster für Frauen, um den Frieden der Seele zu suchen. Eigenartig ist Einleitung und Schluß der Novelle: Dort tritt der Mönch — als Malermodell —, hier das Mädchen — beim Baden — unbedeckt und ahnungslos dem anderen entgegen, aber dieses paradiesische Kostüm wirkt in der entsprechenden Umgebung (Atelier bzw. einsame, fast tropische Insel) ganz natürlich und unauffällig. Ist nicht auch das ‘märchenhaft’? — Ein echtes Märchen aber ist ‘*Der Tränenprinz*’. Hier fehlt auch die Hexe nicht, mit der dieser Prinz kämpft und dann ihr Schwiegersohn wird, nachdem er sie getötet und in abenteuerlichen Taten,

wie sie nur im Märchen möglich sind, seinem kaiserlichen Freunde die Tochter des wilden Jägers erwirbt. Das dritte Stück der Übersetzung: *'Am Namenstag'* fällt aus dieser Sammlung heraus. Es ist durchaus nicht ohne Reiz — Gymnasiastenliebe —, aber es bewegt sich zum Unterschied vom Vorausgegangenen und Nachfolgenden in bürgerlich- alltäglichen Verhältnissen. Das Bewußtwerden des Verliebtseins und die Unbeholfenheit bei der Erklärung — das Bäschen zählt erst 14 Lenze — ist anmutig geschildert, aber Personen und Umwelt sind eben modern. Echt Eminescu ist wieder das letzte Stück (Novelle oder Märchen?): *'Der arme Dionys'*. Wie bei manchen seiner Dichtungen und besonders in der Volksliteratur wird der Zusammenhang nicht recht klar, was das Geheimnisvolle der Schilderung nur erhöht. Die Erzählung beginnt schon mit eigentümlichen physikalischen und philosophischen Fragen, so daß der Verfasser selber seine Leser kopfschütteln zu sehen glaubt und beruhigen will. Er spielt mit dem Problem von Zeit und Raum und der Metempsychose. Die Phantasie des Dionys wird zum Traum, und er sieht einen Mönch Dan des 14. Jh.s, der eigentlich sein Doppelgänger oder sein eigenes Ich ist. Der Traum wird zum Leben und das Leben zum Wunder. Phantasie und philosophische Probleme, Träume und derbste Realistik, Halbschatten und Mondschein, echter Orient und wieder Romantik. Wer vermöchte den Inhalt dieser Novelle wiederzugeben! Rechnet man unabsichtliche Dunkelheiten als Jugendwerk ab, so bleibt noch immer genug Rätselhaftes, und wenn auch Dionys und sein Verfasser manchmal ein und dieselbe Person sind, so ist es doch wohl kein Meisterwerk. Bei einer Auswahl heißt es wählen! Aber es ist ohne Frage echter Eminescu, doch mehr in seiner Nebelhaftigkeit als in seiner Kraft.

Klug besitzt außer guten Sprachkenntnissen (er hat einiges auch aus dem Französischen übertragen) auch besonderen Formensinn und die Gabe der Einfühlung in fremde Dichtung in bemerkenswertem Maße. Es ist sehr zu wünschen, daß er seinen Landsleuten noch öfters wertvolle rumänische Dichtungen übertrage. — Vielleicht wäre zum Schluß hier auch der Ort, auf schöne Übersetzungen deutscher Dichter ins Rumänische hinzuweisen, wie solche schon in ansehnlicher Zahl erschienen sind; aber es genügt, auf das sehr inhaltsreiche Buch von Dr. Karl Kurt Klein, Dozenten an der Universität Jassy (Heidelberg 1929, C. Winters Verlag): *'Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen'* aufmerksam zu machen, das wir an anderer Stelle besprechen wollen, und wo die Jahrhunderte alten Einwirkungen nach hüben und die jüngeren von drüben in anregendster und gründlichster Weise dargelegt sind.

Frankfurt a. M.

M. Friedwagner.

Bibliographie.

Allgemeines.

Language. V, 3, Sept. 1929 [E. H. Sturtevant, Place Whither in Hittite and the use of proper nouns in the stem form. — F. R. Preveden, Etymological miscellanies. — H. Kurath, A bibliography of American pronunciation 1888—1928. — W. L. Graff, The word and the sentence]. — Suppl. 4, Sept. [R. G. Kent, Record of the linguistic institute. IInd session].

Speculum. IV, 4, Oct. 1929 [T. F. Tout, Literature and learning in the English civil service in the 14. century. — H. R. Bittermann, The organ in the early middle ages. — C. R. Morey, The covers of the Lorsch gospels. — J. H. Mozley, On the text of *Speculum stultorum*. — K. J. Conant, Mediaeval academy excavations at Cluny, IV].

Schule und Wissenschaft. IV, 1, Okt. 1929 [M. Kramer, Die Romantik und unsere Zeit. — R. Scherwatzki, Behandlung der Romantik im Religionsunterricht in Verbindung mit Deutsch und Geschichte. — S. Engelmann, Über die Behandlung der Romantik im deutschen Unterricht der VII. — O. Seeger, Einführung in die französische Romantik. — W. Gebert, Der Kampf um die Methodik des Geschichtsunterrichts]. — 3, Dez. [A. Mendt, Wirtschaft, Technik und Bildung. — H. Levy, Die Beziehungen von Wirtschaft und Technik. — R. Budde, Wirtschaft im Geschichtsunterricht und ihre methodische Behandlung. — R. Salewsky, Entwicklung und Probleme der englischen Industrie im neusprachlichen Unterricht. — P. Hartig, Neusprachliche Lesestoffe aus wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Leben].

M. Wilkins Smith, Studies in the syntax of the Gathas of Zarathustra together with text, translation, and notes. (Language diss. of America. IV, Dec. 1929.) Philadelphia, Linguistic Society of America, 1929. 16 S.

A. Lombard, Europas och den vita rasens språk. Uppsala, Almqvist, 1926. 173 S.

F. Roeder, Die sächsischen Fenstergefäße der Völkerwanderungszeit. [Sonderabdruck aus dem Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1928.] S. 149—187.

Sisebuto, König der Westgoten, Die Mondfinsternis. Toledo, 618 n. Chr. Aus dem Lateinischen von K. Weichberger. Mit Holzschnitt von Gerd Meyer. Bremen, Welle, 1929. 6 S. 2 M.

H. Waddell, Mediaeval Latin lyrics. London, Constable, 1929. 352 S. [In heller Begeisterung läßt Waddell ihren Übersetzungen von Vagantenliedern jetzt solche von selbhafteren Kunstlyrikern folgen. Am meisten hat sie die Carmina burana ausgebeutet, in zweiter Linie aber auch Abelard, Alkuin, Boethius, V. Fortunatus und die Cambridge Songs. Man muß ihr gelten lassen, daß sich ihre ne. Übersetzungen warm und fließend lesen, so daß der Sinn für mittelalterliche Lateindichtung dadurch in weiten Schichten belebt und vertieft werden muß.]

E. Mackel, Die Kulturströmungen der letzten drei Jahrhunderte im Spiegel der französischen Kunst. Ein Lichtbildvortrag. Leipzig, E. Rohmkopf, 1929. 30 S. Geh. 1 M. [Vf. fordert neben einer vertieften Kenntnis der Sprache und des Schrifttums als wesentliche Faktoren für die Erkenntnis des Seelenlebens fremder Völker (Richtlinien) stärkere Betonung der bildenden Kunst. Daß auch diese ein treuer Spiegel der großen Kulturströmungen der Zeit ist, beweist er in einer knappen, aber klaren und gut disponierten Darstellung der drei großen Kulturepochen Ludwigs XIV., Friedrichs des Großen und der Französischen Revolution — eine empfehlenswerte Lektüre. Fritz Fiedler.]

Dom Louis Gougand, Modern research with special reference to Early Irish ecclesiastical history. Lectures delivered at University College, Dublin,

April 1929. Dublin, Hodges, 1929. 58 S. (Irland meldet sich zum Worte. Im frühen Mittelalter waren die irischen Klöster nicht bloß reich an Büchern und Gelehrten, sondern gewährten den von außen kommenden Schülern auch freien Lebensunterhalt. Neuaufnahme der Studien und der wissenschaftlichen Kritik im 19. Jh.; die Pioniere. Was man studieren soll: vor allem die Muttersprache und ihre Literatur, viel mehr als die lateinischen Texte. Übertriebene Spezialisierung eine Gefahr. Ungenauigkeiten von Froude in seiner irischen Geschichte. Vorteile von *auto criticism*. Dublins Studiengelegenheiten.)

Mélanges linguistiques dédiés au premier congrès des philologues slaves. [Travaux du cercle linguistique de Prague, 1.] Prague, Jednota Československých matematiku a fysiku, 1929. 244 S. [Deutsche Beiträge: N. Troubetzkoy, Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme. — F. Slotty, Wortart und Wortsinn.]

Roman Jakobson, Remarques sur l'évolution phonologique du Russe comparée à celle des autres langues slaves. [Travaux du cercle linguistique de Prague, 2.] Prague, Jednota Československých matematiku a fysiku, 1929. 118 S.

D. J. Kaucher, Modern dramatic structure. (The University of Missouri studies III 4, Oct. 1928.) Columbia, University of Missouri. 183 S. [Das solide Stück alten Schlages, 'The well-made play' ist das von Scribe und dessen Schule; es verbürgt Erfolg auf der Bühne, während allerdings Stimmung, Charakter, Psychologie oft zu kurz kommen. Davon wichen ab 1. die Russen, besonders Tolstoi, 2. G. Hauptmann, 3. die Skandinavier, 4. Shaw, 5. O'Neill. — Dies wird im einzelnen durch eine Menge Beispiele erläutert. Eine Zusammenfassung auf S. 159 f. zeigt dann, daß die Abweichungen der Moderne von der Scribeschen Technik einen berechtigten Widerstand gegen Mechanik, Äußerlichkeit und Gedankenarmut entsprangen, ihre Vertreter aber häufig ins Formlose führte. Die am Schluß beigefügte Bibliographie über Dramen und dramatische Kritiker ist beachtenswert; Vf. hat offenbar viel gelesen und auch denkend gelesen.]

A. Fraenkel, Die Philosophie Benedetto Croces. Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1929. XII u. 233 S. 11 M.

V. Klemperer, Idealistische Literaturgeschichte. Grundsätzliche und anwendende Studien (Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. v. M. Kuttner, Band 6/7). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1929. 243 S.

Phonetik.

G. K. Zipf, Relative frequency as a determinant of phonetic change. (Harvard studies in classical philology XL, 1929.) 95 S.

E. Evertz, Beiträge zur Phonetik der südfranzösischen Plosiva. Bonner Diss. Bonn, Neuendorff, 1929. XXXV, 65 S.

Neuere Sprachen.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker, 1929. VII, 2 [Fr. Gennrich, Zur Ursprungsfrage des Minnesangs. Ein literarhistorisch-musikwissenschaftlicher Beitrag. — L. Schrade, Die Darstellungen der Töne an den Kapitellen der Abteikirche zu Cluni. Ein Beitrag zum Symbolismus in mittelalterlicher Kunst. Mit 6 Abbildungen. — L. Wolff, Die Verschmelzung des Dargestellten mit der Gegenwartswirklichkeit im geistlichen Drama des deutschen Mittelalters. — G. Bebermeyer, Die deutsche Dicht- und Bildkunst im Spätmittelalter. Ein Durchblick auf ihre Wechselbeziehungen. — L. Olschki, Das literarische Vermächtnis des Mittelalters. Ein Vortrag. — H. Schrade, Frühchristliche und mittelalterliche Kunst. Ein Literaturbericht (II)].

Die neueren Sprachen, hg. von W. K ü c h l e r und Th. Z e i g e r. XXXVII, 3, April—Mai 1929 [E. Schön, Über das Verhältnis der Kulturkunde zum literarischen Kunstwerk. — O. Wahnschaffe, Grammatik, Logik und Sprache. — K. Lewent, *Avant-Guerre* 'vor dem Krieg'. — Th. Kalepky, 'Präsentativ'. — J. Schmidt, Zu Lerchs 'Konjunktiv des psychologischen Subjekts'. — G. Dost, Der neue dramatische Geist in England und das nationale Erziehungssystem. — E. Zahlten, Studienfahrt mit O I der Oberrealschule zu Harburg-Wilhelmsburg nach Nordengland und London im Juni 1928. — R. Schade, Bericht des Dauervorstandes des A. D. N. V. — R. Blume, Bericht des Neuphilologischen Vereins zu Bremen über das 32. Vereinsjahr 1927/28. — Nachruf für H. Prof. Dr. Gaertner. — Besprechungen]. — 4, Juni [W. Maier, Shaftesbury als Primalektüre. — E. Schiffer, Zu Paul Valéry's Poetik. — E. Funke, Gelautete und gestaltete Sprache. — J. Bausenwein, Das Alkoholverbot in Amerika. — P. R. Sanftleben, Französische Lyrik im neuzeitlichen Unterricht. — E. Riedel, Die Privatlektüre im neusprachlichen Unterricht. — Ch. Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — J. Gerhards, Ferienkurse. — Besprechungen]. — 5, Juli—August [H. Tausendfreund, Zum Konjunktiv im Französischen. — Th. Kalepky, Umschreibendes *voir*. — H. Schmidt-Lamberg, Die Sprachenfrage im Export-Handel. — Die erstere neuere Fremdsprache auf den Realanstalten: I. W. Müller, Warum Französisch und nicht Englisch als Anfangsfremdsprache an Realanstalten. — II. W. Azzalino, Französisch als zweite neuere Fremdsprache. — III. Th. Zeiger, Englisch als erste Fremdsprache. — K. Voretzsch, Friedrich Klincksieck †. — S. A. Nock, American Student Publications. — L. Meyn, Wechsel von *a* und *en* im Spanischen — Spanisch *todo*. — Besprechungen. — Zeitschriftenschau]. — Beiheft Nr. 16: Wilhelm Schulz, Die Sprachkunst André Gides. Marburg, Elwert, 1929. 76 S.

Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. L, 9—10, Sept.—Okt. 1929.

Mod. language notes. XLIV, 7, Nov. [R. H. Wagner, Wilson's *Arte of rhetorique*. — S. A. Tannenbaum, 'As you like it'. II. VII. 73. — C. Camden, Tamburlane: the choleric man. — H. Spencer, Shakespeare's use of Golding in 'Venus and Adonis'. — H. Smith, The *Taine centennial*. — N. L. Torrey, The date of 'Candide' and Voltaire's corrections. — H. Peyre, L'image du navire chez Baudelaire. — G. L. van Roosbroeck, Who wrote the 'Épithaphe de Cromwell'? — K. C. Hayens, Heine und Wieland. — R.-M. S. Heffner 'uf gakunpai' ('Luc.' III, 23). — R. J. Meuner, Bycorne—Bygorne. — E. M. Grant, 'Car le géant est pris' 'Hernani', 1911. — J. Warshaw, Galdós's apprenticeship in the drama. — J. P. W. Crawford, Acuña's sonnet on Endymion]. — 8, Dec. 1929 [G. R. Havens, Voltaire's revision of the 'Désastre de Lisbonne'. — R. K. Root, The *Manciple's* prologue. — G. L. Frost, Chaucer's *Man of Law* at the Paris. — K. Malone, Some linguistic studies of 1928. — L. H. Loomis, The Round Table again. — O. Schmidt, O. H. G. '*adeilo*' and '*giloubo*'. — J. C. Blankenagel, Kleist's *Käthchen von Heilbronn*. — H. M. Belden, Two Spenser notes. — H. Spencer, The Elizabethan to board. — D. C. Cabeen, Barrès and the 'Young' reviews. — J. F. Jackson, A note on Flaubert].

P. M. L. A., Suppl. to volume XLIII. Proceedings and list of members 1928. — XLIV, 3, Sept. 1929 [H. E. Allen, On the author of the *Ancren Riwele*. — R. E. Neil Dodge, The text of the *Gerusalemme liberata* in the versions of Carew and Fairfax. — M. Y. Hughes, Virgilian allegory and *The Fairy Queene*. — R. Tuve, The Red Crosse Knight and mediæval demon stories. — E. M. Albright, Spenser's cosmic philosophy and his religion. — D. Bush, Notes on Marlowe's *Hero and Leander*. — J. S. G. Bolton, The authentic text of *Titus Andronicus*. — G. E. Bentley, Records of players in the parish of St. Giles, Cripplegate. — B. M. Wagner, New allusions to *A game at chesse*. — F. L. Jones, *Look about you* and *The disguises*. — L. M. Ellison, Elizabethan drama and the works of Smollett. — S. L. Sumberg, The Nuremberg Schem-

bart Mss. — E. H. Zeydel, George Ticknor and Ludwig Tieck. — E. F. Hauch, The reviviscence of Georg Büchner. — W. A. Reichart, Gerhart Hauptmann's *Germanen und Römer*. — F. Wittmer, Rilkes *Cornet*. — 4, Dec. [Ch. N. Gould, Dwarf-names: A study in Old Icelandic religion. — S. F. Damon, Marie de France: Psychologist of courtly love. — J. W. Rankin, Rime and reason. — N. H. Clement, Nature and the country in 16. and 17. century French poetry. — A. W. Upton, Allusions to James I. and his court in Marston's *Fawn* and Beaumont's *Woman hater*. — J. T. Curtiss, Butler's *Sidrophel*. — W. Sh. Jack, Baucis *Cándamo* and the Calderonian Decadents. — H. S. Hughes, More Popeana: Items from an unpublished correspondence. — R. P. Blond, IAD: A progeny of the *Dunciad*. — J. D. Lancey Ferguson, New light on the Burn-Dunlop estrangement. — N. P. Stallknecht, Wordsworth and pilosophy: suggestions concerning the source of the poet's doctrines and the nature of his mystical experience. — J. Harrington, Wordsworth's descriptive sketches and *The Prelude* Book VI. — J. Cornwell, The *Correspondance* of Honoré de Balzac: its significance and its unreliability. — H. Kurz, Daudet's atmospheric sensibility. — R. C. Harrison, Walt Whitman and Shakespeare].

Neuphilol. Mitteilungen. XXX, 6—8, Nov. 1929 [H. P. Dyggve, Chansons françaises du XIII^e siècle (Colart le Boutellier, Gaidifer, Wasteblié, etc.), I. — A. Långfors and S. Solente, Une pastourelle nouvellement découverte et son modèle. — A. Godart, L'enseignement secondaire en France. — B. E. Hildén, Bericht über die Neuphilologentage in Helsingfors 8.—10. Jan. 1929].

Modern philology. XXVII, 2, Nov. 1929 [H. Sager, 'Die Losgekaufte'. — G. O. Arlt, Lexicographical indexing of Folk-melodies. — R. Levy, Old French *Dene*. — L. Cons, *Nous deux lui*. — R. V. Merrill, Platonism in Petrarch's *Canzoniere*. — W. K. Chandler, The sources of the characters in *The shoemaker's holiday*. — J. C. Hodges, William Congreve in the government service. — J. A. Heß, Goethe's *Egmont* as a possible source of Hugo's *Hernani*. — Earl Leslie Griggs, S. T. Coleridge in Malta].

Studies in philol. XXVI, 4, Oct. 1929 [G. R. Coffmann, A plea for the study of the Corpus Christi Plays as drama. — E. S. Lindsey, The original music for Beaumont's play 'The knight of the burning pestle'. — A. F. Potts, Wordsworth and William Fleetwood's 'Sermons'. — F. B. Snyder, Burns's last years. — J. M. Beatty, jr., Mr. Graydon's 'Defense of Criseyde'. — E. M. Albright, On the dating of Spenser's 'Mutability' cantos. — W. K. Chandler, The topography of Dekker's 'The shoemaker's holiday'.]

The mod. language review. XXIV, 4, Oct. 1929 [C. T. Onious, Middle English 'Ord and ende'. — A. E. Parsons, The Trojan legend in England. II. — E. C. Batho, Sir Walter Scott and the sagas. — R. S. Loomis, Brou and other figures in the 'Estoire del Saint Graal'. — G. Hainsworth, Traces of d'Urfé and of Balzac in Molière].

Leuvenseche Bijdragen. XXI, 1 [J. Geßler, Une source inconnue de Victor Hugo. — B. M. Woodbridge, Katharsis et les modernes. — J. Leenen, Albigenes-Beghini. — F. Baur, Thematologische Werken]. — 1—2 Bijblad [J. Mansion, Scandinavische Naamkunde].

Germ.-rom. Monatsschrift. XVII, 9—10, Sept.-Okt. [K. Bohnenberger, Grundsätzliches zu den deutschen Ortsnamen. — O. B. Briem, Germanische und russische Heldendichtung. — R. Majut, Aufriß und Probleme der modernen Bücherforschung. — O. Antscherl, Italienisch-europäische oder nationale Renaissance]. — 11—12, Nov.-Dez. 1929 [F. R. Schröder, Neuere Forschungen zur germanischen Altertumskunde und Religionsgeschichte III, nebst einer Abwehr gegen Neckel. — H. Schröder, Nord—Süd—Ost—West. — K. Nemetz-Fiedler, Österreichische Lyrik im Zeitalter des Barock und Rokoko. — E. von Jan, Wege zu Molière. — J. Ullrich, Zwölf Jahre Defoe-forschung (1916—28)].

Neophilologus. XV, 1 [R. Wiarda, Taine—Stendhal—l'Abbé du Bos. — K. Sneyders de Vogel, De geschiedenis van Dido en Aeneas volgens de Cró-

nica general, I. — J. van Dam, Tristanprobleme, I. — H.-F. Rosenfeld, Zum Pleier. — J. Vriend, The immaculate conception of Mary and non-Catholic authors. — A. E. H. Swaen, Slechtvalk. — G. A. Nanta, Pope: *The rape of the lock* vs. 97, 98. — W. van Eeden, Bijdrage tot de overlevering van de *Hallfredar saga*. — L. Schils, Comedien poète rythmique?].

Der Schlern. X, 11, Nov. 1929 [L. Santifaller, Bozener Schreibrschriften seit 1500. — E. Baron Eyrl: Zum Siegelbestand des Bozener Museums (mit 2 Tafeln)]. — 12. Dez. [L. Steinberger, Bojen und Langtaufers].

Philol quarterly. VIII, 3, July 1929 [J. W. Ashton, The date of *John a Kent and John a Cumber*. — H. V. Canter, Excursus in Greek and Roman historians. — J. H. Nunemaker, The lapidary of Alfonso X. — D. MacMillan, Some burlesques with a purpose, 1830—1870. — P. P. Rogers, The peninsular war as a source of inspiration in the Spanish drama of 1808—14. — C. W. Lemmi, The symbolism of the classical episodes in the *Faerie Queene*. — A. E. Zucker, Ibsen's Bardach episode and *Hedda Gabler*. — M. B. Ruud, Chaucer studies, 1928].

M. Müller, Kursbuch für den neusprachlichen Lesestoff. Ein kritischer Führer durch die Schulausgaben. Leipzig, Rohmkopf, 1929. 327 S. Geb. 1 M. [Das 'Kursbuch' — warum nicht 'Führer'? — ist ein kritisches Verzeichnis der vorhandenen neusprachlichen, auch schwedischen, spanischen und italienischen Schulausgaben. Der Neuphilologe findet besonders geeignete Lektüre deutlich vermerkt. An kritischen Bemerkungen sähe man gern mehr. Das Buch ist mindestens jeder Lehrerbücherei zu empfehlen, nicht zum wenigsten wegen der Zusammenstellung der wissenschaftlichen Hilfsmittel. F. Fiedler.]

K. Fouquet, Jakob Ayrers 'Sidea'; Shakespeares 'Tempest' und das Märchen (Elsters Beitr. z. deutsch. Literaturwiss. 32). Marburg, Elwert, 1929. 112 S. [Ein bestimmter Typ des Medea-Märchens ist die Grundlage; als Beweis dafür wird eine Schrift von Peter Jensen zitiert: 'Babylonisch-palästinensische Ursprünge der griechischen Heldensage, gedruckt als MS, Marburg 1913. Fünf Hauptmotive werden daran hervorgehoben: Werbung, Aufgabe, magische Flucht, vergessene Braut, Lösung. Damit wurde in einer Mittelmeergegend als Vorstück verbunden das Motiv vom Zwist. Dies ergab die Sidea-Fabel. Zwei Ableger davon tauchen in Deutschland auf, als 'Sidea' und als 'Königssohn aus Engelland'; aus letzterem entsteht wieder eine Puppenkomödie 'Der Prinz als Narr'. Etwa zur gleichen Zeit schrieb Eslava seine spanische Novelle. Unabhängig von Eslava, außer betreffs Urverwandtschaft, entstand um 1645 Calderons Drama 'In diesem Leben ist alles Wahrheit und alles Lüge'. An Calderon lehnte sich Corneille mit seinem 'Héraclius'. Eine weitere Abzweigung von der Urfabel gelangte vor 1589 nach England; daraus entsprangen dort wenigstens vier Werke: das Drama 'Rare triumphs of Love and Fortune', Fords 'Parismus', Greenes 'Alphonsus' und Shakespeares 'Tempest'. Von letzterem zweigten wieder eine Menge Nachbildungen ab.]

Germanisch.

Revue germanique. XX, 4, Oct.-Déc. 1929 [G. Høst, Un exemple de tradition orale en Norvège].

A. Walde, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Hg. u. bearb. von J. Pokorny. 1. Bd., 4. Lief., S. 467—642 Kūdh—ghuer.

Nordisch.

H. Spehr, Der Ursprung der isländischen Schrift und ihre Weiterbildung bis zur Mitte des 13. Jh.s. Halle, Niemeyer, 1929. X, 178 S. 10 M.

Ágrip af Nóregs konunga sögum. Hg. v. F. Jónsson. (Altn. Saga-Bibl., hg. Jónsson, 18.) Halle, Niemeyer, 1929. XIX, 65. 4,50 M.

Deutsch.

Euphorion. XXX, 3. Quellenheft [Neue Quellen zur Geistesgeschichte des 17. bis 19. Jh.s, IV: W. Milch, Drei zeitgenössische Quellen zur Biographie Daniel von Czepkos. — K. Wolf, H. L. Wagners Verteidigung vor der Frankfurter Zensurbehörde. — E. Jenal, Das Vorbild von Hölderlins Idylle 'Kanton Schwyz'. — E. Berend, Die Eumeniden. — R. Hauser, Zur Geschichte der Wiener Zeitschrift 'Prometheus' (1808). — B. Lamey: H. O. Burger, Aus dem Kreise der schwäbischen Romantik. Unveröffentlichte Briefe von Justinus Kerner. — E. Glaser-Gerhard, Aus H. Hettmers Nachlaß, III. — E. Metelmann, Zu C. F. Meyers 'Jürg Jenatsch'.]

A. Helbok, Die deutschen Weiler-Orte (Mtlg. d. österr. Inst. G. F., Erg.-Bd. XI, S. 129—139 und 2 Karten.) [Behaghel hatte die mit 'Weiler' gebildeten Ortsnamen in drei Klassen geteilt, entsprechend den drei Ausgangsformen villa, villare, Weiler: Die einen stammen von den ursprünglichen Gründern, den Römern; die zweiten von den späteren Herren, den Deutschen; die dritten von dem um diese herumwohnenden kleineren Volk, den Kelto-romanen. Zustimmung und Bedenken sind darüber geäußert worden, indem Helbok das Material nachprüfte, kam er zu dem Ergebnis, daß die Weilerorte im allgemeinen der ersten Periode deutschen Landesausbaues angehören. Er bekennt sich zur Annahme, daß das Grundwort in merowingischer Zeit bereits allgemeines Eigentum der Volkssprache war. Die Ausbreitung des Grundwortes 'Weiler' kommt aus dem Westen; ihre Gründung vollzog sich zwischen dem 7. und 9. Jh. Ihre Urheber waren Deutsche. Helbok ist nicht blind gegen eine Reihe von Ausnahmen.]

V. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine. Geschichte Mundarten, Volkslied, Volkskunde. Charkow, Zentral-Völker-Verlag, 1928 161 S.

G. Kisch, Siebenbürgen im Lichte der Sprache. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Karpathenländer. (Palaestra, 165.) Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 296 S.

W. Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben. (Fehltes Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, 2.) Bühl (Baden), Konkordia, 1929. 91 S. und Bilderanhang. 3 M.

U. Pretzel, Frühgeschichte des deutschen Reims (Teildruck). Göttinger Dissertation. Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 66 S.

H. Sperl, Naturalismus und Idealismus in der ahd. Literatur, dargestellt am Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied. (Sarans Bausteine, XXIII.) Halle, Niemeyer, 1928. 202 S. [Rühmlich ist der Blick auf das deutsche Geistesleben in der Zeit der auf dem Titel genannten Dichtungen; Lebensgefühl, Grundstimmung, Wissenschaft, Staat, Wirtschaft, Recht, Religion, Kirche, Kunst — alle Richtungen kommen zur Sprache, und immer wird im Anschluß daran gefragt, wie sich die Dichter dazu verhalten haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Antworten fast nur allgemein ausfallen. Dafür sind auch die Dinge der Poetik bei jedem Denkmal berücksichtigt: Denkgehalt, Begebenheiten und Charaktere, Rhythmus, Situationen, Bilder und Lautmalerei, lokaler Hintergrund. Am ausführlichsten kommt das Hildebrandslied weg, und zwar in der Ausdeutung Sarans, der sich Sperl rückhaltlos anschließt. Im Hinblick auf diese Studie kann man wahrhaftig nicht sagen, daß unsere Germanistik geistlos und ohne Hinblick auf höhere Probleme arbeite, höchstens kann man die Unterscheidung Naturalismus und Idealismus etwas allgemein finden; die spezielleren Kategorien Heidentum, Christentum, Rittertum u. a. sind ihnen als Unterabteilungen eingegliedert. Hätte Sperl sie vorangestellt, so wäre er sicher zu noch greifbareren Ergebnissen gekommen.]

A. Lasch und C. Borchling, Mittel-Niederdeutsches Handwörterbuch. (Wörterbücher des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, II.) Ham-

burg, Wachholtz, 1928. a—attek. 128 Spalten. [Das erste Handwörterbuch, 1888, ist vergriffen; seit dessen Erscheinen und erst recht seit dem Schiller-Lübberschen Wörterbuch ist sowohl die Veröffentlichung als die philologische Bearbeitung des Ndd. mächtig vorangegangen. Erstere zwang zu einer großen Vermehrung der aufzunehmenden Wörter, letztere veranlaßte die Ausmerzung zahlreicher Ausdrücke, die nur aus mittelfränkischen oder niederfänkischen Quellen belegbar sind. Nach zwei Seiten Zeichenerklärung, hauptsächlich phonetischer Art, beginnen sofort die Stichwörter, die sich sehr deutlich durch Fettdruck abheben. Die Neuausgabe ist höchst willkommen und verdienstermaßen dem einstigen Hamburger Stadtbibliothekar Christoph Walther gewidmet.]

Hartmann von Aue, Gregorius. Hg. v. H. Paul. 6. Aufl. v. A. Leitzmann. (Pauls Altd. Textbibl., 2.) Halle, Niemeyer, 1929. XXVII, 103 S. 2,50 M.

Zwei altddeutsche Rittermären. Moriz von Craon. Peter von Staufenberg. Neu hg. v. E. Schröder. 4. Aufl. Berlin, Weidmann, 1929. XII, 93 S. 3,20 M.

Merswins Neun-Felsen-Buch (das sog. Autograph). Hg. v. Ph. Strauch. (Pauls altd. Textbibl., 27. Schriften a. d. Gottesfreund-Literatur, 3.) Halle, Niemeyer, 1929. XV, 167 S. 5 M.

Johannes von Saaz, Der Ackermann aus Böhmen. Hg. v. A. Bernt. Heidelberg, Winter, 1929. 53 S. (Als erster Band der Sammlung, 'Altddeutsches Schrifttum aus Böhmen,' hg. v. Gierach, erscheint hier von der 'Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg' ein handlicher Textabdruck des Hauptwerks, das im alten Böhmen in unserer Sprache entstand. Der Ackermann ist ein ergreifender Dialog über die Zwangsgewalt des Todes und den Schönheitswert des Lebens, worin sich, unteritalienisch im Anhauch, schon etwas Renaissancegeist fühlbar macht. Bernt hat bereits mit Burdach zusammen eine große Ausgabe samt Kommentar 1917 veröffentlicht; auch eine Übersetzung 1916 und eine Faksimileausgabe 1919. Er ist aber hiermit noch nicht zufrieden, und indem er Burdach nach allen Seiten Lob spendet, sucht er in religionsgeschichtlicher, biographischer und textkritischer Hinsicht neue Weisheit oder doch Präzisierung. Namentlich glaubt er, als Verfasser nicht den jungen Mönch Pflug von Rabenstein, der 1381 vom Prager Erzbischof zum Verbleiben im Kloster aufgefordert und 1384 in die Prager Kanzlei berufen wurde, als Dichter ansetzen zu müssen, sondern den Saazer Stadtschreiber Johannes de Tepla, der identisch sein soll mit dem 1386 Stadtschreiber Johannes de Sytbor. Es hat also mehrere Männer in jener kleinen Stadt gegeben, denen man eine solche Leistung zuschreiben möchte; als Schriftsteller scheint allerdings keiner von ihnen nachweisbar. Bernt verspricht eine ausführliche Darlegung seiner Funde in einem Buche, dem man gespannt entgegenzusehen darf.]

Georg Rollenhagens Spiel vom reichen Mann und armen Lazaro. 1590. Hg. v. J. Bolte. (Braunes Neudr. dtsh. Lit.-Werke des 16. u. 17. Jhs., 270—273.) Halle, Niemeyer, 1929. XVI, 163 S. 4 M.

Hans Abmann Freiherr v. Abschatz, Anemons und Adonis Blumen. Hg. v. G. Müller. (Braunes Neudr. dtsh. Lit.-Werke des 16. u. 17. Jhs., 274—277.) Halle, Niemeyer, 1929. XC, 76 S. 4 M.

Martin Sommerfeld, Deutsche Barocklyrik. Nach Motiven ausgewählt und geordnet. (Literarhistorische Bibliothek, hg. von M. Sommerfeld, Bd. 1.) Berlin, Junker & Dünhaupt, 1929. 189 S. 5,50 M.

R. Rask, Briefe an J. H. Halbertsma. Mit einem nordfriesischen Glossar von R. Rask. Bearb. von F. Braun. Jena, Frommann, 1927. 77 S. [Voran ist ein Brief von Rask abgedruckt, datiert Kopenhagen, 21. April 1830, worin es heißt: 'I am engaged, myself, in compiling another work on the North-frisic, but being much occupied in heterogenous business, it will not be ready for the press so soon.' Das so angekündigte Werk ist jetzt mit einigen

Nachbesserungen in den Druck gebracht und tut hoffentlich gute Dienste bei der Neubelebung der altfries. Studien.]

W. Imhoof, Der 'Europamüde' in der deutschen Erzählliteratur. (Ermatingers Wege zur Dichtung, VIII.) Horgen-Zürich, Münster-Presse, 1930. 144 S.

E. Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Nagl und Zeidler herausgegeben. Dritter (Schluß-)Band, 1848—1918, 5. u. 6. Abtlg. Wien, Fromme, 1929. S. 641—960. Jede Abt. 8,40 M. [Das große Kapitel: 'Herrschaft und Niedergang des deutschliberalen Großbürgertums 1866—1890' wird fortgesetzt. Ob viele unter den zu behandelnden Schriftstellern mit der Bezeichnung liberal und großbürgerlich einverstanden gewesen wären, ist allerdings fraglich; aus der Überschrift ist jedenfalls die politische Einstellung des Verfassers sofort mit angenehmer Deutlichkeit zu ersehen. Das Burgtheater nimmt naturgemäß den breitesten Raum ein; Anzengruber hat mit Recht das Hauptkapitel; aber alles andere, was in Wien dichtete, erzählte oder sang, namentlich die 'Schrammeln', ist ziemlich ausführlich berücksichtigt, während das Kapitelchen über die Alpenländer abfällt. Mit dieser quantitativen Vorherrschaft Wiens verbindet sich aber eine gewisse qualitative Bescheidenheit, die fast an Wehmut grenzt; so wird Anzengruber als der 'letzte Klassiker des Volkstüchleins' bezeichnet, was hoffentlich eine nicht zutreffende Befürchtung ist, da ja doch heute Kranewitter, Schönherr u. a. blühen. Und welch kleine Geister sind oft der Abbildung gewürdigt.]

Lewendiche Schtimme aus Pennsilvenien. Schreiwes von Ch. R. Roberts, A. C. Wuchter un Ch. C. More. Rausgewwe un eingeleided vum H. Klob. Stuttgart und Neuyork, B. Westermann, 1929. 153 S.

M. Bressen, Der metrische Aufbau des Faust II und seine innere Notwendigkeit. Berliner Dissertation. Berlin, Ebering, 1929. 55 S.

H. Bach, Jean Pauls *Hesperus*. (Palaestra, 166.) Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 207 S.

H. Lechner, Tirols erster Kunstdramatiker Weissenbach im Rahmen der österreichischen Literaturentwicklung. (Tiroler Heimat, hg. v. Wopfner, I 2.) Innsbruck, Tyrolia, 1928. S. 101—142. [In Telfs, Oberinntal, wurde Weissenbach 1776 geboren, aus einer lange dort ansässigen Familie, bald aber durch seine medizinischen Studien nach Wien geführt, in dessen Theaterleben er mit seinen Hauptwerken wurzelt; mannigfacher Aufenthalt im Süden, zu dem er besonders als Militärarzt veranlaßt wurde, und schließlicher Rückzug nach Salzburg gegen Ende seines Lebens, wo er 1821 auch starb, haben an seiner literarischen Zugehörigkeit nichts Wesentliches geändert. Er gehört mehr in eine Geschichte des Burgtheaters als in eine Geschichte der tirolischen Literatur. Aus der spanischen Dramenschule, die dort als große Vorstufe für Grillparzer in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sich auftrat, entsprang das erste seiner sechs Stücke, die 'Barmeciden', aufgeführt im Burgtheater 1799, gedruckt in Wien 1801. Den stofflichen Quellen und den künstlerischen Vorbildern hat Lechner genau und glücklich nachgespürt, zugleich das Werk als Ganzes charakterisiert und innerhalb der Schillerschule an seinem historischen Platz eingereiht. Die Hauptleistung Weissenbachs war dann die Tragödie 'Der Brautkranz' 1810, im Hinblick auf Shakespeares 'Romeo und Julia' hauptsächlich verfaßt, aber auch mit mancherlei anderen Motiven ausgeführt und dann häufig gespielt. Mit dem 'Brautkranz' steht oder fällt der Name Weissenbachs; ein Neudruck wäre wohl am Platze. Seine übrigen vier Dramen konnte Lechner rascher erledigen; sie haben weder in Wien noch in Tirol viel Eindruck gemacht. Dagegen erwies sich sein Verhältnis zu Grillparzer als interessant; die beiden Burgtheaterdichter standen gut, bis Weissenbach die 'Ahnfrau' einer Rezension unterzog, über die Grill-

parzer nicht hinwegkam; gern würde man diese Rezension lesen. Mit dieser Arbeit Lechners setzt eine methodisch ausgebildete Erforschung der neueren tirolischen Dichter ein, die es den Literaturhistorikern erleichtern wird, diese literarisch nicht unwichtige Provinz mit zu berücksichtigen.]

H. Reinhardt, Mörike und sein Roman 'Maler Nolten'. (Ermatingers 'Wege zur Dichtung', Bd. IX.) Horgen-Zürich, Münster-Presse, 1930. 123 S.

Léon Mis, Les œuvres dramatiques d'Otto Ludwig première partie (1840—52.) Paris, J. Gamber, 1929. 437 S.

O. Eberle, Bruderklausenspiel, Luzern, Räber, 1929. 76 S.

Christine v. Thaler, Fantasia: das Lebensbuch der ersten deutschen Journalistin. Bearb. v. R. Schade. Berlin, Gesellschaft deutscher Literaturfreunde (Robert Alter), 1929. 320 S. [Christa del Negro, wie man in ihren ersten Wiener Jahren sie nannte, bevor sie Karl von Thaler, den ausgezeichneten Leitartikler der Neuen Freien Presse, eroberte, schrieb damals eine Reihe Romane für Wiener Magazine, von denen der eine oder andere auch selbständig erschienen, und kam dadurch in die literarischen Kreise. Geboren in München als schlichtes Fräulein Greiner, begleitete sie ihren Stiefvater del Negro durch die Mittelmeerländer bis ins ferne Ägypten und besaß daher für die Leute der Donaustadt einen geistigen Reiz, der sich durch den ihrer großen fragenden Augen und ihrer zarten, oft nachgebildeten Hände noch erhöhte. In ihren Erinnerungen wird jetzt das halbe Wien der Makartzeit wieder lebendig und auch ein gut Teil Rom unter Papst Pius IX., wo sie vorher geweltet hatte. Berühmte Maler wie Makart und Lenbach sowie der Bildhauer Tilgner waren um sie wie um ein vornehmes Modelchen beschäftigt, und zwischendurch gewährte ihr der Papst eine hochehrwürdige Audienz. Dann huldigten ihr die Schriftsteller Wiens, voran der immer pathetische Weilen, aber auch die feine Marie v. Ebner-Eschenbach, und daß Karl v. Thaler unter ihrer Anregung seine 'Lieder eines Mormonen' dichtete, wäre eigentlich noch zu erwähnen gewesen. Mit andeutender Kürze hebt sie realistische Züge hervor, so daß die Personen unter ihrer Feder lebendig werden und das Ganze ein romanhaftes Interesse gewinnt. Überall merkt man, daß sie eigentlich noch viel mehr zu sagen wüßte, aber mit einem leisen Augenaufschlag geht sie vorüber und läßt vieles erraten. Was sie bietet, ist nicht bloß Geschichte, sondern eine eigenartige Probe schöner Literatur aus der Memoirengattung, wie sie sonst mehr von Franzosen gepflegt wird. Rudolf Schade hat sich durch die Herausgabe ein Verdienst erworben.]

H. Kindermann, Das literarische Antlitz der Gegenwart. Halle, Niemeyer, 1930. 104 S. 3,80 M.

Englisch.

Annual bibliography of English language and literature. Vol. IX. 1928 ed. for the Modern Humanities Research Association by E. Seaton and M. S. Serjeantson. Cambridge, Bowes, 1929. 228 S. 6/6. [Pünktlich ist die von Miß Paues begründete Bibliographie für 1928 wieder erschienen, diesmal 3980 Nummern stark. Im englischen Stabe hat es nicht an Veränderung gefehlt, aber die Anlage des Bandes ist dabei nicht nennenswert geändert worden. Wichtig dagegen ist es, daß für viele nichtbritische Länder eigene Referenten aufgestellt wurden: für die Vereinigten Staaten, Irland, Czechei, Frankreich, Holland, Italien, Deutschland (hierfür Dr. Egon Mühlbach, Leipzig), Schweden, Dänemark, Finnland, Norwegen; von diesen ist der amerikanische Referent bereits als ein ständiger markiert, der regelmäßig mehr als die Hälfte der Beiträge liefert. Da wir auf diese Weise den Namen des deutschen Referenten erfahren, sei hiermit die Bitte an ihn gerichtet, unseren wissenschaftlichen Zeitschriften ein recht offenes Auge zuzuwenden; so fehlt in der Liste der Abkürzungen die 'Anglia' ganz und die Quellen und Forschungen sind wie eine regelmäßig weiterlaufende Veröffentlichung behan-

delt, während die Liste von den Heidelberger anglistischen Forschungen, von der Leipziger 'Englischen Bibliothek' und von der Palaestra schweigt. Auch wäre aus den vorweg angeführten Zeitschriften unseres Landes doch manche Abhandlung und wichtige Rezension zu erwähnen; wenn der amerikanische Referent so fleißig ist, darf es wohl auch der deutsche sein.]

Englische Studien. LXIV, 1. [E. Fischer, Ae. ēa im Südostmittelenglischen und die Heimat des südlichen Octavian. — W. L. MacDonald, The earliest English essayists. — Th. Siebert, Wahrheit und Wahrhaftigkeit bei Milton. — P. K. Das, James Thomson's appreciation of mountain scenery.]

English studies. XI, 4, August 1929. [L. P. H. Eijkman, The Dutch vowels followed or not by a trill. — A. C. E. Vechtman-Veth, A guide to English studies. Suggestions for the studies of Milton and Dryden]. — 6, Dec. 1929 [B. A. P. van Dam, Alleyn's player's part of Greene's *Orlando Furioso* and the text of the Q of 1594 (concluded).]

The review of English studies. IV, 21, Jan. 1930. [H. C. Wyld, *Lazamon as an English poet*. — F. E. Budd, Rouillet's *Philanura* and Whetstone's *Promos and Cassandra*. — P. L. Carver, The sources of Macaulay's *Essay on Milton*. — Earl Leslie Griggs, Coleridge and the Wedgwood annuity.]

G. L. Frary, Studies in the syntax of the Old English passive with special reference to the use of *wasan* and *uorðan*. (Language Diss. V, Sept. 1929.) 79 S.

Byrhtferth's Manual (a. D. 1011) now ed. for the first time from Ms. Ashmole 328 in the Bodleian library with an introduction, translation, sources, vocabulary, glossary of technical terms, appendices and 17 plates by S. J. Crawford. Vol. I: Text, translation, sources and appendices. (E. E. T. S. 177.) London, Milford, University Press, 1929. 250 S. 42 s.

The Middle English *Lai le freine*. Edited with a study of the date and dialect of the poem and its analogues by Margaret Wattie. (Smith college studies in mod. lang. X, 3, Apr. 1929.) Northampton, Mass., Smith College. 27 S. [Sorgsame Neuausgabe. Die sprachliche Einleitung verlegt das Gedicht in die Nähe von London, wozu die ritterliche Feinheit des Inhalts wohl paßt, und in den Anfang des 14. Jhs.]

H. J. van der Meer, Main facts concerning the syntax of Mandeville's travels. Utrecht, Kemink, 1929. 176 S. [Aus der Schule Swaens hervorgegangen, schließt sich die Arbeit hauptsächlich an Mätzners Syntax an und beschreibt die Behandlung der Wortformen, wozu am Schluß ein kurzer Paragraph über Wortstellung sich fügt. Mit Recht bevorzugt der Verfasser ein Prosadenkmal, um daran zunächst normale Rede in ruhiger Stimmung zu studieren. Daß das Denkmal eine Übersetzung ist, scheint nichts zu schaden. Im einzelnen sei hervorgehoben, daß das Gerundivum auf *-ing* bereits klar ausgebildet ist. Allerdings sind Belege nur nach Präpositionen und in spärlicher Anzahl verzeichnet, z. B. in *purhacynge his sustynance* § 87, after *goyng* be see and be londe § 100, in *schavyng* ure berdes § 101. Es mag auffallen, daß diese Belege aus verschiedenen Paragraphen zusammengelassen sind; Gerundium und Verbalsubstantiv sind eben in der Darstellung nicht geschieden, und die meisten der dabei angeführten Fälle sind sogar Partizipien. Mit einiger Vorsicht kann sich der syntaktische Forscher durch Meers nützliche Zusammenstellung viel Lektüre sparen.]

Die Erzählung des Haushälters aus den Canterbury-Geschichten G. Chaucers. Hg. v. G. Plessow. (Trübners Philol. Bibl., XII.) Berlin, de Gruyter, 1929. IX, 169 S. [Möglichst tief einbohren soll sich der junge Anglist in die Sprache und Erzählungsweise des me. Klassikers: das ist die Absicht des Hg.s, und von diesem Standpunkt aus ist sein Vorgehen zu würdigen. Zuerst führt er seine Leser an die Hss. heran, gibt zwei derselben möglichst genau wieder und erläutert die Verhältnisse in den Schreibschulen. Gewiß hat es viel Gutes, wenn schon der Anfänger den Schreibern mißtrauen und den wenig gefestigten Zustand des damaligen Englisch durchschauen lernt;

aber ein vergleichendes Studium der Buchstabenformen geht etwas weit und führt schwerlich in das Innere von Chaucers Geist hinein. — Dann wird seine Aussprache durch phonetische Transkription markiert, ein kühnes Unternehmen, das manche Bedenken hervorrufen muß. Gleich in der ersten Zeile z. B. wird die Pluralendung *es* mit dem Vokal *e* bezeichnet, während sie bei Chaucer bekanntlich auf *i* reimt. — *vices: nice is*, Dann wird *slo* pt. 'schlug' mit gleichem Diphthong bezeichnet wie *crowe* und *bowe* 'Bogen' und *wrouxt*. Auch bei germ. *ā > æ, ê*, bei der Angabe der Tonvokale in *coud* und *nevre* als lang, bei der Unterscheidung von offenem und geschlossenem *ê* bleibt man hängen. Auf löblichem Wege ist hier Verf. wohl abermals zu weit gegangen. — Viel Mühe hat er sich mit der Aufklärung des Quellenverhältnisses gegeben. Als Vorlage Chaucers läßt er nur Ovids Met. II gelten und weist die Herkunft von Nebenmotiven aus Asien ab, weil Chaucer keine asiatischen Sprachen gekannt habe. Auch bringt er seinen Erzähler in engen Zusammenhang mit rhetorischen Schriften seiner Zeit, als wäre der Schüler des Boccac in die Schule der Quintilianer gegangen; ob er nicht eher in die der fabliaux-Erzähler ging? Wenn er eine Menge *amplîtudo* in lebhaftesten Gesprächston behufs Ausschmückung und Retardierung seiner Fabel hereinholte, lag dies wohl mehr in der Tradition der Spielleute als der Lateinmagister. — Wie aus einer Ankündigung des Verlages hervorgeht, soll nach dem Muster dieses Bändchens eine Reihe älterer und auch etwas jüngerer Texte herausgegeben werden; man darf begierig sein, wie sich die Verf. der nicht ganz leichten Aufgabe entledigen werden.]

O. Jespersen, Monosyllabism in English. Biennial lecture on English philology. British Academy, 1928. London, Milford, 1928. 30 S.

K. Meyer, Francis Bacon. Zum Gedächtnis an sein Hinscheiden am 9. April 1626 (Vortrag, gehalten in der 'Dresdener Gesellschaft für neuere Philologie.') Sonderabdruck a. d. Wissenschaftlichen Beilage des Dresdener Anzeigers vom 31. Jan., 7. u. 14. Febr. 1928. 32 S. — Francis Bacon und sein Werk. Sonderabdruck a. d. Wissenschaftl. Beilage d. A. vom 14., 21. u. 28. Mai 1929. 39 S.

Shakespeares Sonette, ins Deutsche übertragen u. hg. v. Karl Hauer. Graz, Moser, 1929. 91 S. 3,60 M. [Die Einleitung empfiehlt uns, die Sonette nur mit Vorsicht und Zurückhaltung als Zeugnis von Shakespeares Leben zu verwenden. 'Im großen und ganzen sind sie, von einigen weniger gelungenen Ausnahmen abgesehen, ein glänzender Versuch, mit den erfolgreichen Sonettendichtern seiner Zeit in die Schranken zu treten.' Damit stimmt nicht ganz die Anordnung, in der uns die Sonette vorgeführt werden; sie erscheinen nämlich in Gruppen, die eine gewisse Gleichzeitigkeit voraussetzen und eine gewisse dramatische Entwicklung atmen. Aus Mangel eines Registers ist es schwer, die einzelnen Sonette nach der in den gewöhnlichen Ausgaben befolgten Numerierung herauszufinden. Gutes Deutsch ist zur Übersetzung verwendet, glänzendes hätte die hohe Kunst der Originale verlangt; realistisches wäre vielleicht einer biographischen Ausdeutung zu nahe gekommen; zwischen diesen Grenzen bewegt sich die Technik des Übersetzers und beweist hiermit aufs neue, wie unübersetzbar im höheren Sinne diese Sonette sind.]

Léon Mis, Les *Études sur Shakespeare* d'Otto Ludwig, exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Paris, Gamber, 1929. 180 S.

G. F. Bradby, Short studies in Shakespeare. London, Murrey, 1929. VIII, 129 S. [Der Artikel über Hamlet, der größte der sieben hier vereinigten, erschien bereits früher in selbständiger Form und hat der Logik des Verfassers Achtung verschafft. Voran steht jetzt eine Studie über die Sonette mit einer Warnung, nicht zuviel biographische Folgerungen herauszupressen, doch ist 'a genuine kernel of strong and rather emotional friendship' anerkannt, obwohl 'heightened for the purposes of art'. Gemälde, nicht Photographie. Gegensatz zwischen dem Lebenslos Shakespeares und des Grafen

Southampton, daneben andere Empfindungen, die man nicht immer klarlegen kann, manchmal etwas 'wild', 'stolz' auf Leistungen und Beziehungen, merkwürdig unbewußt seines dramatischen Genies. — Von Richard II. wird gesagt, er sei 'fallen power, not fallen greatness'; durch poetische Sprache zwingt uns Shakespeare, ihn als pathetische Figur zu fassen, trotz seiner Schwäche, Selbstsucht und Selbsttäuschung. — Falstaff wird am Schluß zu heftig fallen gelassen: 'the dramatist has nodded'. — Heinrich V. verrät hinter seiner blendenden Eroberungsherrlichkeit 'a real, and rather ugly, hardness of heart'. — Der melancholische Jacques ist 'only a fool'. — Über Macbeth wäre wohl noch Tieferes zu sagen. Verf. übt eine Art intuitiver Kritik, nicht eigentlich induktive Forschung. Sein Scharfsinn dürfte an Shakespeare mit der Zeit noch mehr Rätsel entdecken.]

L. Mathy, Der wahre William Shakespeare. Frankfurt a. M., Franzmathes, 1929. 48 S.

W. W. Greg, Review of Tannenbaum's Shakespeare forgeries, 1928. (Review of English studies, V, 19.) 15 S. [Tannenbaums scharfe Kritik der englischen Paläographen wird zurückgewiesen. Greg meint vorsichtig 'There is nothing necessarily suspicious in any of the graphic details adduced by Tannenbaum' und ist geneigt, alle die angezweifelte Papiere für echt zu halten.]

S. A. Tannenbaum, Shakspeare and 'Sir Thomas Moore'. New York, The Tenny Press, 1929. 64 S. [Antwort auf Gregs Rezension unter besonderer Berufung auf die bibliolitische Methode. Shakspeare habe mit dem Stück 'Sir Thomas Moore' nichts zu tun gehabt, wohl aber Kyd, Tom Heywood und Massinger.]

Max Förster, The river-name 'Tweed'. (Scottish Gaelic studies, III, p. 1—9.) London, Milford, 1929.

O. Funke, Zum Weltsprachenproblem in England im 17. Jh.: G. Dalgarno's 'Ars signorum' 1661 und J. Wilkins' 'Essay towards a real character and a philosophical language' 1668. (Angl. Forsch., hg. Hoops, 69.) Heidelberg, Winter, 1929. [Bacon ging voran und entwarf bereits in 'Advancement of learning' 1605 den Plan einer Universalsprache. Descartes hielt es 1629 für notwendig, den Wortschatz nach einem Kategorialsystem der Begriffe zu gruppieren. Praktische Versuche dieser Art wurden dann in Spanien, Frankfurt, Wien begonnen, was auf Leibniz wirkte, der sich zeitlebens mit dem Problem einer philosophischen Sprache trug. In England machte Urquhart im 'Ekskybalan ron' 1652 und im 'Logopandectetion' 1653 die Forderung, die Bacon nur nebenbei erhoben hatte, zum Gegenstande selbständiger Schriften; aus seiner zweiten Veröffentlichung druckt Funke das Wesentliche ab. Bischof Ward, Mitglied der Royal Society und Verfasser einer Schrift über Universitätserziehung 1654, besprach dann diese Anregungen mit Dalgarno, aus dessen Buch Wilkins mehr schöpfte als er andeutete. Sowohl Dalgarno als Wilkins — letzterer in noch höherem Grade — boten direkt einiges Material für die englische Lautgeschichte; noch wichtiger wurden sie durch ihre Einwirkung auf die Orthoepisten Wallis und Cooper. Proben ihrer Schrift hat Funke zum Teil in Faksimile mitgeteilt, was dem Leser auch ein eigenes Urteil über die Gründe erlaubt, die eine praktische Verwertung dieser gelehrten Spielereien verhinderte. Von diesen Leuten des 17. Jhs. geht eine direkte Linie herunter zu M. Bell's 'Visible speech', neu gedruckt durch Sweet.]

St. A. Leonard, The doctrine of correctness in English usage. 1700—1800. (University of Wisconsin studies in language and literature, 25.) Madison, 1929. 361 S. [Geschichte der Irrtümer betreffs Sprache als Begriff und im Gebrauch. Selten erhob sich ein Einsichtiger, wie z. B. Priestley. Herrschaft der lateinischen Grammatik. Langsame Erkenntnis, daß sich die lebendige Sprache nicht tyrannisieren läßt, sondern dem Gesetze folgt usus tyrannus. Lesenswerte, sorgsame Studie zur Vorgeschichte der Anglistik.]

J. Heinrich, Die Frauenfrage bei Steele und Addison. Eine Untersuchung zur englischen Literatur- und Kulturgeschichte im 17./18. Jh. (Teildruck.) Berliner Diss. Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 50 S.

L. Hotson, Shelley's lost letters to Harriet. (Atlantic Monthly, Jan. 1930.) New York, Atlantic Monthly Company. S. 122—133. [Als die Familie Westbrook gegen Shelley Prozeß führte, wurden neun Briefe von Shelley an seine erste Frau Harriet und einer an deren Schwester Eliza in Abschriften zu den Akten gegeben; diese hat jetzt Hotson, bekannt durch seine Entdeckung und Schrift 'Marlowe's death', im Londoner Chancery-Amt gefunden. Die drei ersten teilt er hier mit; es ergibt sich daraus, daß Shelley im September 1814 allen Ernstes glaubte, Harriet könne wie eine Schwester und Mary als Gattin neben ihm leben, sowie daß Harriet von ihrer beträchtlich älteren Schwester Eliza völlig beherrscht wurde.]

H. G. Wells, The king who was a king. (Tauchnitz ed. 4908.) Leipzig, Tauchnitz, 1929. 264 S. 1,80 M. [Ein Zukunftsroman, dargestellt in Form eines Films, der lebendig beschrieben wird. Wenn die Vereinigten Staaten eines Tages für ihre gesamte Eisenproduktion ein neuentdecktes Hilfsmaterial brauchen werden, das in ihrem Lande nicht vorkommt, werden sie sich dann durch den Kellogg-Pakt hindern lassen, es sich mit Waffengewalt zu holen? Krieg zwischen ihnen und England ist nur dann ausgeschlossen, wenn sich die beiden Reiche amalgamieren; aber sollen sie dann wirklich ihre geliebten Flaggen aufgeben, ihre Geschichte auslöschen, auf ihre nationale Selbständigkeit verzichten? Werfen sie sich doch gegenseitig Arroganz vor! Der echte, wirklich regierende König wird auf dem Festlande Europas auftauchen, aber er wird sich nicht selbst anbieten oder gar aufdrängen, bitten und zwingen wird er sich lassen, denn er weiß, wieviel Lebensgefahr er mit der Herrschaft übernimmt. Solche Möglichkeitsbilder weiß Wells wie gewöhnlich uns vorzuzaubern, in erzieherlicher Absicht, die sich diesmal merkwürdig mit den Denkergebnissen von Shaws 'Amerikanischem Kaiser' deckt. Einzelheiten zu weissagen oder ihnen irgendwelche Bedeutung beizulegen hat er natürlich selber keine Lust; auf solch plastisches Füllsel ist daher auch hier nicht näher einzugehen.]

G. K. Chesterton, Generally speaking. (Tauchnitz ed. 4909.) Leipzig, Tauchnitz, 1929. 271 S. 1,80 M. [Essays über die verschiedensten Kulturprobleme der Gegenwart, sprühend von Witz und Laune. 'The Englishman abroad' hat die unangenehme Gepflogenheit, sich gleich sehr stark 'at home' zu fühlen und demgemäß sich zu benehmen. 'Poland' hat dem Verf. bei seinem Besuch einigen polnischen Wind in das Gesicht gepustet, der ihm gesund zu denken gab. 'Europe and Asia' tauschen seltsame Dinge: vom Westen ist die bürgerliche Philisterkleidung nach dem Osten gewandert; aus dem Osten aber kommt 'despair' usw. Man glaubt sich in die Sphäre von Charles Lamb zurückversetzt, nur mit kürzeren Sätzen und weiteren Ausblicken. Eingehender sei hier über einige literarische Essays berichtet. Unter der Überschrift 'Carols' verbreitet sich Chesterton über mittelalterliche Lieder sowie Dichtung überhaupt; was aus jener Zeit herüberklingt, habe doch eine merkwürdige Größe und Durchdringlichkeit, wie eine ganz laute Glocke aus der Ferne. Shakespeare habe sicherlich unter dem berühmten Staatsminister Cecil und dessen geistiger Tyrannei gelitten; einschlägige Verse aus den Sonetten und aus Hamlet klingen völlig autobiographisch; Bacon dagegen, der heftige Ankläger von Essex, habe sich zum Diener Cecils erniedrigt. Dabei fallen einige Tröpfchen Kritik auf die Baconianer ab. Besondere Aufmerksamkeit ist dem letzten, unvollendet gelassenen Roman von Dickens gewidmet. 'The mystery of Edwin Drood' habe das Geheimnis eher am Anfang als am Ende. Gerechtheit wird für Byron gefordert; daß er grundlos als Melancholiker posiert habe, widerspreche doch der Annahme, er sei ein ungewöhnlich lasterhafter Mensch gewesen, denn frühere Laster hätten doch spätere Melancholie

begründet. Diese Essays sind gewöhnlich nur 5—10 Seiten lang, ihr Stil fließt aus einer Überraschung in die andere, ihr Eindruck ist ebenso denkhaf wie unterhaltend.]

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. Leipzig, Tauchnitz, 1929.

Vol. 4908: H. G. Wells, The king who was a king.

„ 4909: G. K. Chesterton, Generally speaking.

„ 4910: Mrs. Belloc Lowndes, Duchess Laura.

„ 4911: Mrs. Belloc Lowndes, One of those ways.

H. T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. 2. Teil: Deutsch-Englisch. Berlin, Springer, 1929. X, 676 S. 32 M. [Das Buch, dreimal so umfänglich als der Englisch-Deutsche Teil, füllt eine empfindliche Lücke. Technik, Soziologie, Wirtschaft, Naturkunde, Politik haben sich in den letzten Jahrzehnten so mächtig entwickelt, daß sie ein eignes Wörterbuch fordern; man möchte sagen, ein Geschäftswörterbuch; das Deutsche hat sich dabei anscheinend noch viel mehr erweitert als das Englische; 'If as a philologist,' schreibt Verf. in dem aus Oxford datierten Vorwort, 'I have rejoiced at the sight of a language that could so robustly wax fat and kick, as a lexicographer, I have often sighed'. Die beiden längsten Abschnitte in diesem Bande gelten bezeichnenderweise den Wörtern 'Arbeit' und 'Steuer'. Die Jurisprudenz hat noch mehr Ausdrücke geliefert als die Verwaltungstechnik. Die Engländer haben das Wort *dumping* erfunden. Bei uns aber hat es eine Menge Zusammensetzungen erzeugt oder Ersatzwörter gefunden. Ehrlich hat Verf. nach Vollständigkeit gestrebt; dem englischen Volkswirt, Gelehrten, Staatsmann, Rechtsanwalt will er zum Verständnis deutscher Bücher verhelfen. Eine flüchtige Schau über die Begriffswörter erweist dies bei dem Versagen der gewöhnlichen Wörterbücher als sehr notwendig. Man vergleiche nur die Artikel über Industrie, Kataster, kollektiv, Kredit, Lohn, Markt, Produktion, See, Staat, Wert mit ihrem Anhang von Ableitungen, und man wird begreifen, wie oft z. B. der englische Zeitungskorrespondent in Verlegenheit geraten muß, wenn er deutsche Blätter benutzt. Die Bedeutung wird oft durch Sätze erläutert, sonst aber gibt Verf. nur das Geschlecht der Substantiva an sowie die aktive, passive oder reflexive Funktion der Verben, weil das Deutsche hierin eine gefährliche Beweglichkeit entfaltet. Dem Verf. wird seine äußerst nützliche Arbeit gewiß von vielen Benutzern gedankt werden — der Linguist kommt dabei vielleicht in die letzte Reihe.]

The Preraphaelite poets and painters. Ausgew. u. m. 8 Abb. Hg. v. K. Horn. (Diesterwegs neuspr. Schulausg. m. dtsh. Anm., Bd. 21.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 120 S. [Ein gutes Bändchen; man merkt es dem Hg. an, daß er an Ort und Stelle studiert hat; an einer Stelle teilt er auch eine Äußerung von William Rossetti, dem Bruder des Dichters, mit, wonach dieser vor Abfassung der 'Blessed Damozel' den ersten und zweiten Teil von Goethes Faust gelesen hatte, S. 102. Die Maler dieser Gruppe sind zuerst behandelt, allerdings etwas ungleich, indem die ersten Bilder von D. G. Rossetti ungem. bevorzugt sind; leider fehlt dessen Lehrer und Hauptmuster Madox Brown. Dann folgen als zweiter Teil Dichtungen, die durch Rossetti oder unter Rossettis Einfluß entstanden. Aus dem 'Germ' ist hier die Erzählung 'Hand and soul' abgedruckt, worin er von der Moral weg auf das Rein-Künstlerische verwies. Von William Morris oder richtiger über W. Morris erhalten wir einen Essay von Vallance. Dann folgen Proben aus dem jungen Swinburne. Anmerkungen tragen noch viel Einzelwissen nach, das bei einer systematischeren Anordnung noch besser wirken könnte. Leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis.]

Diesterwegs neuspr. Schulausg. m. dtsh. Anm. Engl. Reihe. Bd. 23: John R. Seeley, Englands foreign policy from the accession of Queen Elizabeth to the Peace of Vienna. Extracts from 'The growth of British policy' and

'The expansion of England', hg. v. F. Nagel. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 181 S.

Rengers frz. u. engl. Schulbibl. A. Bd. 236: Novels in a nutshell. Hg. v. M. Liening [F. Cooper, The last of the Mohicans. — H. Beecher-Stowe, Uncle Tom's Cabin. — Ch. Kingsley, The water babies. — Ch. Dickens, The old curiosity shop]. Leipzig, Renger, 1930. VII, 100 S.

Westermann-Texte. Engl. Reihe. Hg. von H. Strohmeier. Braunschweig, Westermann:

Nr. 21: British industry and commerce. Von W. Braun [Kurze Abschnitte aus englischen Zeitschriften geben Aufschluß über folgende Punkte: Survey of the year 1928. — Conditions: 1. in the basic industries, 2. in commerce. — Remedies: 1. General outlook, 2. individual measures, 3. state measures, 4. state policy]. 63 u. (Wörterbuch) 16 S. 1 M.

Nr. 34: England and Germany. Von E. Hoffmann. 40 u. 16 S. 0,80 M.

Nr. 48: Scenes and sketches of modern English life. Hg. v. K. Achtnich. 120 u. 28 S. 2 M.

Nr. 54: Modern American life and thought. I: Landscape, language, politics, religion. 54 u. 31 S. 1,20 M. — Nr. 66: Dass. II: Industry and trade. 62 u. 28 S. 1,30 M.

Nr. 63: R. L. Stevenson, Dr. Jekyll and Mr. Hyde. Ausgew. u. bearb. von H. M. Schultze. 67 u. 44 S. 1,40 M.

Nr. 64: W. M. Thackeray, Vanity Fair (Waterloo). Hg. v. W. Effenberger. 66 u. 23 S. 1,30 M.

Nr. 65: Poems of Lord Byron. Ausgew. u. hg. v. K. Windscheid. 56 u. 20 S. 1,30 M.

Nr. 68: E. C. Grenville-Murray (Selections). Bearb. v. A. Storch. 65 u. 32 S. 1,30 M.

T. H. Field, English book 1. Published for Bell's Academy. Zuffenhausen-Stuttgart, C. v. Taborsky. 11th ed. 152 S. Geb. 4 M. [Obgleich 'compiled by a staff of the most successful English and American teachers', steht im Vorwort: 'The use of the pupils (sic!) own language ...' und 'They have plenty ideas' (vgl. Pocket, Oxf. Dict.). Im Text selbst finden sich ebenfalls Stellen, die nachdenklich stimmen. S. 23: 'Point out number hundred sixty-three please' und die Jahreszahl 'nineteen hundred thirty-two'. S. 34: 'cannot' unterschiedslos neben can not. S. 35: 'Persons who cannot speak ...'; warum nicht people? S. 73: 'What burns longer, a cigar or a cigarette?' — Mit Konversationsproben, Vokabeln, grammatisch belehrenden Einzelsätzen und ein paar verstreuten zusammenhängenden Texten (alles in engl. Sprache) glaubt die 'quick and easy Bell Academy method' schnell zum Gebrauch des Englischen zu führen. Der Mut ist zu bewundern. Fritz Fiedler.]

J. Koch, Praktisches Englisch. 1. Teil: Elementarbuch. 64. u. 65. u. neubearb. Aufl. Leipzig, W. Gronau, 1929. 192 S. [Die Neubearbeitung berücksichtigt die Richtlinien mit einigen 'Oral exercises', ein paar 'Questions' und einer starken Kürzung der dt. Übersetzungstücke. Alles andere ist geblieben, auch die Parallelsetzung engl. Vokale mit deutschen und die Umschrift alten Systems. Das Buch ist auf Übersetzen aus dem Dt. eingestellt, die Methode etwa die von Gaspey-Sauer. Auf Wissenschaftlichkeit und Verwendung in der Schule darf das Buch keinen Anspruch erheben. Fritz Fiedler.]

Lincke-Mühlhäuser, Englischs Unterrichtswerk für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil 3. Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe (4.—6. Unterrichtsjahr). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 155 S. [Der Lesestoff (Untertertia bis Untersekunda einschließlich) erfüllt die Forderungen der Richtlinien. Gegen die Wahl der Texte läßt sich nichts einwenden. Sie sind zweckdienlich, inhaltlich interessant, abwechslungsreich, mit guten Abbildungen versehen und sprachlich den genannten Klassenstufen angemessen. Dazu sachliche Anmerkungen und ein

alphabetisches Wörterverzeichnis mit sorgfältiger phonet. Umschrift. S. 14 ist ein Druckfehler: *take seat* und *taken seat*. Fritz Fiedler.]

Th. Pesta und M. Schmid-Schmidfelden, *My first English book*. 1. Teil. Hg. im Auftrag und mit Unterstützung der Arbeitsgemeinschaft der Anglisten in Wien. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, 1928. 172 S. Geb. 3,80 M. [Eine ansprechende Lauteinführung, geeignete, die Kleinen interessierende Lesetexte (der erste noch mit phon. Umschrift), einige Gedichte und Lieder mit Noten, eine sorgfältig gearbeitete Elementargrammatik mit methodisch ausgezeichneten Übungen, dazu gute Abbildungen und klarer Druck machen das Buch in Form und Inhalt zu einem der besten seiner Art. Seine Verwendung an Mittelschulen und österreichischen Hauptschulen mit Englisch als erster Fremdsprache wird Lehrern wie Schülern Freude machen. Fritz Fiedler.]

Amerikanisch.

American speech. V, 1, Oct. 1929 [D. Bernadete, Immigrant speech. — Austrian-Jewish style. — V. Randolph, A third Ozark word-list. — A. Read, Observations on Iowa place names. — M. Fry, Ham lingo. — M. van Denbark, Nebraska cow talk]. — 2, Dec. [O. Jespersen, Nature and art in language. — Ch. A. Fritz, The teaching of public speaking in the early American colleges. — A. E. Perkins, More notes on Maine dialect. — M. Meredith, Longfellow's 'Excelsior' done into Pidgin-English. — E. E. Hale, Dialectical evidence in the place names of eastern New York.]

Norman Foerster, *The American scholar. A study in litterae inhumaniores*. Chapel Hill, The University of North Carolina Press, 1929. 67 S. \$1. [Da wir in einem mechanischen Zeitalter leben, muß auch die deutsche Wissenschaft ins Geistlose sich verirrt haben; dies gelte besonders von der Linguistik, von der Literaturforschung und einigermaßen auch von der allgemeinen Geschichte. Die amerikanische Wissenschaft, seit hundert Jahren unter deutscher Führung groß geworden, solle sich jetzt mehr der französischen Betriebsweise anpassen, als deren Vorzüge hervorgehoben werden: 'French reflection, F. lucidity, F. finesse, F. moderation, the F. concern for humane assimilation, the F. devotion to general ideas, the F. insistence upon taste and style, the F. interest in criticism — these qualities, all but absent from our own work, I take to be worthy of imitation.' Selbst in England seien noch gelehrte Traditionen vorhanden, die den 'excesses of scientism' widerstehen könnten, namentlich 'a cultural background and a sense of poetic style, together with the sanitive powers of common sense and humour'. Foerster denkt sogar an zwei Arten von Doktorat, eine mehr deutsche und eine wesentlich französische. — Hoffentlich bleibt der Deutsche dem ersten unentwegten Ringen nach Wahrheit treu und lernt zugleich von allen Nachbarn, um die Auswirkung der Wissenschaft auf Volk und Einzelpersönlichkeiten noch möglichst zu fördern; tiefer schürfendes Ausdenken fehlt, wenn das Material hinreichend gesammelt und gesichtet ist, niemals. A. B.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, XLIX, 2—3 [Klara M. Faßbinder, Der Trobador Rambaut von Vaqueiras. — H. Spanke, Romanische und mittelalterliche Formen in der Metrik von Minnesangs Frühling. — L. Karl, Theodor der Katalane und seine Chirurgie. Eine philologisch-medizingeschichtliche Studie nach Handschriften und Wiegendrucken. — Vermischtes: Margarete Rösler, Auf welchem Wege kam das Vigesimalssystem nach Frankreich? — Fr. de B. Moll, Sobre *aetra* y altres eufemismes catalans. — H. Spanke, Das Corpus der ältesten französischen Tanzlyrik. — A. Altschul, Vorbilder für einige Szenen und Motive in Calde-

rons Alcalde de Zalamea. — Besprechungen: Th. Kalepky: Fr. Strohmeier, Der Stil der französischen Sprache. — E. Gamillscheg, Zum Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. — I. Iordan: Th. Capidan, Elementul slav in dialectul aromin. — Ders., Meglenrominii I. Istoria şi graiul lor. — Ders., Rominii nomazi. Studiu din viaţa Romnilor din sudul Peninsulei Balcanice. — J. Brück, R. Bezzola, Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli (750—1300). — A. Pillet †, A. Kolsen, Trobadordgedichte. Dreißig Stücke altprovenzalischer Lyrik. — L. Jordan, P. M. Groth, Kultur- und Bedeutungswandel. — Chr. Favre: B. Luyet, Dictons de Saviesse. — W. v. Wartburg: J. Haust, La Houillerie Liégeoise. — B. Wiese: L. Pulci, Il Morgante maggiore ed. Volpi. — Ders.: G. Vico, Neue Wissenschaft. — A. Zauner: J. Bourciez, Recherches historiques et géographiques sur le parfait en Gascogne. — E. Werner: C. E. Anibal, Mira de Amescua. — Ders.: Aubry F. G. Bell, Luis de Léon. — Bekanntmachung über Todd Memorial Volumes. — L. Klaiber, A. Schaeffer †. — C. Appel, A. Pillet †].

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. Supplementheft XXXVII und XXXVIII, 1913 und 1914. Bibliographie 1912/13 von Fr. Ritter. Halle, Niemeyer, 1929. 539 S. 58 M.

Archivum romanicum, hg. von G. Bertoni, Vol. XI, 1, Gennaio—Marzo [G. Bertoni, Il canto degli ipocriti. — V. Bertoldi, Per la storia del lessico botanico popolare. — A. de Stefano, Delle origini e delle natura del primitivo movimento degli Umiliati. — G. Zaccagnini, La lirica di Cino da Pistoia. — Varietà e aneddoti: L. Spitzer, Etymologien: Afrz. *sen(z)fege*, *senzfege*; Ot-ranto, *spara* 'Tischtuch'; frz. *garenne* 'Kaninchengehege', 'Fischweide'. — A. Marigo, De Ugucionis Pisani 'Derivationum' latinitate eorumque prologo. — Lina Cesati, Contatti e interferenze tra il ciclo bretonne e carolingio prima del Bojardo. — M. Catalano, La 'quinta sorella' di Lodovico Ariosto. — A. Levi e L. Spitzer, Ancora su fr. *comptant*. — G. Bertoni, Mod. *zirudela*, *carrucola*, *puleggia*; *filastrocca*. — Bibliografia]. — XI, 2, Aprile—Giugno [G. Bertoni, Il linguaggio mistico di Santa Caterina da Siena. — A. de Stefano, Intorno all'origine e alla natura della 'secta spiritus libertatis'. — A. Haggerty Krappe, Studies on the Seven Sages of Rome. — G. Maria Monti, Intorno al Sannazaro e ad un suo imitatore. — Varietà e aneddoti: M. M. Jirmounsky, Quelques remarques sur la datation du 'Tristan' de Thomas. — G. Huszti, Le relazioni di Antonio Tebaldeo colla Corte di Mattia Corvino. — G. Huszti, Contributi alla storia della Biblioteca Estense. — L. Sorrento, Una particolarità sintattica delle lingue neolatine e un esempio tipico nei 'Sepolcri'. — L. Spitzer, Etymologien: frz. *frapper*; ital. *cesso* 'Abort'; ital. *far greppo* 'das Gesicht zum Weinen verziehen' (von Kindern); Comelico, **kumpissó* 'faul', 'unglücklich'; Lucca, *sconiato* — florent. *conia*; ital. *smargiasso* 'Aufschneider', 'Prahlsans'. — Elise Richter, Das altitalienische 'tabacco'. — Sulle 'Derivationes' di Uguccione da Pisa. — Bibliografia]. — XI, 3, Luglio—Settembre [D. Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik. — V. Todesco, Appunti sulla lirica di Auzias March. — A. Mercati, L'Ariosto parroco di S. Maria dell'Oliveto a Montericco (Reggio-Emilia). — F. Chabod, Sulla composizione de 'Il Principe' di N. Machiavelli. — Varietà e aneddoti: A. Restori, I Sonetti di Lope de Vega. — M. L. Wagner, Etym.: Log. (*b*)*éndzu péndzu*; nuor. *irgendzu* 'körperlicher Fehler' usw. — L. Spitzer, altrz. *enrede* 'gewalttätig', 'heftig'. — L. Spitzer, Zu altital. *tabacco* und *attabacarsi* 'sich verlieben', *intabaccare* 'verliebt machen'. 'bestriken', 'umgarnen'. — L. Spitzer, Prov. *coderc* 'pacage communal'. — L. Bertoni, Un nuovo frammento di un esemplare in 'pergamena della più antica stampa dei 'Reali di Francia'. — A. Levi, Moden. *zirudela* 'carucola'; 'filastrocca'. — A. Levi, Ancora *festaiola* 'festiccinola'. — P. Massia, Dei nomi locali di Pancalieri e Polonghero (Torino—Cuneo). — C. Gutkind, Spricht Paolo im V. Gesang der 'Divina Commedia'? — Bibliografia]. —

XI, 4, Ottobre—Dicembre [P. Aebischer, *La chanson du comte de Gruyère*. — J. Ruggieri, Le varianti del canzoniere portoghese Colocci Brancuti nelle parti comuni al Cod. Vaticano 4803. — L. Spitzer, Zur Kunst Quevedos in seinem 'Buscón'. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Sulla lingua dei più antichi rimatori siciliani. — A. Monteverdi, Il 'lai de Noton'. — A. Haggerty Krappe, Notes on Dante's Inferno. — G. Rohlf, Noch einmal zu südital. *spara* 'Tragpolster'. — Bibliografia].

Studi medievali, Nuova serie, dir. da Crescini. Ermini, Fedele, Leicht, Levi, Suttina, Ussani. Vol. 2, fasc. 1, 1929 [M. Wilmotte, Sur les origines de l'épopée. — Fr. L. Ganshof, Une nouvelle théorie sur les Serments de Strassbourg. — V. Crescini, Ugo di Saint Circ a Treviso. Due appunti: 1. Domna Stazailla. 2. *Meil e Moill*. — V. de Bartholomaeis, Peire Vidal, *Pos ubert au*. — F. Liuzzi, L'espressione musicale nel dramma liturgico. — K. Strecker, Henricus Septimellensis und die zeitgenössische Literatur. — L. Halphen, Les débuts de l'Université de Paris. — G. Bertoni, I 'lais' del romanzo in prosa di Tristano. — A. Medin, Ritornando alle rime di Vannozzo. — Aneddoti: A. Thomas, Le 'liber de nobilitate animi' et les Troubadours. — St. Gaselee, An apocryphal ending to the 'Phyllis and Flora'. — G. Mazzoni, Un'osservazione sugli antichi ritmi bellunese e lucchese. — F. Ermini, Il dialogo di Agio per la morte di Hathumoda. — M. Inguaez, Due frammenti del 'Liber miraculorum monachorum Casinensium' di Pietro Diacono. — V. Crescini, Alberico di Pisançon. — M. Pelaez, Un frammento del romanzo francese in prosa di Tristano. — F. Neri, Il suicida fiorentino (Chiosa dantesca). — A. Saporì, L'usura nel Dugento a Pistoia. — E. Levi, Elementi e frammenti della vita del Petrarca nel canzoniere del Vannozzo. — V. Crescini, Postilla apoletica. — Bullettino bibliografico].

Romanische Forschungen, hg. von R. Z e n k e r. XLIII, 2, 1929 [W. Dehne, Die Darstellung der Persönlichkeit Ludwigs XI. von Frankreich in der Literatur].

Revista filologică, Anul II, N-rul 3. Octombrie 1928. Director: A. P r o c o p o v i c i. Cernăuți, 1929 [Cercul de Studii filologice: Lui E. Herzog. — W. Meyer-Lübke, Eugen Herzog. — Opera lui Eugen Herzog (Repertoriu bibliografic). — N. Jokl, Rumänisches im Albanischen. — A. Zauner, Die altfranzösischen Infinitive *querre* und *corre*. — S. Pușcariu, *Răzgia*. — I. Iordan, *Ciofli(n)gâr — Inconderat = incondurat — De-a șteamnău — A se rade*. — Th. Capidan, Arom. *mire*, dacor. *miriște* — Dacor. *pururea*. — L. Spitzer, Rum. *a desfătă* 'ergötzen, belustigen', *a se desfătă* 'sich laben, schmelgen' — Arom. *ancuñare* — Proor, *prăură*. — N. Drăganu, Etimologii: *Intuneacă — Intonceă (tuncă) — Mișită, mișenită, mișină (mișună), musinoiu (mușunoiu, mușuroiu, moșoroiu etc.), mișui (mășdi), mușlui*. — Ders., Chestiuni sintactice: (*Cu, de, în*) *totului tot și (cu, de, în) totului tot* — Formele de dativ și genitiv cu *ali și al* prepus în daco-română — *Câte 'je'* distributiv. — A. Procopovici, Din istoria pronumelui în limba românească 4. Articolul antepus și articolul demonstrativ, pronumele determinative *ăi, ăst* și variantele lor. *cuculi = cucului*. — Gr. Nandriș, Despre genitivul-acuzativ slav. — C. Lacca, Așezarca definitivă a lui Corese la Brașov. — N. Jokl, Alb. *mërkosh*. Eine Entgegnung. — Addenda. — Bibliografie. — Indice].

Volkstum und Kultur der Romanen. Schriftleitung W. K ü c h l e r und Fr. K r ü g e r. Hamburg 1929. II, 1 [E. van Jan, Die heiligen Marien vom Meer. — W. Bierhenke, Das Dreschen in der Sierra de Gata. — O. Fink, Contribución al vocabulario de la Sierra de Gata. — Besprechungen: E. Gamillscheg, Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft (W. Schroeder). — G. Guillaume, J. L. Guez de Balzac, et la prose française (Fr. Schalk). — F. Gentile Pascal, Saggio d'interpretazione storica (Fr. Schalk). — Anuari de l'Oficina Romànica de lingüística i

literatura (F. Krüger). — P. Sánchez Sevilla, El habla de Cespedosa de Tormes (F. Krüger). — P. C. Morán Bardón, Arte popular (F. Krüger). — C. Carré Alvarellos, Diccionario gallego-castelán (F. Krüger). — J. Leite de Vasconcellos, Opusculos (F. Krüger). — C. Meléndez, Amado Nervo (Y. Pino Saavedra). — P. Henríquez Ureña, Seis ensayos en busca de nuestra expresión (Y. Pino Saavedra). — Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad de Buenos Aires. Instituto de Literatura Argentina. Sección de Folklore. 1a serie, t. I, 1; 2e serie, t. I, 1; 3e serie, t. I—II (W. Giese). — T. Papahagi, Images d'ethnographie roumaine (F. Krüger). — Mitteilungen]

C. H. Grandgent, Introducción al Latin Vulgar. Traducción del inglés, adicionada por el autor, corregida y aumentada con notas, prólogo y una Antología por Fr. De B. Moll. Madrid 1928. 384 S. Centro de Estudios históricos.

Meisterwerke der Romanischen Sprachwissenschaft, hg. von L. Spitzer. Erster Band: Lautlehre, Wortforschung, Flexions- und Wortbildungslehre. München, M. Hueber, 1929. 373 S.

Pauline Taylor, Romance Linguistics in 1927 (Books, Articles, Reviews). S.-A. aus The Romanic Review, Vol. XIX und XX (1928—29).

G. K. Zipf, Relative frequency as a determinant of phonetic change. S.-A. aus Harvard Studies in classical Philology, vol. XL. 1929. 95 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. LII, 4, 5, 6 [D. Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik. Die Volksliedtheorie (Fortsetzung). — H. Sparnaay, Noch immer Ivain—Owein. — R. A. Fritzsche, Robert de Traz über Henri-Frédéric Amiel. — A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie. 3. afrz. *avoids*. — L. Spitzer, *aller chercher quelqu'un — prendre* 'abholen'. — Referate und Rezensionen: E. Brugger: W. Golther, Parzival und der Gral in der Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit. — K. Glaser, Neuerscheinungen auf dem Gebiet der modernen französischen Literaturgeschichte. — Ders., Neuerscheinungen zur französischen Kulturkunde. — Miszellen: Ph. Aug. Becker, Über die neue Saint-Gelais-Handschrift. — L. Spitzer, Frz. *i in iot*. — Ders., Zum Sinn einer Kontaminationsbildung. — Jul. Schmidt, Zu Spitzers Studie 'Die klassische Dämpfung in Racines Stil' (Arch. Rom. 1928). — F. Kalepky, Zu Zeitschr. LII, S. 127]. — LII, 7, 8 [J. Brück, Bemerkungen zum französischen etymologischen Wörterbuch E. Gamillschegs. — Referate und Rezensionen: H. Spanke: *Mélanges de linguistique et de littérature offerts à M. A. Jeanroy*. — Th. Kalepky: Kuttner, Prinzipien der Wortstellung im Französischen. — Zur französischen Negation. — W. Fischer: E. van Jan, Das literarische Bild der Jeanne d'Arc. — H. Heiß: Ph. Aug. Becker, Aus Frankreichs Frührenaissance. — Ders.: Ph. Aug. Becker, *Andry de la Vigne*. — Ders.: Ét. Gros, *Philippe Quinault, Sa vie et son œuvre*. — La *Mère coquette*, Éd. crit. par Ét. Gros. — Ders.: E. Seillière, *Pour le centenaire du romantisme*. — Un examen de conscience. — P. Sakmann: *Annales de la Société J.-J. Rousseau*. Tome dix-septième 1926. — J. Haas †: H. de Balzac, *Correspondance inédite avec le docteur Nacquart (1823—1850)*. — Ders.: H. W. Royce, A Balzac bibliography. — Miscelle: Elise Richter, Zu Gertrud Bäumers Europäische Kulturpolitik]. — LIII, 1, 2, 3 [P. Barbier, Notes on Germanic initial W in French and in the French dialects. — O. Bloch, Notes étymologiques et lexicographiques. — K. Glaser, Germanisme. — Jul. Schmidt, Die rhythmische Gestalt des Alexandriners bei Corneille und bei Racine. — E. Pichon und H. Hoesli, Über die Negation im Französischen. — H. Spanke, Das lateinische Rondeau. — E. Brugger, Der Gralpassus bei Helinandus. — Referate und Rezensionen: K. Glaser: G. Sahlin, César Chesneau du Marsais et son rôle

dans l'évolution de la grammaire générale. — Th. Kalepky: W. Günther, Probleme der Rededarstellung. — St. Hofer: Sankt Alexius, hg. von M. Roesler. — Ders.: Das altfranz. Rolandslied, hg. von A. Hilka. — Ders.: La chanson de Roland publiée d'après le ms. d'Oxford et traduite par J. Bédier. — Ders.: F. Zaman, L'attribution de Philomena à Chrétien de Troyes. — Ders.: E. G. R. Waters, The Anglo-Norman Voyage of St. Brendan by Benedeit. — Ders.: E. G. R. Waters, A thirteenth century Algorism in French verse. — Ders.: E. Walker, Der Monolog im höfischen Epos. — E. Merian-Genast. W. Gottschalk, Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur. — Fr. Nobiling: C. Soula, La poésie et la pensée de St. Mallarmé: Notes sur le toast funèbre].

Register zur Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Band I bis L, zusammengestellt von Elisabeth Kredel. Jena und Leipzig, H. Gronau, 1929. 139 S.

Mercure de Flandre, Tribune de la pensée franco-flamande, hg. von V. Breste. VIII, 2, 3, 4—5 (février, mars, avril—mai), 1929.

K. Voßler, Frankreichs Kultur und Sprache. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Gegenwart. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1929. 410 S. 7,50 M.

Das Moraliū Dogma Philosophorum des Guillaume de Conches, hg. von J. Holmberg. Lateinisch, altfranzösisch und mittelniederfränkisch. (Arbeiten utgivna med understöd av V. Ekmans Universitetsfond, Uppsala no. 37.) Uppsala, Almqvist u. Wiksells, 1929. 217 S. Gr.-8°.

S. Sklarz u. R. Brummer, Grundzüge einer Bibliographie für das Studium der französischen Philologie. Als Manuskript gedruckt. Rom, Sem. der Universität Breslau, 1928. 27 S. 0,80 M.

R. Lebègue, Le Mystère des apôtres. Contribution à l'étude de l'humanisme et du protestantisme français au XVI^e siècle. Paris, Champion, 1929. 262 S. Gr.-8°.

R. Lebègue, La Tragédie religieuse en France. Les débuts (1514—1573). Paris, Champion, 1929. 549 S. Gr.-8°.

H. Heiß, Molière. (Das wissenschaftliche Weltbild, hg. von P. Hinneberg.) Leipzig, Quelle u. Meyer, 1929. VIII, 220 S. 8,60 M.

G. Fagniez, La femme et la société française dans la première moitié du XVII^e siècle. Préface de M. Funck-Brentano. Paris, J. Gamber, 1929. 397 S. 30 fr

A. Franz, Aus V. Hugos Werkstatt. Auswertung der Manuskripte der Sammlung 'Les Contemplations'. Mit drei Tafeln. (Gießener Beiträge zur roman. Philol., hg. von D. Behrens. V. Zusatzheft.) Gießen 1929. 96 S. 6 M.

P. Abraham, Balzac. Recherches sur la création intellectuelle. (Maîtres des littératures no. 2.) Paris, Editions Rieder, 1929. 87 S. Avec soixante planches hors-texte.

H. L. Götzfried, Romain Rollands heroischer Idealismus. Freudenstadt, H. Götzfried, 1929. 151 S.

W. Widmer, Volkstümliche Vergleiche im Französischen nach dem Typus *Rouge comme un coq*. Baseler Diss. 1929. 135 S.

Th. Spoerri, Französische Metrik. München, M. Hueber, 1929. 186 S. 5,20 M.

E. Mackel, Die Kulturströmungen der letzten Jahrhunderte im Spiegel der französischen Künste. Ein Lichtbildvortrag. Leipzig, Rohmkopf, 1929. 30 S.

Fr. Nobiling, Mallarmés Toast funèbre auf Gautier. S.-A. aus Neu-philologische Mitteilungen XXX, 4/5 (1929), S. 118—142.

Fr. Strohmeier, Französische Grammatik auf sprachhistorisch-

psychologischer Grundlage. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1929. 298 S. 6,80 M.

P. Hartig u. H. Strohmeier, Moderner Neusprachlicher Unterricht. Braunschweig, Westermann, 1929. 245 S. 5,40 M.

Grund-Neumann. Französisches Lesebuch für Oberklassen. Vierte Auflage. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 226 S.

Velhagen u. Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Poètes français Band 6: Choix de poésies françaises. Sammlung französischer Gedichte von Th. Engwer. Neue, bis in die Gegenwart fortgeführte Auflage mit 23 Abbildungen, 191.—200. Tausend. Bielefeld und Leipzig 1929. 271 S. — Prosateurs français, Band 242 B: L'Église et l'État, hg. von H. Platz, nebst Anmerkungen und Wörterbuch. Bielefeld und Leipzig 1929. 81 S.

Fr. Meyer u. Fr. Weyel, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Ausgabe für Preußen. Grammatik. Braunschweig, Westermann, 1929. 121 S. 2,80 M. — Dies., Lese- und Übungsbuch. Ausgabe für Preußen. Braunschweig, Westermann, 1929. 137 S. 3,80 M. — Dies., Wörterverzeichnisse. Braunschweig, Westermann, 1929. 96 S. (Kostenlos.)

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, Bd. 127: Historiettes et anecdotes II choisis, et remaniées par P. Fraikin. 1929. 44 S. nebst Wörterbuch (31 S.).

Westermann-Texte, hg. von H. Strohmeier und R. Dinkler. Französische Reihe Nr. 14: Grands hommes de France II, Mirabeau, Gambetta, Zola ed. P. Wollmann. 82 S. — Nr. 50 (Doppelbändchen): Choix des lettres de Voltaire ed. H. M. Schultze. 112 S. — Nr. 52: Les idées de la Révolution française dans les œuvres de J.-J. Rousseau ed. Fr. Schmidt. 65 S. — Nr. 62: É. Souvestre, Le cousin Pierre ed. Br. Petermann. 31 S. — Nr. 64: Voltaire, Contes choisis ed. A. Rock. 60 S. — Nr. 65: Trois contes choisis par Mme d'Aulnoy ed. A. Storch. 77 S. — Nr. 72: Contes d'Émile Pouillon ed. N. Esser. 45 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Nr. 164: A. Daudet, Contes du lundi (Contes choisis) ed. O. Glöde. 42 S. — Nr. 171: A. Daudet, Lettres de mon Moulin (Contes choisis) ed. G. Goyert. 45 S. — N. 172: A. de Vigny, Laurette ou le cachet rouge ed. A. Bär. 32 S. — N. 177: Molière, L'Avare ed. J. Kirchhoff. 48 S.

Provenzalisch.

Appel, C., Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. Sechste, verbesserte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1930. XLI u. 344 S. Gr.-8°.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. da V. Cian. Vol. XCIII, 3 (apr.-giugno). 1929 [Giov. Gambarin, Pietro Giordani e Giuseppe Bianchetti (con venticinque lettere inedite). — Varietà: G. F. A. Crespi, La dottrina d'amore nell' 'Acerba' di Cecco d'Ascoli. — R. Sabbadini, Siccone Polenton (A proposito dei suoi 'Scriptorum illustrium latinae linguae libri'). — G. Aug. Levi, Inizi romantici e inizi satirici del Leopardi. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. — XCIV, 1—2 (luglio-sett.). 1929 [C. Calcaterra, Gli studi staziani dell' Alfieri 'per la Tragica'. — Varietà: A. Belloni, Per la riputazione morale d'un poeta. — G. Ortolani, 'Goldoni e la Francia' di R. Ortiz (Appunti e note). — L. Falchi, Antonio Cesari, cent'anni dopo la sua morte. — G. Aug. Levi, Intorno al premio negato al Leopardi ed assegnato al Bolla nel concorso quinquennale della Crusca del

1830. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Deutsches Dante-Jahrbuch. 11. Band. Neue Folge, 2. Band, hg. v. Fr. Schneider. 1929 [S. Merkle, Dante und die Mohammedanische Eschatologie. — B. Wiese, Die in Deutschland vorhandenen Handschriften der Göttlichen Komödie. — A. Bassermann, Vita Dantesca (mit 'Verzeichnis meiner Dantesca'. — Fr. Schmidt-Knatz, Beschreibung der Frankfurter Commedia-Handschrift Arci- β mit einigen kritischen Bemerkungen. — Helene Richter, William Blakes Dantebilder. — Fr. Kampers, Der Veltro und die Jenseitsfahrt. — F. Frh. v. Falkenhausen, Zur Veltro-Frage. — A. Bassermann, Veltro und Groß-Chan. — U. Leo, Sehen und Schauen bei Dante. — Fr. Schneider, Zur Münchener Handschrift von Dantes Brief an Cangrande della Scala (mit Faksimile). — Miscellen: A. Bassermann, Zwei neue deutsche Übersetzungen der Göttlichen Komödie (R. Schoener und G. van Poppel). — Aug. Vezin, R. Zozmanns Zweisprachenausgabe der Danteschen Gedichte. — Fr. Schneider, Neuere Dante-Literatur].

Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert 1: G. Ellinger, Italien und der deutsche Humanismus in der Neulateinischen Lyrik. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter u. Co., 1929. 516 S.

R. Zagaria, San Riccardo nella leggenda, nella storia, nella poesia popolare e nella letteraria. Andria, Rossignoli, 1929. 144 S.

Istituto interuniversitario italiano: Bildungs- und Sprachkurse für Ausländer und Einheimische in Italien. 1929. 73 S.

Spanisch.

Revista de filología española. Director: R. Menéndez Pidal. XV, cuad. 4^o. Octubre-Diciembre 1928 [V. García de Diego, Notas lexicas. — J. Anglade, Les Troubadours provençaux en Biscaye. — E. Buceta, Ensayo de interpretación de la poesía de Villasandino, número 199 del 'Cancionero de Baena'. — Miscelánea: L. Spitzer, *zebro* 'onager'. — E. G. Gómez, Boccaccio y Castillo Sobórzano. — J. M. de Cossío, La patria de Micaela Luján. — C. F. A. van Dam, Lope de Vega y el alemán. — J. E. Gillet, El flamenco en algunos textos españoles antiguos. — M. N. d. Arenas, El duque de Rivas, protegido por Mérimée (según documentos inéditos). — Notas bibliográficas. — Bibliografía]. — XVI, cuad. 1^o. Enero-Marzo 1929 [A. Parr, 'Qui' y 'que' en la Península Ibérica. II. — B. S. Alonso, La 'Crónica de los Reyes Católicos' de Alonso de Santa Cruz. — Miscelánea: E. Buceta, Fecha probable de una poesía de Villasandino y de la muerte del poeta. — L. Spitzer, Note sur la 'Celestina'. — Eug. Mele, Postille a tre poesie del Castillejo. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Departamento de estudios hispanicos de la Universidad de Puerto Rico: Revista, de Estudios hispánicos, Director F. de Onís. Tomo II, Núm. 1, Enero-Marzo 1929 [S. de Madariaga, The aim of Spanish in a Modern University. — M. R. de Terreros, Illumination and miniatures in Colonial Mexico. — C. E. Castañeda, Carta de la Emperatriz Carlota. — S. Salazar y Roig, El secreto de Milanés. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy. — El hispanismo en América. — Bibliografía hispanoamericana]. — Núm. 2, Abril-Junio [T. Navarro Tomás, Impresiones sobre el estudio lingüístico de Puerto Rico. — R. E. Boti, Ruben Darío en la Habana. — I. A. Leonard, A Mexican 'Máscara' in the Seventeenth Century. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy. — El hispanismo en América. — Bibliografía hispanoamericana].

Investigacion y Progreso, Año III, Nr. 7/8, 9, 10, 11. Madrid 1929.

Boletín Bibliográfico, Año II, Nr. 3. Madrid 1929.